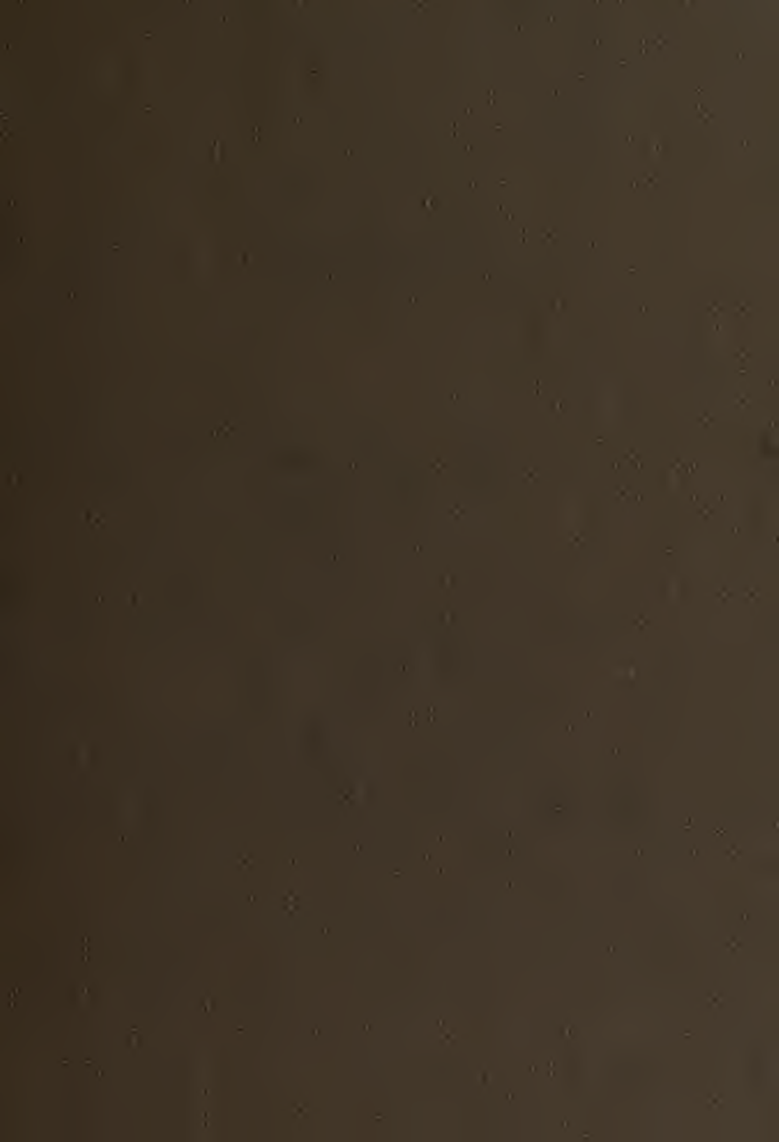






Humoristische Erzählungen.

Von

F. W. Hackländer.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Druck von Gebrüder Mäntler. Stuttgart.

Nur natürlich!

Wenn ich im Buche meiner Erinnerungen nachblättere, und meiner Freunde und Bekannten von ehemals gedenke, so kommt mir häufig einer derselben in's Gedächtniß, ein guter gemüthlicher Mensch, der seines Zeichens ein Apotheker war, und mit dem ich lange Zeit auf's Freundschaftlichste zusammenlebte. Wir wohnten nicht in einem und demselben Hause, nur in derselben Stadt. Ueber seinem Quartier war ein goldener Löwe angebracht und vor dem langen viereckigen Gebäude, in welchem ich kampirte, standen zwei alte Kanonen und neben ihnen zwei Kanoniere, mit dem Säbel in der Hand, Schildwache. Wo wir uns eigentlich kennen lernten, kann ich nicht angeben und, obgleich wir, was Neigung und Verhältniß anbelangte, nicht sehr zusammen paßten, so wurden wir doch ganz gute Freunde.

Schmidle, so hieß der Apotheker, war ein Schwabe und von unserm Herrgott nicht mit überflüssiger Körperschönheit begabt; doch hatte er an gutem Aussehen, was man für's Haus braucht, und war, wie eine alte Tante von mir in ähnlichen Fällen zu sagen pflegte, vor Ach! und Pfui! bewahrt. Das soll nämlich heißen: vor „Ach, wie schön!" und „Pfui, wie häßlich!" Schmidle konnte sogar, wenn er Sonntags seinen schwarzen Frack mit allem dazu Nothwendigen

und Passenden anzog, für einen hübschen eleganten Menschen gelten, und einen gewissen süßen Kräuter= und Medicamenten=duft abgerechnet, der nicht aus seinen Kleidern zu vertreiben war, hätte man es ihm alsdann nicht ansehen, oder vielmehr anriechen können, in welcher Branche er der leidenden Mensch=heit diente. Ja, man hätte ihn zuweilen für einen jungen Cavalier halten können, vielleicht für einen Offizier in Civil, denn er verstand es, wie diese Leute, sein Halstuch mit einer gewissen lockern Eleganz zu knüpfen und an seinen Hand=schuhen hatte er beständig ein Knöpfchen abgerissen. Auch setzte er seinen Hut ganz gerade auf den Kopf und ließ sich an Sonn= und Feiertagen gern die Stiefeln lakiren. Dabei war er von einer Gutmüthigkeit und hatte einen Glauben an die ganze Menschheit, der an Schwäche gränzte. Er that für seine Freunde, was er nur immer konnte, und seine Börse, die, da er einiges Vermögen hatte, beständig wohl gefüllt war, öffnete sich jedem Hülfsbedürftigen mit einer Ausdauer, die an's Fabelhafte gränzte. Was dieser Charakter, der, wie ich genugsam dargethan, als Mensch vortrefflich war, als Apotheker galt, ach, darüber war in dem ganzen Stadtviertel, das zur Löwenapotheke gehörte, nur eine Stimme, besonders bei dem dienenden Personal, mit dem Schmidle hauptsächlich verkehrte. Es mußte schon wahr sein, was die Leute sagten, daß der alte mürrische Prinzipal, ein Hagestolz in den Sechzigen, seinen ersten Gehilfen außeror=dentlich liebte, denn Schmidle zog durch seine ungemein freundliche Persönlichkeit eine Unmasse baaren Geldes an sich, das sonst in die Ladentische anderer Apotheken geflossen wäre. Alle Mägde und Hausknechte, die von ihrer Herr=schaft ausgeschickt wurden, irgend etwas zu holen, ohne daß ihnen die Apotheke angegeben wurde, zogen in den Löwen und dort warteten sie lieber halbe Stunden lang an der Thür, wenn Herr Schmidle vielleicht gerade beschäftigt war, ein Zeichen der Popularität, das die andern Gehilfen und selbst den damaligen rothhaarigen Lehrling mit Neid erfüllte.

Es hat aber auch wohl nie in der Christenheit einen

zweiten Apotheker gegeben, der die Leute so zu fassen und zu behandeln wußte, wie mein Freund. Seine stehenden Kunden kannte er fast alle auswendig, und er sah den goldbetreßten Bedienten dieses und jenes Cavallerie-Offiziers nicht selten an der Nase die Bedürfnisse an, die sie in die Apotheke führten, und wenn diese Herren selbst kamen und im Beisein anderer Leute gleichgiltig vom Wetter und dergleichen sprachen, griff Schmidle mit einem vielsagenden Blick oder dergleichen hinter sich, und traf in den meisten Fällen das Rechte. Den stolzen Dienerschaften noch stolzerer Herrschaften, die sich auf ihren Livréerock etwas zu gut thaten und die es unserm Herrgott nie verzeihen konnten, daß die Bäume anstatt grün nicht gelb oder blau, wie die Wappenschilder ihrer Kutschen waren, wußte er durch bunte glänzende Papiere mit denselben Farben zu schmeicheln, und auf dieselbe Art behandelte er alle Köchinnen und Stubenmädchen, die ihm einmal anvertraut, während er ihnen eine Medizin anfertigte, die nicht gekocht zu werden brauchte, und worauf sie warten konnten, daß Indigoblau oder Ponceauroth ihre Leibfarbe sei. Selbst beim Beschreiben der Etiquetten und Pillenschachteln wußte er Unterschiede zu machen und Nüancen anzubringen, die wohl im Stande waren, das Herz einer gefühlvollen Kammerjungfer zu bewegen. Den Befehlshaberton, wie er gewöhlich bei solchen Aufschriften herrscht, wie z. B.: Alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen, wandte er nie allein an, wenigstens setzte er hinzu: w. g. i., das heißt: wenn's gefällig ist. Dies war aber noch die niedrigste Klasse, denn seine Bekannten oder öfteren Kunden wurden auf das Höflichste gebeten, doch stündlich einen Eßlöffel voll zu nehmen. Und mit welcher Feinheit verstand er es, dem letzten Schnörkel seiner Schrift durch allerhand Formen eine tiefere Bedeutung zu geben! Man konnte oft einen gewissen Buchstaben daraus lesen oder ein Ausrufungszeichen und nicht selten brachte er sogar ein sinnreich verschlungenes Herz an. War er vielleicht gerade zu sehr beschäftigt, um alle Etiquetten selbst zu schreiben, so unterwarf er doch die vom Lehrling

angefertigten einer genauen Revision und fügte gewöhnlich einen Strich oder einen Punkt hinzu, was den betreffenden Stubenmädchen äußerst angenehm war.

Wer aber Schmidle in seiner ganzen Glorie sehen wollte, der mußte die Löwenapotheke an einem Samstag Abend besuchen. Alsdann wurde von dem dienenden Personal des ganzen weiblichen Stadtviertels vor der Apotheke förmlich Queue gemacht, und man konnte Stunden lang warten, bis man zu Schmidle hingelangte, der, hinter einem großen Topfe stehend, mit einer Feinheit und Grazie Pomade austheilte, die an's Unglaubliche gränzte. Neben sich hatte er eine ganze Batterie mit Flaschen von wohlriechendem Oel, und er wußte recht genau, welche von seinen Kunden den Duft der Rose dem der Nelke vorzog, oder welche zu ihrer Pomade einen stärker oder schwächer riechenden Beisatz bedurfte. Kein Tag, keine Stunde, kein böses oder schlimmes Wetter war im Stande, die liebenswürdige Laune Schmidle's zu verderben, ja selbst in der Nacht, wenn er aus dem süßen Schlummer geweckt wurde, ließ er sich nicht, wie die Apothekergehilfen im Allgemeinen, einige Dutzend Mal durch den Ton der Klingel rufen, ehe er wirklich kam, um alsdann obendrein noch bärbeißig und verdrießlich zu erscheinen; nein, auch in solchen Stunden behandelte er die armen Dienstboten in den meisten Fällen so ausgezeichnet, daß sie sich noch lange daran mit Freuden erinnerten.

Aber bei allen diesen Vorzügen Schmidle's, bei allen diesen liebenswürdigen Eigenschaften meines Freundes kann ich doch nicht umhin, des Spruches zu erwähnen, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten ist. Mein Freund war nur der vortreffliche Mensch, wie ich ihn eben geschildert, so lange er sein und scheinen wollte, was er wirklich war, nämlich erster Gehilfe der Löwenapotheke, mit einem Worte, so lange er sich natürlich gab, wie ihn Gott geschaffen. Aber daß er dies nicht immer that, daß er einen Drang in sich fühlte, so wie er den schwarzen Frack angezogen und die Thüre des Laboratoriums hinter sich zugemacht hatte, etwas anderes sein zu wollen, als ehrsamer Apothekergehilfe, dies war die Schatten-

seite des sonst so vortrefflichen Charakters. Man hätte glauben sollen, Jemand, der wie er, hinter dem Ladentische die Achtung der ganzen Bevölkerung des Stadtviertels besaß, müsse stolz darauf gewesen sein, so in seinem Stand etwas zu gelten, und mit einer Miene auf die Straße hinausgetreten sein, die deutlich verkündigte: Ich bin Schmidle, der geschickte Apotheker. Aber nichts weniger als das. Schon vorhin sprach ich von der Art, wie er seine Halsbinde umband, wie er seinen Hut aufsetzte, seine Handschuhe anzog. Ach, das Alles that er nicht, weil ein inneres Bewußtsein ihm vorschrieb, sich so zu kleiden, nein, er that es nur, um einen höheren Stand nachzuäffen, und da er solcher Gestalt die Götter versuchte, rächte sich das Schicksal bisweilen an ihm und ließ den Armen Niederlagen erleben, die oft durch unbedeutende Kleinigkeiten in der Kleidung herbeigeführt wurden. O es ist eine große Kunst, sich elegant anzuziehen, selbst wenn man auch, wie Schmidle, die Mittel dazu besitzt, und eine noch größere Kunst ist es, sich einer feinen eleganten Kleidung gemäß in jeder Hinsicht zu betragen. Und da Schmidle von Jugend auf keine Gelegenheit gehabt, sich in diesen beiden Künsten zu üben, so folgte die Strafe, daß er seine liebenswürdige Natürlichkeit unter dem Deckmantel einer unpassenden geborgten Eleganz verbarg, ihm gewöhnlich auf dem Fuße nach, indem er sich unzählige Male lächerlich machte, wobei ihm nie seine eleganten Bestrebungen gelangen. Welche Noth hatten wir mit ihm, wenn er eine Champagnerflasche aufmachte, damit er den Pfropfen nicht knallen ließe! Und die großen Kelchgläser mußten wir ihm fast mit Gewalt verbieten, indem es ihm gar nicht passend erschien, den edlen Wein aus gewöhnlichen Gläsern zu trinken. In der Regel ging er alle Jahr einmal zu seinen Eltern auf Urlaub, und fand da Gelegenheit, auf eine Jagd mitgenommen zu werden. Es versteht sich von selbst, daß er den Wildstand bei dieser Gelegenheit auf keine Weise verminderte, denn wenn er auch von Hasen, Füchsen und Böcken erzählte, die er geschossen, so kam man seinem Jägerlatein doch glücklich auf die Spur, indem er

erzählte, wie er den Fuchs im jungen Klee getroffen, oder daß der Rehbock, den er erlegt, eben vorsichtig aus seinem Sandloch herausgekommen sei. Das wäre an sich nun nichts Böses gewesen, aber unsere Neckereien über seine Nimrodiaden brachten ihn auf die Idee, aus irgend einem für die Menschheit sehr nützlichen Werke die Jägersprache zu studiren, und als er die meisten vorkommenden Ausdrücke so ziemlich inne hatte, konnten wir uns in unsern Unterhaltungen schlechterdings nicht mehr davor retten. O es war oft rein zum Verzweifeln; nicht, als wenn er diese Ausdrücke nur angewandt hätte, wo sie wirklich hingehörten, nein, es erschien ihm vielmehr höchst elegant, sie in alle seine Gespräche einzuflechten. So konnte er uns von keiner Prügelei zwischen Straßenjungen erzählen, ohne daß er versicherte, der Eine habe schrecklich an seinen Löffeln geschweißt. Die Pferde hatten bei ihm Läufe und alle Haare ohne Ausnahme nannte er Wolle.

Was sein Herz anbetraf, so war es bis zu dem Zeitpunkt, von dem ich jetzt erzählen werde, noch eine jungfräuliche Festung und hatte alle Stürme siegreich abgeschlagen. Nicht als sei er unempfänglich für weibliche Schönheit gewesen und noch viel weniger, als wäre er von dem andern Geschlecht nicht ausgezeichnet worden, im Gegentheil, da Schmidle ein ziemlich anständiges Vermögen besaß, so daß es von ihm hieß, er werde baldigst eine eigene Apotheke kaufen, so wandte sich der Blick manches schönen Augenpaares, das viele andere mit Eiseskälte anblickte, freundlich gegen Schmidle und forderte ihn deutlich auf, sich zu nähern. Aber auch hier traten ihm die Schatten seines Charakters wieder in den Weg, denn eine gutgeregelte bürgerliche Liebschaft schien ihm nicht nobel und elegant genug, und dann hatte er sich auch fest vorgenommen, sein künftiges Ehegespons solle sich durch seine gesellschaftlichen Vorzüge, durch seine eleganten und ritterlichen Manieren zu ihm hingezogen fühlen, kurz, es erschien ihm schrecklich, sich als Apotheker geliebt zu wissen und glauben zu müssen, daß die Liebe seiner Zukünftigen auf sein Vermögen gegründet sei.

Eines Morgens nun, als ich gerade im Begriff war, einigen wenig versprechenden Rekruten die Anfangsgründe der edlen Reitkunst beizubringen — es war an einem Samstag Morgen — erhielt ich ein kleines Billet von Schmidle, worin er mir schrieb: „Bruderherz! Da ich heute Morgen leider viel zu thun habe, so erzeige mir doch den Gefallen und komme, so bald Du kannst, zu mir.“ Ich kürzte die Reitstunde so viel wie möglich ab, ging in die Löwenapotheke und fand meinen Freund, indem er sich eifrig damit beschäftigte, irgend ein Tränklein zuzubereiten. Bei meinem Eintritte übergab er dies Geschäft dem zweiten Gehilfen und zog mich rasch in das kleine Stübchen hinter der Apotheke, wo er mir feierlich seinen Stuhl anbot und sich vor mich hinsetzte. Nach einer kleinen Pause, während welcher er mich aufmerksam ansah, als müsse er erspähen, daß ich das große Ereigniß ahne, weshalb er mich herbeigerufen, sagte er mit einem unterdrückten Seufzer: „Du, ich habe mich ganz erschrecklich verliebt!“ Ich war über diese Aeußerung nicht wenig erstaunt, doch er ließ mich nicht zur Sprache kommen und fuhr fort: „Ach, es mögen jetzt ungefähr vier Tage sein, als mich der Reisende des Hauses Faber und Comp. — Du weißt, woher wir viele Materialien und Oele beziehen — besuchte und ich darauf, wie gewöhnlich, zu Mittag im englischen Hof mit ihm speiste. O Gott, gegenüber von uns waren ein paar leere Couverts und nach der Suppe, beim Rindfleisch, erschienen zwei Damen dort, zwei Damen, von deren Schönheit das Herz eines reitenden Artilleristen nicht im Stande ist, sich einen Begriff zu machen. Ich hatte meine gute Laune und entfaltete bei Tische eine Liebenswürdigkeit, die mich selbst in Erstaunen setzte.“

— „Natürlich,“ schaltete ich ein, „ließest Du den Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen, und erzähltest von der großen Jagd, wo Du den Fuchs im Kleefeld geschossen.“

„Nicht ganz so,“ entgegnete Schmidle. „Ich muß wirklich sehr liebenswürdig gewesen sein, denn die Damen waren es ebenfalls und unsere Bekanntschaft wurde schon den ersten

Tag so intim, daß wir mit ihnen Kaffee tranken und sie sich nach Tische noch eine gute Stunde mit uns unterhielten. Auf mich hatte besonders die Eine, die schwarze Haare und ein paar Lichter im Kopf hatte, o Gott, ein paar Lichter! den unvertilgbarsten Eindruck gemacht. Denselben Abend ging ich in's Theater, die Damen saßen in der Fremdenloge und nun speise ich jeden Mittag da, und ich muß Dir gestehen, daß ich fast glaube, einigen Eindruck auf das Herz der jüngeren Schwarzen gemacht zu haben."

— „So," entgegnete ich, „nur die Eine ist jung, die Andere also alt?"

„Ei ja," antwortete Schmidle, „es ist eine ältliche Tante mit ihrer Nichte, sonst würde es sich ja auch nicht schicken; zwei junge Damen allein? Du weißt, ich sehe auf so etwas."

— „Aber sage mir," entgegnete ich ihm, „was hast Du denn eigentlich mit der ganzen Geschichte vor? Hast Du Absichten auf das Mädchen oder willst Du sie blos durch Deine unerreichbare liebenswürdige Person unglücklich machen? Höre, Schmidle, Du bist ein entsetzlicher Roué!"

Schmidle schien das selbst zu fühlen, denn er schlug die Augen nieder und entgegnete mir: „Alter Junge, Du kennst meine Verhältnisse, Du weißt, daß mein Vater in mich dringt, mich zu verheirathen, um den Stamm meiner alten Familie fortzupflanzen. Aber vorher —"

— „Willst Du erst ein verfluchter Kerl sein, wie Weinberl im Jux sagt?"

„Das nicht," antwortete mein Freund, „aber ich möchte erst sehen, ob, nun ja, ob meine persönlichen Eigenschaften im Stande wären, ein weibliches Herz und noch dazu eins aus der höheren Gesellschaft zu fesseln. — Gestern," fuhr er fort, „gingen sie bei unserm Laden vorbei, ich stand gerade am Fenster, und Du kannst Dir denken, wie ich zurückfuhr. Glücklich haben Sie mich auch nicht erkannt, denn Du wirst selbst begreifen, daß ich jeden Mittag im englischen Hof als junger reicher unabhängiger Particulier erscheine."

— „Richtig," entgegnete ich ihm, „dafür kenne ich Dich.

Aber was kann ich bei der ganzen Geschichte thun? Uebrigens weißt Du, daß ich ganz zu Deinen Diensten bin."

„Ja," versicherte Schmidle, und drückte mir warm die Hand. „Das weiß ich. Und deßwegen habe ich Dir geschrieben. Du mußt mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich glaube, Dir schon gesagt zu haben, daß ich vermuthe, einigen Eindruck auf das Herz der kleinen Schwarzen gemacht zu haben, aber ich fand bis jetzt keine Gelegenheit, ihr eine Erklärung zu machen und ihr meine Liebe zu gestehen. Und was das Schrecklichste ist: morgen reisen sie ab. Sie nehmen von hier einen Wagen, und wollen durch unsere herrliche Gegend bis zum Städtchen M. einen ganzen Tag gebrauchen, um unterwegs das königliche Lustschloß mit seinen herrlichen Gartenanlagen zu besehen. Denke Dir doch, in der freien Natur, in den schattigen Gängen treffen wir zusammen. Du beschäftigst Dich mit der Alten, führst sie an den kleinen See und zeigst ihr die melancholisch herabhängenden Trauerweiden. Ich dagegen verliere mich mit der Nichte auf die kleine Anhöhe, wo der Amor steht, und da werde ich schon einen Anknüpfungspunkt finden."

Wäre es nicht mein Freund Schmidle gewesen, der mir diese Idylle ausmalte, so hätte ich laut auflachen müssen. Aber so kannte ich meinen Mann und willigte mit kurzen Worten in Alles. Er hatte gefürchtet, ich möchte Einwendungen machen, und entzückt über meine Bereitwilligkeit fuhr er freudig fort: „Ich dachte anfänglich, einen Wagen zu nehmen, aber wir müßten dann beständig hinter einander fahren, und dann, gestehe ich Dir offenherzig, sprach ich bei Tische viel von Pferden und vom Reiten, weshalb ich der Meinung bin, daß es weit besser wäre, wenn wir die Partie zu Pferde machten."

— „O," entgegnete ich ziemlich überrascht „zu Pferde! Kannst Du aber auch reiten?"

„Nicht viel, alter Kerl, aber siehst Du, da brauche ich Dich ja wieder. Du trabst den Nachmittag in der Stadt herum und suchst für mich ein sanftmüthiges Thier von gutem

Aussehen, dem ich meine Person, meine Hoffnungen und meine Liebe anvertrauen kann. Im englischen Hofe habe ich schon ein Zimmer gemiethet, wo wir die Nacht schlafen werden. Du kommst natürlich in Uniform und bist mein Freund, ein angehender Offizier aus einer benachbarten Garnison, und am Morgen, kurz nachdem die Damen abgefahren sind, schwingen wir uns auf und folgen ihnen."

— „Abgemacht!" sagte ich. „Ich werde jetzt alles Nöthige besorgen. Und wo treffen wir uns?"

„Gegen acht Uhr im englischen Hof," antwortete er mir, „denn Du weißt," setzte er kleinlaut hinzu, „ich muß vorher alle Stubenmädchen der Stadt mit Pomade versehen."

— „So will ich lieber um die Zeit hierherkommen und Dir helfen," entgegnete ich.

„Nein, nein, es ist besser," sagte Schmidle, „Du erwartest mich um acht Uhr im englischen Hof. Adieu!"

— „Adieu!" — —

Ich ging nun, der Bitte meines Freundes gemäß, in die Stadt zu einem mir bekannten Pferdemiether und suchte für meinen Freund Schmidle einen Klepper, wie er ihn nur wünschte. Das Thier hatte früher einem Stallmeister gehört, war also sehr gut zugeritten, und wenn auch die Zeit schon mit harter Hand über seine Glieder gefahren war, so konnte es sich unter der Faust eines guten Reiters noch immer ein stattliches Ansehen geben. Die Hauptsache war, das Pferd war sicher, hatte einen angenehmen Trab, und wenn es einmal warm geworden war und die Steifheit seiner alten Glieder etwas überwunden hatte, so ging der alte Gaul herrlich vom Fleck. Dabei war er, wenigstens unter meiner Hand, lammfromm. Ich suchte für meinen Schmidle noch eine Schabrake unter den Sattel aus, von schwarzer Farbe, die ihm nothwendig gefallen mußte. Darauf schlenderte ich in der Stadt umher, speiste irgendwo zu Mittag und kam erst Nachmittag gegen vier Uhr in meine Kaserne zurück, wo ich sogleich des Hausknechtes aus der Löwenapotheke ansichtig wurde, der mich erwartete. Auf dem Arm hatte er einen

vollständigen Anzug Schmidle's hängen, den er meinem Burschen übergab, und mir selbst händigte er ein Billet ein mit dem kurzen Inhalte: „Lieber Bruder, erzeige mir doch den Gefallen und laß' meine Kleider bis acht Uhr in den Stall hängen, daß sich ihr Kräuterduft etwas verliert; und wenn sie dagegen etwas Stallluft annehmen, ist es noch besser."

Ich that nach seiner Bitte und ließ den ganzen Anzug an einem Theil des Stalles aufhängen, wo Schmidle's Wunsch auf's Kräftigste in Erfüllung ging. Als es acht Uhr geschlagen hatte, verfügte ich mich in den englischen Hof und Schmidle ließ nicht lang auf sich warten. Seine erste Frage war, ob ich das Pferd für ihn ausgesucht, und als ich ihm dies versicherte, wollte er es anfänglich durchaus sehen. Doch nachdem ich ihm auseinandergesetzt, das Thier müßte auf den morgenden scharfen Ritt nothwendig seine Ruhe haben und es würde durch unsern Besuch sehr darin gestört, so fand er diese Gründe kräftig genug, und wir gingen auf unser Zimmer, eigentlich in unsere Zimmer, denn es waren ihrer zwei. Doch Schmidle zeigte gleich auf die Thür, welche in das zweite führte, wobei er auf den Zehen schlich und mir anvertraute, indem er den Finger auf den Mund legte, daß jenes an das Schlafgemach der kleinen schwarzen Dame stoße.

Der gute Schmidle war heute Abend in einer seltsamen Aufregung und Unruhe. Als nach einer halben Stunde mein Bursche den durchräucherten Anzug brachte und der Hausknecht der Löwenapotheke ein Paar Stiefeln mit darangeschraubten schweren neusilbernen Sporen, mußte Alles vorher anprobirt werden, damit er sicher sei, ob auch Hosenträger und Sprungriemen in bester Harmonie seien und ihn an einem eleganten Sitz nicht hinderten. Nach vielem Schnallen und Anprobiren war endlich Alles in Ordnung, und da nun Schmidle einmal seine Sporen an den Füßen hatte, legte er sie nicht wieder ab, sondern stolzirte mit klirrenden Schritten in dem Zimmer umher, wobei er sich hauptsächlich in dem zweiten aufhielt und dort eine Mazurka pfiff,

die er einstens gelernt, wobei er mit den Absätzen wie wüthend auf einander schlug. So wurde es spät, wir speisten zu Nacht und machten es uns so bequem wie möglich, um bei einer Flasche Wein über die morgende Tour zu sprechen. Hierbei bemerkte ich, daß, so oft mein Freund von seinem Pferde sprach, er tiefer athmete als gewöhnlich und daß er das Gespräch immer auf Unglücksfälle zu lenken wußte, die beim Reiten vorkämen, woraus ich denn nicht ohne Grund schloß, daß Schmidle's Freude auf die morgende Partie durch einige beträchtliche Angst vor dem Reiten sehr gedämpft wurde. Das konnte man ihm aber auch nicht übel nehmen, denn mit vieler Offenherzigkeit vertraute er mir: morgen sei es das zweite Mal, daß er ein Pferd besteige, und obendrein liege zwischen diesen beiden wichtigen Ereignissen ein Zeitraum von circa fünfzehn Jahren. Im Allgemeinen gab ich ihm einige Verhaltungsregeln, zeigte ihm an einem Stricke, wie er die Zügel halten müsse, und damit er sich gleich morgen früh vor Hausknecht und Kellnern keine Blöße gebe, stellte ich mich an ein Ende des Sopha's, welches wir als Pferd annahmen, und er mußte auf die linke Seite herantreten, den linken Fuß aufheben, als setzte er ihn in den Bügel und sich mit dem rechten über den Sitz schwingen. Am meisten examinirte er mich über das Durchgehen der Pferde und wie man sich bei einem derartigen Fall am besten zu benehmen hätte. Vor einem solchen Ereigniß hatte er überhaupt die größte Angst, und wie schon gesagt, obgleich es mir leid that, diese Furcht noch mehr zu vergrößern, drang er doch so lange in mich, bis ich ihm einige schauderhafte Fälle von durchgehenden Pferden und nachgeschleiften Reitern erzählte. Es ging ihm wie den Kindern, die, je mehr sie sich fürchten, doch um so lieber die entsetzlichsten Schauergeschichten anhören. Ja, als sich Schmidle schon ausgezogen hatte und in seinem Bette lag, stand er noch einige Male auf und kam zu mir, um sich zu erkundigen, was denn eigentlich zu thun sei, wenn ein Pferd stürze oder der Reiter mit den Sporen im Bügel hängen bliebe. Ich tröstete

ihn so gut wie möglich, doch konnte ich sein Herz nicht beruhigen, denn so oft ich in der Nacht aufwachte, hörte ich ihn schwer träumen und vernahm, wie er ängstlich stöhnte und seufzte: „O Gott, o Gott! halt an! ein fürchterlicher Abgrund!“ und dann arbeitete er mit Händen und Füßen um sich, daß das Gestell des Bettes krachte. Es war für den armen Schmidle eine sehr unerquickliche Nacht.

Kaum graute der Morgen, so war er schon wach, um im Zimmer umher zu rumoren, und wenn ich ihn so laut singen und pfeifen hörte, wobei er aber ein sonderbares Gesicht machte, so kam ich leicht auf die Vermuthung, er stelle sich nur so lustig, um seine immer mehr wachsende Angst zu verbergen. Der arme Schmidle war von einer ungewöhnlichen Hast und Unruhe. Bald schellte er dem Kellner und bestellte auf's Neue den Kaffee, den er schon einige Male befohlen, bald betrachtete er seine Sporen und trieb die Rädchen herum, bald lief er an's Fenster und fluchte, daß die Pferde noch nicht kämen, dann eilte er wieder in's Nebenzimmer, um zu lauschen, ob die Dame seines Herzens noch nicht aufgestanden sei.

Endlich wurde es auch in den Zimmern neben uns lebendig, die Damen machten ihre Toilette und tranken Kaffee; darauf hörten wir, wie der Oberkellner zu ihnen in's Zimmer ging, um die Rechnung vorzulegen, und wie er dabei den Gasthof für die Zukunft empfahl. Jetzt fuhr unten ein Wagen vor und Schmidle nahm eilig seinen Hut, um die Damen vorläufig an der Hausthür zu empfangen und ihnen durch Reitanzug und Sporen einen kleinen Hoffnungsstrahl zu geben, daß sie ihn noch wiedersehen würden. Ich legte mich oben in's Fenster, um mir die Damen wenigstens anzusehen, die nun aus dem Hause an ihren Wagen traten. Richtig! Schmidle stolperte hinter ihnen drein die steinernen Stufen des Hotels herab, wobei er um ein Haar mit seinen Sporen hängen geblieben wäre. Unter dem Arme hatte er seine ungeheure Reitpeitsche mit silbernem Knopf, den Hut trug er in der Hand, und nachdem er mit den Damen einige

vorläufige Complimente gewechselt, trat er, wahrscheinlich um als ächter Reiter seine Pferdeliebhaberei kund zu geben, zu den magern Miethgäulen hinan, klopfte sie auf den dürren Hals, und hatte schon zu Anfange des Tages beinahe ein Unglück; denn als er, wie ich es ihn gelehrt, mit der Hand den Kamm herab durch die Mähne fuhr, um sich von der guten Race der Thiere zu überzeugen, berührte er vielleicht eine kitzliche Stelle des armes Gaules, denn dieser warf den Kopf mit solcher Gewalt gegen Schmidle zurück, daß mein armer Freund vor Schrecken rückwärts gegen die Wagenthür prallte und dort zum noch größeren Unglück unsanft gegen die ältere Dame stieß, die eben im Begriff war, einzusteigen. O weh, o weh! mir wollte es in diesem Augenblick gar nicht gefallen, daß die junge Dame hastig mit ihrem Taschentuch an den Mund fuhr, denn es kam mir nicht vor, als trockne sie Abschiedsthränen ab, vielmehr schien es mir, als bedecke sie ein leises spöttisches Lachen. Es war sehr gut, daß Schmidle dies nicht bemerkte, denn der Angriff des Pferdes auf ihn hatte ihn schon genug aus der Fassung gebracht, und vergeblich suchte er durch eine Masse von Complimenten das gehörige Gleichgewicht wieder zu erlangen. Endlich bestiegen die Damen ihren Wagen, der Schlag wurde zugemacht und der Kutscher fuhr dahin. Ich sah ihnen einen Augenblick nach, und ich muß gestehen, daß ich deutlich bemerkte, wie die junge Dame aus dem Wagenschlag rückwärts sah. Ob dies wohl meinem Freund Schmidle galt? ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Er aber fuhr mit dem silbernen Kopf seiner Reitpeitsche auf das Herz und verneigte sich unendlich tief. Selig über die Triumpfe, die er erlebt, stieg Schmidle die Treppen herauf und trat zu mir in's Zimmer, wobei er nicht anders erwartete, als daß ich ihn mit dem größten Lobe überschütten würde, weshalb es ihn nicht wenig befremdete, als ich ihm versicherte, er habe sich wieder einmal sehr unnatürlich und deßhalb schlecht benommen — eine Anklage, die ich durch meine Behauptung motivirte, daß es ihm gar nicht darum zu thun gewesen

wäre, die gute oder schlechte Race der Fiakerpferde zu untersuchen, sondern daß er den Damen nur habe zeigen wollen, wie gut er es verstehe, ein Pferd anzufassen. „Doch, lieber Schmidle," setzte ich hinzu, „Du hast selbst gesehen, wie unglücklich es Dir mit dieser Renommage beinahe ergangen wäre; nimm Dich also künftig in Acht."

Diese Worte sprach ich in sehr ernstem Tone, doch als ich sah, daß er sie ebenso aufnahm und daß sein Gesicht sich zusehends verlängerte, dachte ich mitleidig an die große Angst, die er schon in der Nacht ausgestanden, und brach, um ihn zu trösten, in ein lautes lustiges Lachen aus, was mir jedoch nur halb gelang; denn obschon er im Begriff war, kräftig mit einzustimmen, so brach er doch plötzlich ab, da wir auf der Straße den Hufschlag von Pferden hörten. Schmidle eilte an's Fenster; richtig, es waren unsere Rosse, die eben von dem Hausknechte des Pferdevermiethers herangeführt wurden. Mein Freund, der bei diesem Anblicke in sichtliche Unruhe gerieth, wollte sich sogar mir gegenüber das Ansehen eines gleichgiltigen Menschen geben und begann eine Arie zu pfeifen. Doch kam der Ton sehr tremulando zwischen seinen Lippen hervor, und ich bemerkte ebenfalls, daß ihm, als er aus seiner Kaffeetasse noch einen guten Schluck nehmen wollte, die Hand bedenklich zitterte. Jetzt war es aber die höchste Zeit, wenn wir den Wagen noch unterwegs einholen wollten, weshalb wir die Treppen hinabstiegen und uns zu den Pferden begaben. Hier steckten wir jeder eine Cigarre an und ich hielt meinem Freunde den Bügel, um ihm, wenn er droben säße, die Zügel richtig in die Hand zu geben. Ach, hier fühlte ich denn deutlich, was ich schon oben bemerkt, daß sich der gute Schmidle in einer fieberhaften Aufregung befand, denn er konnte kaum sprechen und holte bei jedem Worte den Athem tief aus der Brust. Nachdem ich ihm die Bügel mit vieler Mühe passend geschnallt, setzte ich mich ebenfalls auf und wir ritten, um dem nachgaffenden Hausknecht und den Kellnern kein Aergerniß zu geben, langsamen Schrittes davon.

Draußen vor dem Thor hatten wir eine schöne breite Chaussee vor uns, die etwas aufwärts stieg, und oben auf der Höhe sahen wir den bewußten Wagen dahinrollen, wodurch sich Schmidle's Herz mächtig nachgezogen fühlte, so daß er mich bat, in einen kleinen Trab einzugehen. Mir war das ganz recht, ich trieb mein Pferd an und rief meinem Freunde zu, er möge nur die Schenkel anlegen, ohne mit den Sporen dem Gaul zu nahe zu kommen. Doch war dies leichter gesagt, als gethan. Obgleich mein Freund nachher feierlich beschwor, das Pferd sei ungeheuer kitzlicher Natur, denn er habe es nur sanft mit dem Schenkel berührt, so war ich doch vom Gegentheil überzeugt, indem das ruhige Thier beim Antraben ein paar Sprünge machte, daß Schmidle fast heruntergefallen wäre. Dies Mal aber verlor er nur beide Bügel und rettete sich durch einen kühnen Griff an den Sattelknopf.

Ich hielt an und darauf versuchten wir es noch einmal anzutraben, aber auch dieses Mal ohne besseren Erfolg; wir würden wahrscheinlich nicht anders wie im Schritt von der Stelle gekommen sein, wenn ich nicht meinen Freund gebeten hätte, sein Pferd ohne alle Hülfe dem meinigen folgen zu lassen, worauf es vortrefflich ging. Freilich machte der Gaul, der durch Schmidle's Sporenangriff unruhig geworden war, noch einige leichte Courbetten, dann aber trabte er mit dem meinigen ruhig fort. Aber der Reiter auf seinem Rücken war nicht so ruhig, den Oberleib hielt er vorgebeugt und den Kopf hatte er weit hinten übergelegt, so daß er, anstatt wie es einem guten Reiter zukommt, zwischen den Ohren des Pferdes hindurch auf den Boden zu blicken, hoch in die Spitzen der Pappeln hinaufsah. Hierdurch rutschte sein Hut langsam auf den Hinterkopf hinab in den Nacken, was äußerst possirlich aussah, und die Bügel schlotterten, anstatt daß er sie mit den Fußspitzen festgehalten hätte, an den Absätzen umher und verursachten mit seinen neusilbernen Sporen ein anmuthiges Geklingel. Es war ein Glück, daß Schmidle seine Cigarre noch im Munde hatte, denn obgleich

sie längst ausgegangen war, diente sie ihm doch dazu, die fürchterlichen Anstrengungen des Reitens auf ihr zu verbeißen, was er mit solchem Erfolge that, daß sie in kurzer Zeit ganz platt gedrückt war und sich seine beiden Mundwinkel braun färbten.

So trabten wir lustig dahin und kamen bald dem Wagen näher und immer näher; ehe wir ihn aber erreichten, ließ ich mein Pferd kürzer gehen und fiel darauf in Schritt, um meinem Freunde Zeit zu lassen, seinen Sitz etwas zu regeln und mit Anstand bei den Damen vorbeizukommen. Schmidle war so außer Athem, daß er auf meine Fragen nach seinem Befinden nur durch ein leises Kopfnicken und ein sehr erkünsteltes Lächeln Antwort geben konnte. Er rückte sich mühsam in dem Sattel zurecht, richtete seinen Hut auf und faßte die Bügel, wie es sich gehört.

„Lieber Schmidle," sagte ich ihm darauf, „wenn wir an dem Wagen vorbeikommen, reitest Du links, wo die junge Dame sitzt, und ich halte mich an der rechten Seite. Nimm Dich aber jetzt zusammen, daß uns im wahren Sinne des Wortes keine Niederlage passirt. Ich werde kurz angaloppiren und Du thust das Nämliche, indem Du den rechten Zügel Deines Gauls etwas anziehst, den linken Schenkel scharf an den Gurt legst und ihm mit dem rechten Fuß einen kleinen Sporenstich versetzst. Verstehst Du?"

Schmidle nickte mit dem Kopfe.

„Wenn wir," fuhr ich fort, „glücklich an dem Wagen vorbei sind, hast Du Dich als famoser Reiter gezeigt, und es kann Dir alsdann später in M. gar nicht fehlen. Noch eins! Haben wir erst den Wagen im Rücken, so müssen wir den Damen aus den Augen zu kommen suchen, damit sie Deinen mangelhaften Sitz keiner Kritik unterwerfen können. Ich werde also scharf davon galoppiren, und wenn Du fühlst, daß Du etwas locker auf dem Sattel sitzest, so fass' nur in Gottes Namen die Mähne und lass' Dein Pferd dem meinigen folgen, es wird nicht davonlaufen."

Mit solchen Ermahnungen ausgerüstet, versprach Schmidle

sein Möglichstes zu thun, und das Rennen begann. Glücklich brachte er sein Pferd links in Galopp, und diese Bewegung schien ihm besser zu gefallen, als das Traben. Er versuchte es, den Kopf nach mir hinzuwenden, um mir durch eine freundliche Miene sein Vergnügen auszudrücken; doch brachte er es nur dahin, seine Augen zu verdrehen. Jetzt erreichten wir den Wagen. Ich bog rechts ab und Schmidle's Pferd folgte glücklicher Weise dem meinen nicht, wie ich gefürchtet; nur sah ich, daß das Thier seine Ohren in den Nacken legte und stärker galoppirte, als es bemerkte, daß ich nicht mehr an seiner Seite sei. Bald war ich neben dem Wagen und ich sah in diesem Augenblick natürlich von meinem Freunde nichts mehr. Was er gethan, wußte ich nicht. Doch wollte es mir nicht gefallen, daß die Damen in dem Wagen neugierig lachend links hinausschauten und daß der Kutscher auf dem Bock ein brüllendes Gelächter ausstieß. Schon war ich im Begriff, mein Pferd anzuhalten und auf die andere Seite zu reiten, denn ich dachte nicht anders, als Schmidle lasse seinen Gaul im Trab neben dem Wagen hergehen, um alsdann, natürlich in der lächerlichsten Position, den Angenehmen zu spielen. Doch ich hatte diesen Gedanken noch nicht erfaßt, als das Pferd mit meinem armen Freunde in Carriere links an dem Wagen hervorkam und im vollkommensten Durchgehen auf der Chaussee dahin jagte. Die beiden Damen schauten ihm nach und lachten jetzt eben so überlaut wie der Kutscher. Obgleich mich dies im ersten Augenblick ärgerte, so mußte ich ihnen doch im andern ihre Lustigkeit verzeihen; denn Schmidle hing gar zu erbärmlich komisch auf seinem Pferde. Von Bügel- und Zügelhalten war gar keine Rede mehr. Seine Beine hielt er krampfhaft in die Weichen des Pferdes gedrückt; sein Oberleib hing ganz vorn über und mit seinen beiden Armen hatte er den Hals des Pferdes umklammert. Dabei ritt er ohne Hut und sein Haar flog im Winde. Ich nahm mir natürlich keine Zeit, in Ruhe diesen seltsamen Sitz zu betrachten, sondern ich gab meinem Pferde die Sporen und jagte, was das

Thier laufen mochte, hinter meinem Freunde her. Bald näherte ich mich ihm und rief ihm mit lauter Stimme zu, die Zügel anzufassen, aber er hörte mich nicht. In diesem Augenblick lief Schmidle's Pferd an einigen schweren Lastwagen vorbei und zu gleicher Zeit kam ihm ein großer vierspänniger Eilwagen gerade entgegen. So zwischen zwei Fuhrwerken eingeengt, mochte das Pferd keinen Begriff haben, wie es diese gefährliche Stelle wieder verlassen könne, und es wandte sich plötzlich, um links von der Chaussee hinab in ein Kleefeld zu setzen, bei welchem Sprung mein armer Freund gänzlich das Gleichgewicht verlor und, von dem Rücken des Pferdes bis zur Erde einen großen Bogen beschreibend, gewaltsam in den Klee geschleudert wurde. Da lag der Aermste und so regungslos, daß ich allen Ernstes glaubte, es sei ihm ein Unglück passirt. Ich näherte mich eilig, sprang von meinem Pferde und versuchte meinen Freund aufzurichten. Doch half er sich schon allein empor und sein Erstes war, sich auf allen Seiten zu befühlen, ob er nichts zerbrochen habe, denn nach seiner Idee mußte ein Sturz vom Pferde von einem Bein- oder Armbruche unzertrennlich sein. Glücklicherweise war ihm aber nichts geschehen, und es dauerte keine Viertelstunde, so erzählte er mir zwischen Ernst und Lachen, daß er eigentlich gar nicht wisse, wie das Pferd mit ihm durchgegangen sei, nur erinnere er sich, daß, als er bei dem Wagen dem Thier etwas nachdrücklich die Sporen gegeben, damit es in kühnen Sätzen vorbeilancire, der eigensinnige Gaul seinen Kopf fast zwischen die Vorderbeine gesteckt habe, wobei er, da er sich an den Zügeln festhielt, ganz natürlich aus dem Sitze gekommen sei, und darauf sei er plötzlich mit ihm durchgegangen. „Gott, was werden die Damen von mir denken!“ fuhr Schmidle fort und setzte sich nachdenkend vor mir auf einen Wegstein. „Ich glaube, ich habe mich in ihren Augen entsetzlich lächerlich gemacht.“ Ich konnte nicht umhin, diese Vermuthung zu bestätigen, und erzählte ihm meiner Seits, wie überlaut die Damen über seine Fatalität gelacht hätten. Aber wie ich sie schon

früher in meinem Innern darüber entschuldigt, so sah ich mich auch jetzt veranlaßt, ein Gleiches gegen meinen Freund zu thun, indem ich ihm ungefähr die Stellung vormachte, wodurch er die Rückseite seines Körpers den Damen entgegengestreckt.

Nach vielen innerlichen Kämpfen sah denn Schmidle wirklich ein, wie lächerlich er sich gemacht, und begann es von der jungen Dame verzeihlich zu finden, wenn die Zuneigung, die er ihr vielleicht in den vergangenen Tagen eingeflößt, durch die verunglückte Reitpartie gänzlich erkaltet sei, worauf ich noch weiter in ihn drang und zu seinem eigenen Besten den Versuch machte, ihm die Idee, als habe er sich in den letzten Tagen wirklich elegant und liebenswürdig gezeigt und die Neigung der jungen Dame erworben, zu benehmen. Schmidle war durch den Sturz vom Pferde in allen Tiefen seines guten Herzens so erschüttert, daß er nach und nach meine Vorstellungen richtig fand und einsah, daß sein unnatürliches Wesen, seine Anwendung von Ausdrücken, die er nicht verstand, besonders seine Manier, einen eleganten Herrn vorstellen zu wollen, ihn nur lächerlich machen könne. Diese praktisch philosophischen Gespräche hielten wir, wie gesagt, in obenbenanntem Kleefelde, an einem Meilenzeiger sitzend, der, wie ein großes Fragezeichen, vor unserer heutigen Lustpartie stand. Auf der einen Seite zeigte er nach C., wo wir eben herkamen, und er bezeichnete zwei Stunden bis da; auf der andern Seite aber verkündigte er uns, daß M., das Ziel unseres Ritts, fast ebenso weit entfernt sei. Sollten wir zurückkehren, wo wir hergekommen, oder sollten wir unsere Tour vollenden? Ich war sehr für das Letztere, denn wenn wir dem Pferdevermiether so früh am Tage seine Pferde zurückbrachten, so war es natürlich, daß er sich einbildete, es sei uns ein kleines Reiterunglück passirt, und ich kannte meinen Mann, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, diese Vermuthung unter der Hand unsern Freunden und Bekannten mitzutheilen. Auch Schmidle, obgleich er mit einem sorgenvollen Blick sein Pferd ansah, das

sich ruhig, als sei nichts vorgefallen, den Klee schmecken ließ, stimmte dafür, vollends nach M. zu reiten, und ich hätte ihn wahrscheinlich so weit gebracht, diesen Vorsatz auszuführen, ohne daß er die junge Dame wieder gesehen hätte, wenn uns jetzt nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er seinen Hut dahinten gelassen, den der Kutscher, wie wir nicht anders erwarten konnten, mitbringen würde. Und so war es auch.

Bald rollte der Wagen, der an allem Unglück von heute Schuld war, heran, und schon von Weitem bemerkte ich den Hut meines Freundes, den der Rosselenker auf das Dach seiner Kutsche gesetzt hatte. Jetzt hielt der Wagen und die beiden Damen erkundigten sich sorgfältig nach dem Befinden Schmidle's. Mir wäre es viel lieber gewesen, wenn sie das nicht gethan hätten, denn ich merkte schon bei dem ersten freundlichen Worte, daß seine Hoffnungen wieder hoch emporwuchsen. Ach, es ist etwas Gefährliches um ein Paar schöne schwarze Augen, und mein Freund war überhaupt nicht der Mann, sein Herz, das schon entzündet war, vor ihnen zu bewahren. Trotz allen meinen Ermahnungen und trotz den Versprechungen, die er mir gegeben, war Schmidle, der jetzt am Wagenschlage stand, plötzlich wieder ein ganz anderer Mensch geworden, als Schmidle, der vorhin neben mir unter dem Meilenzeiger saß. Er versicherte den Damen, er, der so viel reite und so gut mit Pferden umzugehen wisse, habe keine Ahnung davon, was vorhin sein Roß angewandelt. Er könne nicht anders glauben, als daß sich eine Schmeißfliege irgendwo in der Wolle festgebissen, oder das arme Thier an den Lichtern genirt habe. „Ja, meine Damen,“ fuhr er fort, „ich hatte Mühe, Meister über das Pferd zu werden, und es wäre auf ein Haar mit mir gestürzt.“

Bei dieser ungeheuren Prahlerei bemerkte ich sehr gut, daß die junge Dame still lächelnd an dem Anzuge Schmidle's heruntersah, der hier und da einige erdfarbige Flecke zeigte, und daß sie einige abgerissene Kleeblätter betrachtete, die verrätherisch aus seinem Haar und aus den Falten seines Rocks hervorblickten. Trotz meinem Winke mit den Augen und

meiner ungeduldigen Miene konnte mein Freund es nicht über sich gewinnen, den Vorschlag der jungen Dame abzulehnen, die ihn bat, doch bis M. neben dem Wagen herzureiten. Er warf mir dagegen einen flehenden Blick zu, und war überhaupt in seiner ganzen Unnatürlichkeit so komisch, daß ich nicht böse sein konnte, sondern ihm vielmehr den Bügel hielt und ihm auf's Neue zu Roß half. Der Wagen fuhr fort, zuerst, da es bergauf ging, im Schritt, und später bergab im Trab. Auch ich hielt mich diesmal an der linken Seite des Wagens, um zu seinem Schutz und zu seiner Hilfe nöthigenfalls bereit zu sein.

Es dauerte nicht lange, so hatte er wieder denselben komischen Sitz eingenommen wie früher, den Oberleib nach vorn und den Hut nach hinten, was jetzt um so lächerlicher aussah, da er die fürchterlichsten Anstrengungen machte, ungezwungen und möglichst elegant auf dem Sattel zu bleiben. Seine schweren Athemzüge, das stiere Auge und die zusammengepreßten Mundwinkel straften das lustig sein sollende Lächeln, das er hier und da hervorbrachte, so wie die Stellung seiner rechten Hand, die er leicht an die Hüfte gelegt, gewaltig Lügen, und übrigens wurde es von Minute zu Minute schlimmer mit ihm. Sehr gut bemerkte ich, daß die Damen im Wagen Mühe hatten, ihr lautes Gelächter zu verbergen. Der Kutscher auf dem Bock sah in stiller Freude beständig hinter sich und trieb, da es jetzt stärker bergab ging, seine Pferde zu eiligerem Laufe an. Wir mußten folgen. Schmidle's Gesicht, das vorhin sehr bleich gewesen war, ging in eine unnatürliche Röthe über, sein Hut, den ich ihm, von den Damen ungesehen, zuweilen wieder zurechtgerückt hatte, sank immer wieder schneller hinten hinab. Den einen Bügel hatte er schon lange verloren und er konnte ihn trotz den verzweifeltsten Anstrengungen nicht wieder erfassen. Dabei fuhren seine Ellbogen auf und ab und verursachten eine Bewegung, als wolle er einen Versuch zum Fliegen machen. Wohl dachte ich in diesem kritischen Augenblicke daran, sein Pferd und das meinige anzuhalten und zurück-

zubleiben. Aber was hätte es geholfen? — Nein, nur eine förmliche Niederlage vor den Augen der jungen Dame konnte ihn vielleicht für die Zukunft heilen. Und sie blieb nicht lange aus. Umsonst warf er flehende Blicke zu mir herüber, umsonst erfaßte er die Zügel und riß sie mit aller Kraft zurück, je härter er zog, je stärker trabte das Pferd, und je stärker sein Pferd trabte, je mehr ließ der Kutscher seine Gäule laufen und je heftiger lachten die Damen. Es war Schmerz und Freude in immer steigenden Verhältnissen. Doch der Schmerz gewann für einen Augenblick das Uebergewicht. Schmidle, der jetzt statt der Zügel den Sattelknopf erfaßt hatte, berührte unsanft die Seiten seines Pferdes mit den Sporen, das Thier begann unruhig zu werden, prallte vor und zurück, ging vorn und hinten in die Höhe, und es dauerte keine Minute, so schoß Schmidle mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit vom Sattel in den Sand hinab, geleitet von dem brüllenden Gelächter des Kutschers und den nichts weniger als mitleidigen Blicken der Damen. Die jüngere beugte sich etwas hinaus, doch ich sowohl wie der unglückliche Schmidle sah, wie sie das Lachen nicht verbergen konnte und uns ziemlich spöttisch eine glückliche Reise wünschte. Dann fuhr der Wagen davon und war in kurzer Zeit hinter der nächsten und letzten Anhöhe vor M. unsern Blicken entschwunden. Außer einem großen Risse in seinem Rocke und einigen Beulen in seinem Hut hatte Schmidle keinen Schaden genommen. Nur war er äußerst niedergeschlagen, und da ich den Erzürnten spielte und ihm ohne ein Wort zu sagen auf's Pferd half, so ritten wir stillschweigend im Schritt davon und erreichten M. in kurzer Zeit.

An dem Thore wandte ich mich mit kurzen Worten an ihn und fragte: ob er denn noch wisse, in welchem Gasthof die Damen eingekehrt seien, damit wir sie finden könnten. Denn, setzte ich hinzu, „Deine beiden Niederlagen von heute Morgen werden Dich nicht abhalten, den Eleganten und Unnatürlichen zu spielen, um Dich und mich lächerlich zu machen;“ worauf er statt aller Antwort mit dem Kopf schüt-

telte und mich versicherte, es sei ihm ganz gleich, wohin wir ritten. Er fühle sehr gut sein Unrecht und seine Ungeschicklichkeit und werde sich für die Zukunft gewiß in Acht nehmen.

Bald erreichten wir einen Gasthof, stellten unsere Pferde ein und gingen in ein Zimmer hinauf, woselbst Schmidle bei einer guten Flasche Wein und einer Cigarre bald über den Morgenspazierritt zu lächeln anfing, so daß ich es nochmals wagen konnte, ihm mit allen möglichen Details sein auffallendes Betragen vorzustellen, und wie dies eher geeignet sei, ihm ein weibliches Herz abgeneigt, als gewogen zu machen. Ein herbeigerufener Schneider setzte den Rock meines Freundes wieder in gehörigen Stand, und da es bald Zeit zum Essen war, gingen wir hinunter in den Speisesaal, wo sich außer uns noch eine kleine Gesellschaft befand: zwei junge Damen und zwei sehr junge Herren, die man auch füglich Knaben hätte nennen können. Mir schien es, als seien es Schüler irgend eines Gymnasiums, die sich allmählich zur Universität vorbereiten. Sie trugen kurze Sammetröcke, blau und grüne Cerevis-Mützen und hatten sich schon ein gewisses burschikoses Wesen angewöhnt, das aber, durch schülerhafte Bescheidenheit gemildert, etwas sehr Naives und Lustiges hatte. Auch die beiden Mädchen, die zwischen achtzehn und neunzehn Jahren alt sein mochten und die recht hübsch waren, hatten etwas Heiteres und Ungezwungenes. Wir setzten uns zusammen an den Tisch und wurden bald die besten Freunde. Ich ließ es mir anfänglich besonders angelegen sein, die Freundschaft der beiden jungen Herren zu gewinnen, was mir auch dadurch gelang, daß ich ihnen häufig etwas vortrank und mich einige Mal erkundigte, im wie vielsten Semester sie studirten. Mein Freund Schmidle war seit heute Morgen wie umgewandelt. Er war natürlich und deßhalb sehr liebenswürdig. Wenn ihm auch zuweilen im Eifer des Gesprächs ein Jagdausdruck entfuhr, so setzte er hinzu: So sagen die Jäger, deren ich aber keiner bin, und zum Belege hierfür nahm er sogar keinen Anstand,

lachend seiner früher erwähnten Jagdpartie zu gedenken, wo er das Reh geschossen, als es eben aus seinem Sandloche hervor kam.

Wenn auch unser Projekt, mit den beiden Damen aus dem englischen Hof, von denen wir aber keine Spur mehr fanden, das schöne Schloß und die herrlichen Parkanlagen M's anzusehen, förmlich zu Wasser wurde, so wandelten wir doch nach Tische in nicht minder liebenswürdiger Gesellschaft durch die schattigen Alleen; besonders ich hatte bei dem Tausche sehr gewonnen, denn anstatt, wie Schmidle gewünscht, der alten Tante die herabhängenden Trauerweiden an dem kleinen See zu zeigen, war ich so glücklich, meine schöne neunzehnjährige Begleiterin darauf aufmerksam machen zu können. Ob Schmidle, der unterdessen mit der andern Dame und einem der jungen Herren, während der zweite bei mir als Ehrenwache blieb, auf dem Hügel zu dem steinernen Amor ging, dort einen Anknüpfungspunkt fand, kann ich nicht genau angeben; nur so viel weiß ich, daß er mit seiner Begleiterin am Arm lustig lachend wieder mit mir zusammentraf und daß er mir darauf freudig die Hand drückte mit der leisen Versicherung: er würde ganz glücklich sein, wenn ihm nicht heute Abend der fatale Ritt nach der Stadt bevorstände. Ich hatte schon ein Auskunftsmittel gefunden, indem die beiden jungen Herren meinen Vorschlag, die Pferde nach C. zu reiten, wohin auch sie wollten, mit Freuden annahmen, wogegen wir uns ihrer Plätze in dem Wagen bedienten.

Schmidle war heute der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Bei einem kleinen Souper, das wir einnahmen, verwundete sich seine Begleiterin mit dem Messer, und da er diese Verletzung mit einem kleinen englischen Pflaster, das er stets bei sich führte, auf das kunstgerechteste bedeckte, so konnte er auf die Frage der beiden Damen nicht läugnen, daß er mit dergleichen Sachen viel zu thun habe, und er gestand auch gern und willig, daß er Apotheker sei. Ihm folgte aber auch der Lohn für seine Aufrichtigkeit und Natürlichkeit auf dem Fuße nach, denn die beiden Mädchen er-

klärten ihm freudig, auch sie hätten in C. einen Onkel, der Apotheker sei und den er vielleicht kenne. Er sei der Besitzer der Löwenapotheke.

Von der Freude Schmidle's über diese Entdeckung will ich nichts sagen, da es meiner schwachen Feder doch unmöglich wäre, ein getreues Bild davon zu entwerfen. Bald bestiegen wir den Wagen, die beiden jungen Herren schwangen sich auf unsere Pferde und mein Freund fand diese neue Reiseart um so viel behaglicher und besser, daß er im Uebermaße seines Glücks sogar des unglücklichen Ritts von heute Morgen erwähnte. Sehr ergötzlich malte er seinen zweimaligen Fall vom Pferde aus, und er that es mit solcher Lebendigkeit und solcher Treue, daß die beiden Mädchen mehrmals laut lachten, aber mit einem ganz andern Tone, als die junge schwarze Dame aus dem englischen Hof. Nur ließ sich Schmidle bei seiner Erzählung eine große Unwahrheit zu Schulden kommen, indem er mich als denjenigen angab, den die schwarzen Augen der schönen Dame angezogen, und als sei er nur mir zu Liebe mitgeritten.

Es versteht sich von selbst, daß ich seine Erzählung als wahr passiren und mir die Neckereien der jungen Mädchen über mein mißlungenes Abenteuer gefallen ließ.

Es war ein wunderschöner Abend. Wir sangen und lachten in dem offenen Wagen, und die beiden jungen Herren hielten mit unsern Pferden auf der Chaussee kleine Wettrennen. So erreichten wir die Stadt. Vor dem Thore bestiegen wir unsere Rosse wieder, wünschten den Damen gute Nacht und Schmidle sprach still lächelnd die Vermuthung aus, daß er sie wiedersehen werde. Der Glückliche wollte abwarten, welchen Eindruck er morgen früh in seinem Arbeitskostüme, vor der Reibschaale stehend, im Gegensatze zu heute Abend, auf das Mädchen machen würde. Ach, er hatte große herrliche Pläne! —

Ich ging allein in meine Kaserne und hörte in den nächsten Tagen nichts von meinem Freunde; aber ungefähr ein Woche nach unserem merkwürdigen Spazierritte bekam

ich einen Brief von ihm, worin er mir schrieb, daß er der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt sei; er habe sich mit der Nichte seines Prinzipals verlobt und schon die Einwilligung seines Vaters erhalten. Ich eilte zu ihm und wir besprachen uns lange und freundlich im kleinen Stübchen hinter der Apotheke, wo Schmidle mir gerührt die Hand drückte, und ich konnte nicht umhin, ihm auch für die Zukunft den Wahlspruch zu empfehlen, den ich ihm so oft gesagt: „Nur natürlich!“

In Scene setzen.

Wenn man eine fertige Arbeit betrachtet, so denkt man selten der Schwierigkeiten, der Mühe und Arbeit, deren es bedurfte, um ein Werk auf den Punkt zu bringen, daß es dem Auge wohlgefällig, den Sinnen genießbar erscheint, wer denkt daran bei dem fertigen Palast, einem vollendeten Gemälde, bei einem Rock, der einem eben durch den Schneider angepaßt wird? Noch weniger aber als man bei all' diesen Werken auf die Einzelnheiten ihrer Entstehung zurückblickt, ist dies der Fall, wenn man des Morgens im Fauteuil eine Cigarre raucht oder des Mittags aus der Restauration kommt und an einer Straßenecke den Theaterzettel liest.

„Norma."

Ja, das Wort und die ganze Reihenfolge des Personals kommt dem Leser so natürlich und unzweifelhaft vor, es versteht sich so von selbst, daß heute Norma sein muß, weil gestern diese Oper auf dem Zettel angekündigt stand, daß es dem Laien ganz unbegreiflich ist, wenn man ihm sagt, daß dieses einzige Wort Norma dem Intendanten, dem Kapellmeister, den Regisseuren, kurz allen denen, die bei der Oper mehr zu thun haben, als sich zu schminken und anzuziehen, vielleicht eine schlaflose Nacht verursacht hat. Was ich oben von der Undankbarkeit sprach, die man im Allgemeinen gegen fertige Werke ausübt, so ist dies namentlich bei dem Theater

der Fall. O, so ein Theaterzettel ist ein stiller klarer See, die Buchstaben und Worte auf demselben stellen sich dem Auge der Beschauenden so natürlich dar wie die Furchen, die der leise Wind auf dem Wasserspiegel zieht. Aber der Mensch begehre nimmer zu schauen, wie der klare See noch vor wenigen Stunden aussah, ehe eine mächtige Hand ihn ebnete und glättete, wie es noch unter der blanken Oberfläche in seinem Innern kocht und gährt, und es nur eines einzigen Tropfens mehr bedarf, — sei es nun der Tropfen, den einer der Sänger über den Durst trinkt, oder sei es ein Hoffmannstropfen, den die Prima Donna zu sich nehmen zu müssen glaubt — um die Wellen zu empören, daß sie in lautem Tosen über den Strand schlagen.

Ja, wir sind undankbar, sehr undankbar. Bald wird uns eine Oper zu oft gegeben, bald ist uns ein Schauspiel zu lang, denn wir glauben ja, daß der Intendant blos mit seinem Aermel zu schütteln brauche, um etwas Anderes über die Bretter rauschen zu lassen. Hat man nun den Zettel von oben angefangen zu lesen, sich da schon über Diverses geärgert, über ein aufgehobenes Abonnement, oder ein Benefiz zu Gunsten für Diesen oder Jenen, der einem eigentlich gar nichts angeht, hat man es niedergeschluckt, daß man statt eine gewünschte Oper zu hören oder ein leichtfüßiges Ballet über die Bühne säuseln zu sehen, ein fünfactiges Drama in dröhnendem Galoppschritt über die Bretter soll klirren hören, so stellen sich den Blicken, ehe man zu den Personen gelangt, oft noch ein paar Worte dar, die man entweder leichtsinnig überhüpft, oder die man undankbarer oder unverständiger Weise unter dieselbe Rubrik wirft, wie wenn man in den Zeitungen liest: „Ausverkauf“ oder „Herabgesetzte Preise“ oder „Nur noch heute“, so wie wenn auf den Zetteln der herumziehenden Künstlergesellschaften das bekannte „Auf Verlangen zum allerletzten Male“ steht, — ich meine die gewichtigen Worte: „Neu in Scene gesetzt“.

Es ist eigentlich unverantwortlich und traurig, daß wir dies Wort nie gehörig beachten, daß Wenige darüber nach-

denken, welch' ungeheuer Großes der Ausdruck: „In Scene setzen", in sich begreift. Es ist auf dem Zettel wie beim Spiel die Hauptsache; es ist die Hose, die der Regisseur dem Nackten, dem Unschicklichen anzieht, es ist die Wattirung, durch die er einem klappernden Verse ein rundes stattliches Ansehen gibt, es ist die Scheere, die das Röckchen der Tänzerinnen kürzt und das begierige Auge üppige Formen sehen läßt, es ist der lange Talar, der oft den nach der Rhetorik der Handwerksburschen Deklamirenden zum Oberpriester oder König umwandelt: es ist Alles in Allem, sowohl auf den Brettern, die die Welt bedeuten, als wie in der Welt selbst. Setzt sich nicht Jeder in Scene, wenn er am Morgen seinem Bette entsteigt, mag die Garderobe in einem durchlöcherten Flauß oder in einem seidenen Schlafrock bestehen, mag die Dekoration eine Dachkammer oder das Gemach eines Palastes sein? Und da es schon einem einzelnen Menschen oft schwer genug wird, sich selbst ordentlich in Scene zu setzen, um anständig erscheinen zu können, welche Arbeit hat also der arme Regisseur, der ein ganzes Personal so weit bringt, daß es wie ein Uhrwerk in einander greift und das aufgegebene Stück ohne Störung zu Ende spielt. Muß er sich nicht um Alles bekümmern, um Garderobe und Dekorationen, um Requisiten und Musik, um Lampenputzer und Statisten, und Alles das erst, nachdem er vielleicht schon lange vorher das Stück zu Hause durchgenommen, hier eine Stelle gekürzt, da eine Stelle gestrichen und sein Denkvermögen fast vernichtet hat, um nur herauszubringen, wie er alle Rollen schicklich besetzen will. — —

Seit langen Jahren ist Egmont von Goethe nicht mehr gegeben worden. Plötzlich kommt von oben herunter der Befehl: das Stück neu in Scene zu setzen und baldigst zu geben! — Egmont von Goethe! Der Auftrag hat dem Regisseur sein Abendbrod sehr vergällt, denn da ist für ein paar Dutzend redender Personen zu sorgen, für eine Unzahl von Statisten, außerdem spielt er noch die Hauptrolle, die er seit Jahren nicht mehr angesehen, und die seinem Ge-

dächtniß allmälig entschlüpft ist. Noch spät am Abend, als er nach Hause kommt, händigt er seinem Bedienten den Zettel ein, wonach ihm der Inspicient des Theaters am folgenden Morgen in der Früh sämmtliche Rollen schicken muß. Er schreibt noch eine Masse von kleinen Briefen an seine Freunde; der eine besitzt ein altes Kupferwerk aus den Zeiten des niederländischen Befreiungskrieges, der andere hat sich mit der Geschichte selbst viel beschäftigt, ein dritter hat den Egmont vor einiger Zeit in X. gesehen, der besitzt eine Masse alter Schwerter und Hellebarden, die gut zu brauchen wären, jener das ächte Exemplar eines Ordens vom goldenen Vließe. Alle werden um irgend etwas gebeten, und so den Kopf voll von Egmont legt sich der Regisseur zu Bett. Im Traum erscheint ihm Herzog Alba und verlangt in eigener Person mitspielen zu dürfen, denn keiner würde das so gut machen wie er selbst. Kaum hat der Träumende, durch die Erscheinung des blutigen Kriegsmanns erschrocken, ihm Alles bewilligt, was er verlangt, so erscheint der Schauspieler, dem die Rolle von Gott und Contracts wegen zukommt, und spricht sie für sich an. Die beiden Aspiranten gerathen in Streit, der wirkliche Herzog zieht sein Schwert und der Schauspieler seinen Contract aus der Tasche, den er in Stücke zerreißen will und seine Entlassung fordert. Wer weiß, wie sich dieser Kampf endigen würde, wenn nicht noch zur rechten Zeit Wilhelm von Oranien die Beiden verdrängte. Doch jetzt kommt der Regisseur vom Regen in die Traufe, denn da ihm immer die Kraftstelle des Prinzen, wo er ein paar Thränen fließen läßt, im Andenken ist, so erscheint er als heulendes und schluchzendes Gespenst und will sich gar nicht zur Ruhe bringen lassen. Auch Klärchen schwebt heran; aber es ist eigentlich die Schauspielerin, welche diese Rolle spielt. Sie bittet den guten Regisseur mit ihrer schmeichelnden, zarten Stimme um ein neues, schönes Costüm, und der unruhig sich hin und her wälzende Mann verspricht, ihr das schönste Kleid aufzuheben. Doch hat er noch keine Ruhe, jetzt rauscht das niedere Volk heran, die Bürger von

Brüssel, und schreit nicht nach Freiheit, sondern nach neuen Costümen; die Garden des Herzogs von Alba, die langen steifen Spanier, wollen auch neu gekleidet sein, und schon denkt der Regisseur, wie schön ihnen die Röcke stehen würden, die er auf einem niederländischen Gemälde aus jener Zeit gesehen. Er denkt an die Kosten, die allenfalls noch heraus=zuschlagen wären, als es ihm plötzlich so vorkommt, als sei er — Egmont im Kerker; die himmlische Musik ertönt, der Hintergrund öffnet sich, Klärchen erscheint, aber statt der Friedenspalme schwingt sie in ihrer Hand ein Dekret von der Oberhofintendanz, worin der Regisseur mit dürren, klaren Worten zur Sparsamkeit aufgefordert wird. Der arme Mann fährt aus seinem leichten Schlummer empor, greift nach einem Glase Wasser und legt sich wieder hin. Diesmal ist ihm Morpheus günstiger, doch weil er sich unaufhörlich mit dem Egmont beschäftigt, träumt er wieder von der Tragödie, und es umschwebt ihn diesmal das Balletcorps und bittet ihn, die nöthigen Pagen auszulesen:

Sie neigen sich, beugen sich,
Schweben auf und ab.

„Eine Hexenzunft!“ murmelte der träumende Regisseur mit Mephistopheles, sieht aber mit Wohlgefallen den reizenden Bewegungen zu. Wilder wird der Tanz, tiefer der Schlaf, aber undeutlicher die Gestalten, und endlich erblickt der Regisseur nichts mehr als Tricots. — Er ist sanft ent=schlummert.

In der Nacht war es uns nicht möglich, die Wohnung des Regisseurs genau zu besehen, doch jetzt erlaubt uns der helle Tag, einen Blick in die geheimen Gemächer zu werfen. Wie sich die Zeiten geändert haben! Poeten und Künstler sind von ihren Mansarden herabgestiegen in den ersten Stock oder in glänzende Parterrewohnungen, und wenn die Kunst selbst mit ihren Jüngern in Wechselwirkung steht, so muß sie bedeutend emporsteigen; doch hoffentlich nicht in die leer

stehenden Dachstuben, sondern als geistiges Wesen gen Himmel, wo sie hingehört, um uns von da herab mit ihren Strahlen zu durchdringen.

Es ist eine Parterrewohnung, vor der wir stehen, und während ein gähnender Bedienter in Livree die Glasthüre öffnet, welche in den Vorsaal führt, schlüpfen wir hinein und können unbesorgt sein, daß uns Niemand hört, denn auf dem Boden liegen Teppiche, Bärenfelle, und die Thüren, die uns durch ihr Knarren verrathen könnten, sind ausgehoben und haben Vorhängen von buntem, glänzendem Stoffe Platz gemacht. In den Zimmern selbst sind schwellende Divans, Blumentische, die den herrlichsten Duft ausströmen; Gemälde und Kupferstiche in goldenen Rahmen bedecken die Wände, und Bildsäulen der Venus in allen möglichen Stellungen sind in den Ecken placirt. Im zweiten Zimmer befindet sich der Regisseur im eleganten Schlafrock; er liegt in einem prächtigen Fauteuil; vor ihm steht ein Marmortischchen, auf dem der Kaffee servirt ist, und ein angenehmer Duft, der uns entgegenströmt, sagt uns, daß er eine sehr feine Havannacigarre rauche. Obgleich es erst acht Uhr ist, ist doch schon Gesellschaft da. So eben trat der Theaterdiener ein und brachte einen Stoß vergilbter Papiere, es sind die verlangten Rollen des Egmont. Der Theaterdiener ist ein ganz merkwürdiger Mensch; obgleich er nichts zu thun hat, wie Ausgänge zu besorgen, Briefe auf die Post zu tragen, Proben anzusagen, dem Personale die Monatsgagen zu bringen, so weiß er mit einer ungemeinen Feinheit in diese untergeordneten Geschäfte einen Faden aus den höheren Zweigen des Theaterwesens hinabzuziehen und da oben, wenn auch ganz unbemerkt, die Hände im Spiel zu haben. Der Theaterdiener wird „Herr“ genannt, ist bei Hoftheatern meistens ein alter gedienter Soldat, der die Medaille im Knopfloch trägt. Auf seinen Lippen steht ein beständiges Lächeln, und er macht sich ein Geschäft daraus, das ganze Theaterpersonal so zu studiren, daß er weiß, bei dem braucht es nur eines Ausweises, bei dem einer kleinen Bemerkung,

bei Jenem ein wohlangebrachtes Lächeln, um zu erfahren, was er zu wissen wünscht.

Dabei muß der Theaterdiener ein starkes Gedächtniß besitzen, muß alle alten Stücke mit ihren Besetzungen wie seine Taschen kennen. Ja, er ist ein unentbehrliches Glied in der langen Kette, an der das ganze Personal zappelt. Ohne seinen Willen wird vielleicht Norma an dem und dem Abend nicht gegeben. Die erste Sängerin hat zufällig etwas Anderes zu thun, als in der Oper zu singen, und klagt am Abend vor der Vorstellung ihrem Kammermädchen die Noth. Der Theaterdiener kommt in's Vorzimmer und sagt Lisettchen eine Probe an. „A, mein lieber Freund," entgegnete ihm diese, „ich glaube, wir können morgen unmöglich singen; ich versichere Sie, wir sind ganz heiser;" — die Zofen der Künstlerinnen reden nämlich immer in der Mehrzahl. — Der Theaterdiener denkt einen Augenblick nach und plötzlich fällt ihm eine schnippische Antwort ein, die ihm Mademoiselle E., die Soubrette, vor einigen Tagen gegeben. Er nickt mit seinem Kopf und geht nachdenkend fort. Der gute Intendant, der sich nicht wenig freut, die Norma endlich glücklich herausgeschält zu haben, wird sehr unangenehm überrascht, als ihm der Theaterdiener meldet, daß die erste Sängerin von einer so entsetzlichen Heiserkeit befallen wäre, daß sie kein Wort sprechen könne. Die Regisseure sind augenblicklich nicht bei der Hand, der Zettel für morgen muß in die Druckerei, und da weiß denn ein kluger Theaterdiener zur rechten Zeit schüchtern den Namen eines Stückes hinzuwerfen, das lange nicht gegeben wurde. Wird diese Idee von dem Chef aufgefaßt, so hat Jener gewonnenes Spiel und läuft mit Freuden nochmals herum, das andere Stück anzusagen, denn er kommt ja auch in das Haus der Soubrette, der er dadurch vielleicht einen genußreichen Abend verdirbt. Aber auch wegen anderer Motive läßt der Theaterdiener seine Minen springen. Der erste Held ist vielleicht gerade krank, und der zweite Held, der eben kein Held ist, möchte gern einmal den Wallenstein spielen; denn ein durchreisender

Tourist, der sein Freund ist, möchte den großen Mimen gern einmal in einer Glanzrolle sehen, um mit ihm ein Kapitel in seinen Reisetabletten ausfüllen zu können, und dies wäre nur unter diesen Umständen möglich. Ein Anderer möchte seinem Collegen gern den Spaß verderben und ihm einen Stein in den Weg legen, damit ein Stück, in dem Jener ein Lieblingsrolle hat, nicht gegeben wird. — Doch wir schweifen zu weit ab und kehren lieber in's Zimmer des Regisseurs zurück, wo wir vielleicht bessere Gelegenheit haben, dergleichen interessante Betrachtungen anzustellen.

Der Theaterdiener, der gegen den Regisseur noch viel geschmeidiger ist als gegen den Chef selbst, denn Ersterer ist ein praktischer Theatermensch und läßt sich nicht leicht etwas vormachen, rückt das Marmortischchen näher und legt den Rollenstoß mit einem gelinden Seufzer darauf hin. Der Regisseur läßt das Zeitungsblatt neben sich fallen und wirft die Rollen auf dem Tische aus einander. Da es dem Theaterdiener für jetzt nur darum zu thun ist, zu wissen, wie die Partien auf's Neue besetzt werden, damit er sieht, ob seine Protegés auch gehörig bedacht sind, so fängt er an, den Regisseur leise auszuforschen.

„Da haben der Herr Regisseur wieder eine schwere Arbeit." Keine Antwort. „Nun, die meisten Rollen werden bleiben, wie sie früher gewesen sind." Der Regisseur blättert emsig in den Papieren fort. „Seit Herr C., der den Alba zum letzten Male spielte, gestorben ist, ist das Stück nicht mehr gegeben worden. — Der Herr Regisseur werden Mühe haben —" — „Das wär' das Wenigste," entgegnete ihm dieser, „Herr M. wird diese Rolle eben so gut spielen." — Das schreibt sich der Theaterdiener gleich hinter das linke Ohr und fährt so mit Fragen fort, bis er ziemlich mit der Rollenvertheilung im Klaren ist. „Befehlen der Herr Regisseur, daß ich wiederkommen soll?" — „Gegen Mittag, ja, Adieu!"

Der Theaterdiener empfiehlt sich und der Regisseur ist allein und hält in Gedanken einen ähnlichen Monolog wie

König Philipp, als er seine Brieftasche durchmustert. Er sieht die Namen, die auf den vor ihm ausgebreiteten Rollen stehen, bald mit Lächeln, bald mit Kopfschütteln an. Ach, er ist ja auch nur ein Mensch, und ihm fällt ein, wie sich Dieser und Jener gegen ihn benommen, und wenn er auch zu rechtlich ist, um Jemand zu unterdrücken, so kann man es ihm doch nicht verdenken, wenn er gerade dem, der ihm beständig opponirt, eine Eselsbrücke bauen sollte. Auf diese Art hat Mancher den Sieg bei St. Quentin längst verwirkt und wird zu den Todten gezählt. Diese vergilbten Rollen zeigen mit den Namen der verschiedenen Schauspieler, die auf ihnen gezeichnet und wieder ausgestrichen sind, auf's Beste die Laufbahn, die mancher Künstler gemacht hat. Hier ist die Rolle des ersten Bürgers von Brüssel und mit manchen durchstrichenen Namen versehen. Hier nahm manches junge Talent seinen Anlauf, manches kam höchstens bis zur Rolle des Gomez; der spielte einmal den jungen Herzog von Alba und wurde bei Seite gelegt, und von so vielen ist kaum ein einziger, der sich bis zu einer ersten Rolle durchdrang und sich da erhielt. Auch der Regisseur hat diesen Weg gemacht; aber er sieht mit stillem Vergnügen, wie die Rollenhefte, auf denen sein Name prangt, allmälig dicker wurden; er sieht einen ganzen Lebenslauf dazwischen liegen, und jede Rolle, die er durchsieht, bringt ihm traurige und angenehme Stunden in's Gedächtniß. Wo sind all' die Klärchen geblieben, mit denen er auf den Brettern, so wie im Leben gespielt. Auf dem Rollenhefte steht eine zahlreiche Liste von Namen, die einst schönen jungen Mädchen angehörten, aber die meisten sind alt geworden, verschollen, gestorben und verdorben. Andere sind weiter gerückt, doch wenn sie auch dickere Rollen bekamen, sind sie doch nicht aufwärts gestiegen. Aus jungen Liebhaberinnen wurden sie auf den Brettern und in der Wirklichkeit Mütter und keifende Matronen. Aber wenn man alle diese hört, geschah ihnen bitteres Unrecht. Sie wurden unterdrückt und würden Klärchen heute noch so gut spielen wie vor fünf und zwanzig

Jahren. Doch still, es klopft, und ein lebendiges Beispiel tritt ein. Es ist Madame H., die vor etlichen zehn Jahren mit dem Regisseur Liebhaber spielte und auf die zarte Neigung, die sie früher so oft auf den Brettern verband, eine feste Freundschaft baute, welche sie jetzt bei kleinen Bitten geltend macht. Aus jungen naiven Mädchen ging sie in's Fach der zärtlichen Mütter über, wurde nach und nach Ehrendame der Königinnen, spielt auch in alten Stücken vornehme Personen selbst, denn sie hat eine stattliche hohe Figur, über welche sich der Königsmantel sehr schön zur Schau hängen läßt.

Obgleich es dem Regisseur nicht angenehm ist, unterbrochen zu werden, rückt er doch der Dame Anstandshalber einen Sessel hin, und sie läßt sich mit einer unnachahmlichen Grazie nieder. „Ach, guten Morgen, lieber Regisseur, hab' schon lange Jahre die Idee gehabt, Sie zu besuchen, komme aber nie dazu." — „So," entgegnete dieser ziemlich lang gezogen, „und was führt Sie jetzt zu mir?" — „Ach," deklamirte die H. schmachtend:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

„Sie wissen ja, lieber Regisseur, daß mit dem nächsten Jahre mein Contract zu Ende läuft, und da Sie Alles bei der hohen Intendanz vermögen, so werden Sie doch, hoffe ich, einer alten Collegin, wollte sagen, einer Collegin, die schon lange mit Ihnen spielt, das Wort reden."

Der Regisseur hat während dieser Rede, die ihm nicht neu ist, in den Rollen des Stücks geblättert und ohne gerade der Dame auf ihre Bitte eine Antwort zu geben, legt er ein dünnes Heftchen vor die Madame H. hin, es ist die Rolle von Klärchens Mutter, auf der ihr Name prangt.

„Aber, lieber Freund," fährt diese überrascht fort, „was machen Sie denn da? Sie sind doch sehr zerstreut.

Sie dachten an mich und schreiben meinen Namen auf dies Rollenheft?"

„Ja," entgegnete der Regisseur, jedoch ohne aufzusehen; denn es ist gefährlich, einer Künstlerin, die Heldinnen spielt, bei Momenten, wo man ihr etwas Unangenehmes sagen muß, in das Auge zu blicken. „Ich that das nicht in der Zerstreuung; es ist gewiß besser, liebe H., daß Sie anfangen, sich in Müttern zu versuchen. Wissen Sie, die Zeit rückt vorwärts, ich werde auch allmälig alt, und ich versichere Sie, daß es mir sehr lästig wird, noch den Egmont und dergleichen jugendliche Rollen zu spielen."

War die Dame wirklich durch die ihr zugedachte Rolle so überrascht, oder affektirte sie nur die Bestürzung und den Verdruß, der sich auf ihrem Gesicht und an der ganzen Haltung deutlich blicken ließ, genug, das drohende Feuer in ihrem Blick verschwand, sie wandte den Kopf recht würdevoll gegen den Regisseur, hob eine ihrer Hände mit einer unnachahmlichen Bewegung gegen das Herz und lispelte mehr, als sie sprach: „Aber, lieber Regisseur, wie kann ich bei meinem edlen Wesen so ein Weib spielen, die Mutter einer solchen Tochter. Ah! Ich würde ganz meine gewöhnliche Natürlichkeit verlieren, und jeder würde mir ansehen, daß ich mit Widerwillen einen solchen Charakter darstelle."

Aber der Herr Regisseur blieb trotz diesen Lamentationen fest. Er zuckte die Achseln und versicherte, vergeblich einem Auskunftsmittel nachgedacht zu haben. „Sehen Sie," sagt er und steckt eine neue Cigarre an, „die M. ist krank, die W. auf Urlaub und der R. so wenig wie der Y=Z. kann ich doch eine solche Rolle anvertrauen. Sie wissen ja selbst, liebe H., daß der Effekt all' der Scenen zwischen Egmont und Klärchen sehr viel auf dem würdevollen Benehmen der Mutter beruht. Und darum habe ich Sie vorgeschlagen." Dann fährt er mit sanfter Stimme fort: „ich muß es Ihnen offenherzig gestehen, ist mir die Zeit, wo wir zusammen spielten, die Zeit, wo der Egmont eine meiner Glanzpartien war, noch so im Gedächtniß, daß es mir schmerzlich sein

würde, die bekannten Züge — Sie wissen, liebe H., wie wir uns gekannt haben, gar nicht mehr vor mir zu sehen. Es bleibt ja doch in der Familie. Vor zehn Jahren liebt ich die Mutter, heute die Tochter. Apropos, wie geht's Ihrer Emilie? das Mädchen wird jeden Tag schöner; bei ihr möcht' ich gern einmal den Egmont spielen. — Sie wissen doch, daß ich ihr seit gestern freie Entrée verschafft habe? Der Intendant hat es sehr gern gethan, denn er ist mit mir einverstanden, daß hübsche Mädchen eine gute Dekoration für's Parterre sind."

Der Regisseur hatte die letzten Worte mit Herzlichkeit gesprochen und fällt jetzt wieder in seinen ruhigen Ton zurück. „Nicht wahr, liebe H., Sie werden das einsehen, und dann ist es auch wegen Ihres Contracts. In dem Rollenfach der komischen und polternden Alten können Sie sich noch lange erhalten."

Madame H., die ihren Freund kennt, weiß wohl, daß hier nicht viel mehr zu machen ist, legt also seufzend dem Regisseur noch einmal die Contractsache an's Herz und zieht sich gegen die Thür. In der Ecke des ersten Zimmers steht ein Sopha mit prachtvollen gestickten Kissen. Beider Blicke fahren unwillkürlich über diese Zeichen früherer glühender Liebe hin, und während der Regisseur listig lächelt, sagt die Dame: „Ach, Heinrich, die vergangenen Zeiten waren doch schön!" Er begleitet sie zur Thür, und wie sie zwischen den rauschenden Vorhängen verschwindet, ruft er ihr laut genug nach, daß sie es deutlich verstehen kann:

„Sie geht, und da sie geht, möcht' ich sie halten!" Noch ein Blick, der Bediente macht mit seinem äußerst dummen Gesicht ein Compliment, und die Dame ist verschwunden. Rasch wendet sich nun der Regisseur in's Zimmer zurück, klopft anmuthig die Asche von der Cigarre und ruft dem Bedienten hinaus: „das verfluchte ewige Stören! Ich bin für Niemand mehr zu Haus!"

Er setzt sich wieder in sein Fauteuil und fährt fort in den Rollen, so wie in den Büchern, die ihm nach und nach

von seinen Freunden geschickt werden, zu blättern. Wenn ihm auch nicht gerade die Scene, die er mit der H. hatte, alte Jugenderinnerungen, weder traurig noch komisch, in's Gedächtniß zurückruft, so findet er dagegen auf den gelben Papieren manchen Namen, der ihm ein Lächeln oder einen stillen Seufzer abgelockt. Auch Bemerkungen, die hie und da von den darstellenden Künstlern zwischen den Reden eingeschrieben wurden, kommen ihm äußerst komisch vor. Da heißt's bei einer Stelle, der rechte Arm wird ausgestreckt, der Kopf würdevoll zurückgeworfen, oder die Augen werden schmachtend geschlossen; bei einer andern: hier trete ich drei Schritte zurück, knirsche mit den Zähnen und stoße drei Seufzer aus; hinter einem langen Monologe stehen die Worte: als ich zum letzten Male diese Rolle spielte, geruhten Se. Durchlaucht der Fürst, der in Husarenuniform im Theater war, mich aufmerksam anzuhören und am Schlusse beifällig mit dem Kopfe zu nicken; auch applaudirte das Parterre dreimal. Ein anderes Notabene hieß: hier stützte ich mich mit dem linken Arm auf mein Schwert, legte den rechten Ellbogen, auf dem mein Kopf ruhte, darauf und bildete so, wie meine Freunde mich später versicherten, eine malerische Stellung.

Das Alles liest der Regisseur durch, vertheilt die noch fehlenden Rollen, schreibt die Zahl der Statisten auf, so wie das ganze Ballet, das er im Stück zu verwenden gedenkt; Einige sollen Pagen machen, Andere führen bei den Volksscenen in Brüssel Tänze auf, und der Nachwuchs des Ballets, die Kinder unter zehn Jahren, sollen die Straßen bevölkern, hin und her rennen und kleine Spiele treiben. So ist es eilf Uhr geworden. Es schellt draußen, der Bediente bringt ein kleines Billet und meldet zugleich drei Tänzerinnen, die aufzuwarten wünschen. In dem Briefe bittet ein College, der bisher die Rolle des Vansen spielte, da er zufällig gehört habe, daß der Egmont auf dem Repertoire stünde, um Abnahme dieser Rolle und um Zutheilung des Herzogs Alba, da letzterer eigentlich mehr Intriguant sei als ersterer, und

er für dies Fach doch engagirt sei. Der Brief wird ad Acta gelegt und die Tänzerinnen vorgelassen. Neue Klagen und Beschwerden. Die drei Grazien kommen eben aus der Tanzstunde, wo sie erfuhren, daß ihnen zu einem Tanz auf heute Abend, in dem sie die Solopartien haben, keine neuen Schuhe gemacht werden sollen. Dem Regisseur werden die alten vorgezeigt, die von fleischfarbener Seide und jedenfalls sehr defect, sogar durchlöchert sind. Doch zuckt er die Achseln und rechnet ihnen vor, daß die ausgesetzte Summe für neue Schuhe fast überschritten sei und er also nichts mehr dürfe machen lassen. Aber das Kleeblatt läßt sich so bald nicht abweisen, sie bestürmen den guten Mann mit Bitten und Schmeicheleien, versichern ihm, daß sie auf den durchgetanzten Sohlen fast nicht mehr stehen könnten, eine sogar, die sehr schöne Waden hat, macht, während sie die Schuhe vorzeigt, ein kleines Battement, um zu zeigen, daß man bei der Vorstellung die defecten Stellen deutlich sehen könne, was den Regisseur rührt, und sie erhalten endlich die Erlaubniß, die sehr nothwendigen neuen Schuhe machen zu lassen.

Nachdem sich die Tänzerinnen noch einige Sekunden in dem Zimmer des Regisseurs umgesehen, da eine schöne Stickerei bewundert, hier die Stellung der Venus nicht ganz natürlich fanden, trifft der Regisseur Anstalten, sich seines Schlafrocks zu entledigen, um Toilette zu machen, eine Bewegung, welche die drei alsbald in die Flucht schlägt. Jetzt wird dem Bedienten geschellt, doch kaum ist dieser eingetreten, um seinem Herrn die nöthigen Sachen zur Toilette hinzureichen, als draußen wieder heftig geschellt wird. Schon ist der geplagte Mann im Begriff, seinen Schlafrock wieder fester um sich zu ziehen, als er an dem lauten Gelächter der vor der Thür Stehenden erkennt, daß es ein paar gute Freunde sind, vor denen er sich nicht zu geniren hat. Er läßt also den Schlafrock fallen und läßt sich, nachdem er noch einen Blick zum Fenster hinausgeworfen hat, ein paar helle Beinkleider geben, die er dem Sonnenschein zu Liebe heute anziehen will. Indessen sind zwei junge Männer an

die Thür getreten, die in ihrem Aeußern den schärfsten Contrast bilden. Der erste ist von einer langen, sehr langen Gestalt, auf der ein interessantes, aber sehr blasses Gesicht, von hellblonden Haaren umgeben, sehr von oben herab auf die Welt sieht. Er ist recht elegant gekleidet, trägt bunte carrirte Beinkleider, eine schwarze Atlasweste, auf der ein kleines Stückchen goldener Kette prangt; ein ähnliches Geschmeide verbindet die kolossalen Knöpfe zweier Tuchnadeln, mit denen der lange junge Mann das schwarzsammtene Halstuch verziert hat; ein Frack nach dem neuesten Schnitt mit pfundschweren Knöpfen, auf denen ein Fuchskopf ciselirt ist, vollendet das Ganze. Er schreitet mit großen Schritten durch den Vorsaal, wobei er einer Tanne zu vergleichen ist, die vom wilden Sturmwind bewegt hin und her schwankt. Der Andere, der wenigstens einen guten Schuh kleiner ist als der Erste, aber dagegen der Breite desto mehr zugesetzt hat, ist kaum im Stande, ihm zu folgen. Beide mögen vielleicht fünf bis sechs und zwanzig Jahre alt sein, sehen aber aus ganz verschiedenen Umständen weit älter aus und sind bei ihrem Eintreten über dies Capitel gerade in einen kleinen Streit verwickelt.

„Ich versichere Dich,“ sagte der Lange, „daß Du mit jedem Tage unförmlicher und dicker wirst. Alles Jugendliche ist aus Deiner Erscheinung verschwunden, und wenn nicht Dein kindischer Kopf wäre, der, beiläufig gesagt, weniger zu Deinem Körper als zu Deinen Neigungen und Gesinnungen paßt, so könnte man Dich für einen alten Kerl von fünfzig Jahren halten.“ Das sprach der Lange finster und ernst und mit solchem Tone, als sei die Sache durch den Ausspruch abgemacht und ließe sich nichts weiter darauf entgegnen. Doch der kleine Dicke, der freundlich lachend hinter dem Langen hertrippelte und zu ihm emporsah, schenkte Jenem nichts und verglich ihn mit einem Streichhölzchen, von dem aber oben der Schwefel abgebrannt sei. So gelangten Beide in das Zimmer des Regisseurs, als Jener sich gerade beschäftigte, das helle Beinkleid anzuziehen. Der

Lange bleibt bei diesem Anblick wie erstaunt unter der Thür des Zimmers stehen und sagt mit überraschtem Tone, während sich der Dicke in eine Sophaecke legt und nach einer Cigarre langt: „Ach, lieber Regisseur, Sie wollen heute ein helles Beinkleid anziehen? Welche Idee! Es gibt ja in einer Stunde Regen. Dann sollten Sie sich auch mehr in Acht nehmen und sich nicht hier bei den offenen Thüren anziehen. Ich habe Ihnen das schon oft genug gesagt."

Der Regisseur läßt langsam die Hand sinken und schaut noch einmal zum Fenster hinaus, dann sagt er ruhig: „Ja, Sie haben Recht, es wird doch in kurzem schlechtes Wetter. Johann, eine schwarze Hose!" Und der Dicke bricht in ein lautes Gelächter aus.

Von den beiden eben Eingetretenen, die ich dem Leser zwar bezeichnet, aber noch nicht vorgestellt habe, ist der Lange Schauspieler und der Dicke Schriftsteller. Daß der Mime ein Mann von Talent und Fähigkeiten ist, läßt sich daraus abnehmen, weil er mit dem verständigen scharfblickenden Regisseur in so vertraulichem Verhältnisse steht, so daß dieser sogar auf die Meinung und das Urtheil des Untergebenen etwas hält. Was den Schriftsteller betrifft, so schweigt die Geschichte.

Der Lange ist indessen mit einigen großen Schritten im Zimmer umhergestürzt und hat in kurzem die Rollenhefte des Egmont auf dem Tische entdeckt. „Ah, der Egmont!" ruft er laut. „Ich bekomme doch den Oranien? Nicht wahr? Ich versichere Sie, ich habe mich sehr darauf gefreut und schon lange über das Costüm nachgedacht, das mir am besten dazu stehen wird. Was denken Sie zu einem schwarzen Sammetkleide? Ich nehme dazu eine kurze blonde Perrücke und einen rothen Bart." — „Wie Dein natürlicher ist," schaltet der Dicke ein. „Doch hoffe ich, wird Dir jetzt endlich einmal Befehl ertheilt werden, ihn abzuschneiden; denn Du, der so sehr auf Treue des Costüms inclusive Perrücke und Bart sieht, wirst doch wohl wissen, daß damals dieser Wangenschmuck nicht Mode war." Der Lange sieht ihn mit einem großen Blicke an und antwortet ganz ruhig: „Glaub' mir nur, daß

ich besser weiß, was sich für meine Rolle paßt, als Du.“ Schon droht wieder, wie beim Eintritt, ein kleiner Streit zu beginnen, wenn nicht der Regisseur gerade angezogen wäre, seinen Hut nimmt, und so das Zeichen zum Aufbruch gibt.

Die Drei gehen fort, und auf der Treppe wird dem Regisseur noch ein Billet gebracht. Es ist von dem Kapellmeister, der anfragt, ob der Egmont wirklich in den nächsten acht Tagen gegeben werde, was ihm eigentlich nicht recht gelegen sei, denn er habe schon für das nächste Concert etwas von der Beethoven'schen Musik aus dieser Tragödie bestimmt. Kaum ist der Brief gelesen, so wird der Regisseur auf der Straße von einem jungen Diplomaten mit der Frage angehalten: „Sie geben nächstens Egmont? Wissen Sie, wir haben diesen Winter über die Tragödie einige Male gesprochen, und da gab ich Ihnen einige Stellen an, die bei uns gestrichen wurden und nothwendig auch hier wegbleiben müssen.“ Der Regisseur dankte ihm lächelnd und versichert ihm, daß er wohl daran gedacht habe. Für heute Morgen wäre Egmont nun glücklich beendigt, denn obgleich ihm hie und da auf der Straße Collegen begegnen, die mit einer Bitte oder Klage auf ihn zulenken wollen, so thut doch der Regisseur, als sähe er sie nicht, nur um auf einen Augenblick von Allem, was Egmont heißt, befreit zu sein.

Indessen sind Nachmittags die Rollen vertheilt und ist auf den folgenden Morgen eine Probe angesagt worden. Schon in der Frühe sind eine Menge Leute da gewesen, die den Regisseur haben sprechen wollen, doch hat der Bediente den strengsten Befehl erhalten, Niemand vorzulassen, da er sonst mit den Vorbereitungen nicht fertig werden würde.

Auf dem dunklen Theater hat sich indeß das Personal versammelt und steht hie und da in kleinen Gruppen beisammen. Die Zimmerleute tragen die alten Coulissen herbei oder sind auf dem Schnürboden beschäftigt. Der Theaterdiener geht herum und flüstert bald dem Einen, bald dem Andern eine Bemerkung zu. Die Leute, die bei dem Er=

scheinen des Regisseurs etwas anbringen wollen, halten sich an der ersten Coulisse auf, um ihn gleich überfallen zu können, und ihre Zahl ist nicht klein.

Wie der Theaterdiener in seiner Art ein ganz eigenthümlicher Mensch ist, gibt es deren beim Personal noch viele stehende Personen, die wie die Masken auf dem italienischen Theater mit wenigen Variationen fast immer denselben Charakter haben. Unter den Choristen ist einer, der die andern in jeder Beziehung überragt oder zu überragen glaubt. Das ist meistens eine große starke Figur, der im Ritterkostüm wie ein rechter Schlagetodt aussieht, und der sich durch allerhand Kleinigkeiten bemerkbar zu machen weiß. Gewöhnlich stellt er sich vorn hin, macht auffallende Gesten und Bewegungen, und wo der Chor sich in pleno zu freuen hat oder betrübt sein muß, drückt er seinen Schmerz noch heftiger aus, oder lacht mit lauter Stimme einige Secunden früher als die Andern. Er ist es, dem sich bei vorkommenden Gelegenheiten der erste Tenor an die treue Freundesbrust wirft, und der mit starkem Arm den Ohnmächtigen aufrecht zu erhalten hat. Bei Balletten spielt er den Zauberkönig oder auch Ungeheuer und ist im Allgemeinen dadurch kenntlich, daß er an seinen Kleidern, die mit denen der übrigen Choristen gleich sein sollten, beständig eine kleine Auszeichnung hat. Bald ist es eine Tresse, bald eine Reihe Knöpfe mehr, bald eine farbige Feder, wo der ganze übrige Chor nur schwarze oder weiße hat. Da sich dieser Mann durch kleine Dienste bei den Regisseuren in Gunst zu setzen weiß, so hält es schwer, ihn von seinem Posten zu verdrängen, denn wenn er auch auf der Bühne nicht selbst mitzuwirken hat, weiß er sich doch immer hinter den Coulissen ein kleines Geschäftchen zu machen. Bald blitzt und donnert er, bald läßt er die Kanonen aus der Entfernung spielen, bald dirigirt er das kleine Gewehrfeuer und läutet mit den Glocken. Ihm gegenüber, doch weniger glücklich und anhaltend, regiert eine handfeste Dame die Choristinnen; doch ist dies weibliche Personal nicht gutmüthig genug, um einer Einzigen zu erlauben, daß sie sich immer vordränge, und

dann fährt auch die rauhe Hand der Zeit weit unnachsichtiger über die Wange der Herrscherin. Bei stämmigen Bäuerinnen kann sie noch immer eine der Ersten vorstellen, doch bei jungen unschuldigen Gespielinnen irgend einer Prinzessin, wo sie vor fünf und zwanzig Jahren anmuthig glänzte, muß sie sich gefallen lassen, von dem jungen naseweisen Volk verdrängt zu werden. Dann fallen auch im menschlichen Leben allerhand Verhältnisse vor, die sie nöthigen, eine Zuflucht hinter der geschlossenen Phalanx ihrer Colleginnen zu suchen, wobei sie es dann nicht unterläßt, sich auf die Zehen zu stellen, um den Kopf so weit wie möglich vorstrecken zu können.

Eine andere, nicht minder beachtenswerthe und sehr wichtige Person in dem Haushalte des Theaters ist der Inspicient. Da der Posten eines Inspicienten einen Mann verlangt, der eine Unzahl von Stücken fast auswendig weiß, der das Theater durch und durch kennt, so sind es meistens gediente Veteranen, denen ein solcher Posten anvertraut wird. Dieser Mann, der den ganzen Tag in seiner Rumpelkammer zu thun hat, wobei er die alten rostigen Schilder hin und her wirft, zur Vorstellung herrichtet und wieder aufräumt, wo er die Deckelkannen und Becher, aus denen die tapfern Ritter getrunken, zusammenstellt, hat sich durch diese immerwährenden Arbeiten mit den leblosen klappernden Gegenständen ein finsteres, mürrisches Wesen angewöhnt, das er an allen seinen Collegen und selbst an den Vorgesetzten ausläßt. Dabei sind ihm seine alten Geräthschaften ein wahres Heiligthum, und ein Nagel, der ihm nach der Vorstellung an irgend einem Stücke fehlt, ist im Stande, ihn für mehrere Tage unglücklich zu machen. Der Inspicient ist gewöhnlich von Natur ein gutmüthiger Mensch, was sich auch auf seinem Gesichte ausdrückt, weshalb der Ingrimm und der Schmerz, der ihm durch die rohe Behandlung seiner Requisiten verursacht wird, auf seinem dicken lächelnden Gesicht nicht recht die Oberhand gewinnen kann. Sein Geschäft verbietet ihm, in der Kleidung sehr gewählt zu sein, und da ihm bei dem Herumstöbern in den Winkeln zuweilen die Perrücke etwas verschoben wird, so sieht der Mann

nicht selten sehr possirlich aus, wenn er so mit einigen mächtigen Ritterschwertern unter dem Arm an das Tageslicht heraufsteigt. Des Abends bei der Vorstellung läuft er hinter den Coulissen umher, um jedem der Schauspieler zu sagen, wann der Augenblick da ist, daß er auftreten muß. Dann liest er das Stichwort, es mag einen noch so rührenden Monolog beschließen, mit näselndem Tone ab, gibt dem Schauspieler einen kleinen Puff, nimmt hastig eine Prise und eilt auf eine andere Seite der Bühne, wo es vielleicht eben blitzen soll, oder wo er den Befehl zu geben hat, daß ein paar kleine Balletmädchen, die als Genien in ihren Hänggurten zappeln, über die Bühne fliegen sollen.

Jetzt endlich schlägt es zehn Uhr; der Regisseur kommt in Begleitung des langen Schauspielers, von dem ich oben sprach, und der ihn regelmäßig zu den Proben abholt; denn der Regisseur, ein kleiner König in seinem Reiche, hat so gut Günstlinge, wie jeder Andere. Hier auf der Probe hat sein Auftreten wirklich etwas Königliches, und er wird umringt von der Schaar der Supplicanten, die sich in der ersten Coulisse hinter leinwandenen Bäumen und hölzernen Steinen verbargen. Zuerst naht sich ihm der Maschinist, der zugleich Decorateur ist, und entschuldigt sich über einen verunglückten Mondschein, oder daß eines der Garderobemädchen gestern bei der letzten Scene, wo der Hintergrund das offene Meer darstellte, ins Wasser gegangen sei, er habe sie zurückhalten wollen, doch sei es zu spät gewesen. Der Anführer der Statisten, der, weil er in vorkommenden Fällen die Gefechte zu führen hat, Schlachtenlenker genannt wird, bringt die Liste, auf der die Soldaten verzeichnet sind, die im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, wo sie als Leibwache des Herzogs von Alba über die Bretter marschiren sollen. Der Balletmeister, dem der Regisseur heute Morgen einige Zeilen schrieb, er möge doch bei den Volksfesten in Brüssel durch einige Tänzer im Hintergrunde einen kleinen Tanz aufführen lassen, steht auf der Bühne und macht nur einige Schritte gegen den Regisseur, damit dieser die gleiche Anzahl gegen

ihn machen soll. Er thut dieß nur, um seiner Würde nichts zu vergeben, obendrein, da er alle Ursache hat, sich über das Begehren des Regisseurs beleidigt zu finden, denn er sagt diesem, daß er es sehr geschmacklos fände, wenn man verlange, daß das Ballet im Hintergrunde tanzen solle. Der Regisseur weiß ihn nur durch das Versprechen zu beruhigen, daß dort ein kleiner hölzerner Hügel gebaut werden soll, auf welchem man vom Parterre aus die Tänze deutlich sehen könne. So hat der beschäftigte Mann nach allen Seiten zu fragen, zu beantworten, Bitten zu gewähren oder abzuschlagen. „Lieber Bruder," sagte der Herzog Alba zu ihm, „Du könntest mir zu der Rolle auch eine neue Perrücke machen lassen! ich versichere Dich, die alte paßt gar nicht mehr dazu." Vansen, der Schreiber, kommt und beklagt sich, daß er in der Garderobe keinen Rock finden könne, der zerrissen genug wäre. Kaum sind die beiden abgefertigt, und der Regisseur ist glücklich an seinen Tisch gelangt, worauf die Klingel und sein Hut steht, so fühlte er sich leise am Rock gezupft. Es ist eine Choristin von kleiner Statur, die sich gern auszeichnen möchte, und da sie wegen ihrer unansehnlichen Gestalt von den Andern immer zurückgedrängt wird, hat sie sich auf die Gassenjungen und dergleichen verlegt und bittet den Regisseur, sie bei den Volksfesten in Brüssel einen solchen spielen zu lassen. Nach einer Zeichnung und Beschreibung, die er heute Morgen dem Decorateur zuschickte, hat dieser das Theater zu der ersten Scene, wo Jetter im Begriff ist, nach der Scheibe zu schießen, hergerichtet. Der Regisseur, der die Niederlande bereiste, hat dort einigen kleinen Festen der Art beigewohnt und die Häuser auf dem Theater geschmückt, wie sie daselbst verziert waren. Von den Giebeln hängen bunte Fahnen mit Namen verschiedener Ortschaften und Dörfer, die Theilnehmer zu dem Scheibenschießen sandten. Auf dem Boden sitzen Gruppen von Kindern, und der Regisseur zeigt ihnen, wie sie spielen und sich herumbalgen müssen; auch dürfen sie zuweilen schreien und laut jubeln. So beginnt die Probe, doch gibt es noch Unsägliches zu thun. Bald

stehen die Landleute im Hintergrunde zu dick auf einander, bald sind die Reihen zu dünn und füllen das Theater nicht aus. Die Statisten, welche die gemüthlichen holländischen Soldaten darstellen sollen, marschiren ängstlich hin und her mit angezogenen Knieen und steifen Fußspitzen, als wenn sie auf dem Exercierplatze wären. Die Damen des Ballets, die leichtfüßige Bauernmädchen machen sollen, schweben wie Nymphen einher, machen statt natürlicher Bewegungen die ausgesuchtesten Attitüden, kurz, es ist noch nicht die Idee von einem wirklichen Leben in dem Gewühl. Der Regisseur läuft herum, stellt hier eine Gruppe zusammen, jagt dort die Kinder auseinander und fordert sie auf, laut zu schreien; endlich geht die Sache etwas besser; doch kaum wird es von Neuem probirt, so haben die Meisten das eben Gemachte wieder vergessen und es muß ihnen abermals gezeigt werden; besonders die Kinder sind schüchtern und fürchten sich, bis vorn auf die Bühne zu laufen, weshalb der Regisseur einen Korb mit Aepfeln kommen läßt, und der Inspicient muß einen nach dem andern über die Bühne rollen lassen. Jetzt wird's besser, die Kinder laufen den Aepfeln nach, werfen einander um, überpurzeln sich und die Sache wird natürlicher. So geht die Probe fort. Die Scenen zwischen Egmont, Brackeburg und Klärchen erfordern weniger Mühe; doch hat der Regisseur auch hier immer noch genug zu thun, um dem Ganzen die gehörige Rundung zu geben. Da müssen die Farben der Decoration, der Möbel mit den Costümen übereinstimmen, und wenn er endlich nach seiner besten Einsicht alle diese Sachen ordentlich zusammengestellt hat, so kommt ihm oft noch die Meinung eines einzelnen Künstlers dazwischen, und er muß, um die Collegen bei guter Laune zu erhalten, die ganze Anordnung wieder umwerfen.

So glaubt Alba, daß ein rother Sammetmantel zu seinem Costüme besser stehen würde, was aber nun zu den Möbeln von derselben Farbe und demselben Stoffe nicht gut passen würde. Der lange Schauspieler, der den Oranien spielt, überzeugt den guten Regisseur in einer schwachen

Stunde, daß er zu seinem schwarzen Kleide auf jeden Fall blaue Möbeln haben müsse, und so geht das fort, untermischt mit andern kleinen Störungen, die jeden Augenblick eintreten. Klärchen ist heiser und kann ihre Reden kaum sprechen, auch zerstreut und sieht oft hinter den Coulissen umher, als suche sie dort etwas. Die Mutter dagegen, die sich noch der seligen Zeit erinnerte, wo sie Klärchen spielte, verspricht sich jeden Augenblick und sagt oft in der Zerstreuung lange Sätze von den Reden ihrer Tochter. Hinter den Coulissen wogt und murmelt es durch einander, und der Regisseur muß oftmals seine Klingel gebrauchen und Ruhe gebieten, damit er die auf der Bühne Befindlichen hören kann. In Gruppen stehen die Schauspieler, die Choristen und Statisten vor und in den Garderoben zusammen, betrachten die Kleider, die dort ausgehängt sind, haben daran etwas auszusetzen, oder einer ärgert sich über den andern, wenn Jener ein besseres Kleid hat als Dieser. Vansen hat sich so in seine Rolle hineinstudirt, daß er den aufrührerischen Schreiber auch hinter den Coulissen fortspielt. Er beweist eben dem Brackeburg, der gerade seinen Contract in der Tasche hat, daß er danach den Egmont rechtmäßig für sich in Anspruch nehmen könne; zufällig kommt der zweite Tenor hinzu und ist voll Gift und Galle über den Regisseur, der von ihm verlangt, er solle die gemeinschaftlichen Reden der Bürger mitsprechen. Auf der andern Seite stehen die Choristinnen beisammen und Alle haben sich über den Regisseur zu beklagen. Diese wollte heute Morgen von der Probe dispensirt sein, und trotz dem, daß sie eine große Wäsche hat oder ausziehen will, muß sie doch bleiben; eine Andere, die unverheirathet ist, wurde von ihm auf das Gröbste beleidigt, indem er sie gestern ermahnte, zur heutigen Probe ihre Kinder mitzubringen; einer Dritten endlich, die beim wehmüthigsten Chore oder bei Ausbrüchen der Verzweiflung oder des Schmerzes ruhig ihren Strickstrumpf bearbeitet, wurde diese Thätigkeit auf der Probe untersagt und sie dadurch auf das Empfindlichste gekränkt.

So dauern die Proben fort, Morgens und Nachmittags,

und allmählich taucht aus dem Chaos ein fester Kern hervor, und bei der Generalprobe sieht sich im günstigsten Falle der Regisseur für seine viele Arbeit und Mühe belohnt, denn die Vorstellung verspricht eine glänzende zu werden. Auf dem Zettel von heute steht schon für morgen der Egmont angekündigt, aber noch ist manche Tücke des Schicksals zu fürchten, die vielleicht die ganze Vorstellung für längere Zeit hinausschieben kann, die wirkliche oder fingirte Krankheit eines Mitgliedes, und der Regisseur sieht an diesem Tage dem Theaterdiener immer mit Schrecken entgegen, weil er die unheilschwangeren Worte zu hören glaubt: Herr oder Madame So oder So sind krank geworden. Doch kommt diesmal der Tag der Aufführung ohne Störung heran. Der Zettel wird gedruckt, öffentlich angeklebt, und jetzt ist so leicht an eine Veränderung nicht mehr zu denken. Während nun schon von drei Uhr Nachmittags an der Regisseur in den Garderoben und auf der Bühne herumkriecht, hier andere Costüme aussucht, dort noch Anordnung für die Möbeln trifft, während der Mann dabei ermüdet und abgespannt von der tagelangen Arbeit obendrein seine Rolle hervorholen und noch einmal ablesen muß, schlendert man auf der Gasse gemächlich ins Kaffeehaus und liest an der Ecke den angeklebten Zettel. „Egmont," sagt Einer, „wäre mir schon recht." — „Mir auch," sagt ein Anderer, „und Der und Der, und Die und Die spielt mit; die Besetzung ist ziemlich." — „Ja," fügt ein Dritter gähnend hinzu, „wenn ich mich nur nicht bei Durchlesung des Theaterzettels immer ärgern müßte, da lesen die Schauspieler ihre Rollen ein halbmal durch, halten zu ihrem Vergnügen eine Stunde Probe, und dann macht sich so ein Regisseur wichtig und läßt auf den Zettel drucken: „Neu in Scene gesetzt!"

Zwischen zwei Regen.

„Ich habe nur fragen wollen, ob der gnädige Herr keinen Kaffee befehle?“ — „Nein,“ erwiederte der gnädige Herr mit ziemlich barschem Tone und setzte nach einer Pause ärgerlich hinzu: „das ist nun schon das drittemal, daß du ungerufen hereinkommst und dir Fragen erlaubst, ehe ich dir dazu Veranlassung gebe. Warte, bis ich rufe.“ Der gnädige Herr saß auf einem Fauteuil am Fenster seiner eleganten Wohnung, beide Füße vor sich ausgestreckt, die Hände in den Taschen eines kurzen Morgenrocks und eine Cigarre zwischen den Zähnen, mit welcher er allerlei gerade nicht zum Rauchen nothwendige Bewegungen machte, wobei er den Dampf bald zwischen dem rechten, bald zwischen dem linken Mundwinkel herausblies, zuweilen an die Zimmerdecke hinaufblickte oder zum Fenster hinaus an den Himmel — alles aus purer Langerweile. — Es war ein Sonntag-Nachmittag.

Der Diener des gnädigen Herrn, an dem nichts Besonderes zu sehen war, er trug einen dunkeln eisenfarbenen Livreerock mit tiefblauem Kragen, weißer Halsbinde, und da er unten mit kurzen Lederhosen und Stiefeln mit Sporen bekleidet war, so rathen wir nicht falsch, wenn wir ihn zum Stalldepartement zählen — statt schnell hinauszugehen, zögerte er an der Thüre, rückte einen Stuhl, der gerade stand,

noch gerader, setzte unnöthiger Weise die Klingelschnur in perpendiculäre Bewegung, um sie alsdann wieder festzuhalten, kratzte sich im Haar und richtete sich ein paarmal auf den Zehen empor, den vergeblichen Versuch machend, auf die Straße hinabzublicken, von wo Wagengerassel, Schritte der Vorüberwandelnden und häufig Lachen und Plaudern zu den geöffneten Fenstern hereindrang. Er machte dabei eine verdrießliche Miene und behielt immer noch zögernd die Thürklinke in der Hand. Es war ja ein Sonntag-Nachmittag, und diese gleiche Idee beschäftigte, auf verschiedene Art, Herrn und Diener.

„Ah," sagte der Erstere, indem er den Kopf halb herumwandte, „du möchtest mit der langweiligen Menge da unten hinausziehen vor's Thor in einen Biergarten, wo die Musik dudelt, dir einen vergnügten Tag machen, dich amusiren. Nun ich hätte im Grunde nichts dagegen, wenn es auch schon wahr ist, daß ich dir in der Woche freie Zeit genug lasse, um deine Gelder durchzubringen. Aber heute Nachmittag —." — „Befehlen der gnädige Herr zuerst doch noch Kaffee?" fragte der Bediente rasch, wobei er ein so listiges Gesicht machte, daß man wohl sah, er freue sich über seine eigene Klugheit. — „Nein," erwiederte der gnädige Herr trocken; „ich wollte nur sagen: aber heute Nachmittag muß ich mir überlegen, ob ich dich nicht noch brauche." — „Der Kammerdiener geht nicht aus, gnädiger Herr," erlaubte sich der Reitknecht schüchtern zu bemerken; „er sitzt auf seinem Zimmer und liest im Gesangbuche." — „Worin wir ihn nicht stören wollen." — „Hm, hm," hustete der an der Thüre, „auch ist Bob im Stall." — „Bob ist sehr gut, um die Pferde im Stalle zu beaufsichtigen, wenn ich aber ausreiten will, was vielleicht doch noch geschieht, so kann ich nur deine kundige Hand gebrauchen; das ist sehr schmeichelhaft für dich und damit gib dich vorderhand zufrieden." — Sehr feine Ohren hätten einen leisen Seufzer vernehmen können, welcher durch das Gemach zog, dann wurde die Thüre leise geöffnet und schloß sich ebenso geräuschlos wieder.

Der gnädige Herr bewegte sich so heftig in seinem Fauteuil, daß dieser krachte und dann seufzte er ebenfalls; aber es war ein heftiger Seufzer, der mit einem finsteren Murmeln: „Hol's der Henker," endigte. „Wahr ist es und bleibt es doch," sprach er alsdann vor sich hin, „so ein Sonntag-Nachmittag ist das allerlangweiligste, was es auf Gottes Erdboden gibt, und mag ihn verleben, wo man will, im Norden oder im Süden, d. h. wenn man ihn allein verlebt. Ueberall geputzte Menschen und lachende Gesichter, worunter man sich so kalt und einsam fühlt! Alles strebt mit Händen und Füßen einem Ziele zu, während man so ganz allein nicht weiß, wohin man seine Schritte lenken soll. Das ging mir an Sonntag-Nachmittagen gerade so auf der Newski Perspektive in Petersburg, wo ich hundertmal die Uhr an dem großen Cadettenhaus betrachtete, und auch auf Sancta Lucia in Neapel. Ja, da scheint sogar sie, die große herrliche Natur, an einem solchen Nachmittage verdrießlich zu sein, daß sie allein stille steht, während das Menschenvolk zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, oder auf schaukelndem Boot nach allen Richtungen jubelnd und lärmend hinzieht. — Gerade wie jetzt da unten," fuhr er nach einer Pause fort, während er sich erhoben hatte und an das Fenster getreten war, um all das Vorbeiziehende zu erblicken.

Das war denn auch bunt und mannigfaltig genug, lärmend und gewiß höchst ergötzlich für jeden, der in Gesellschaft mitzog. Da rasselten die schweren Omnibus vorüber, angefüllt im Innern, angefüllt auf dem Dache, ja dort stand noch einer hinten auf dem Tritte, der zu spät gekommen war und nothwendig mit mußte, ein Musikant nämlich; er hatte sein Klapphorn auf dem Rücken hängen, und wenn er zurückgeblieben wäre, so hätte der Harmonie im Tivoli draußen die Oberstimme gefehlt. Ein großes Sonntagsunglück, aber man konnte sich beruhigen, der Omnibus brachte ihn zur Zeit an Ort und Stelle. Dieses Klapphorn, welches weithin leuchtete, war wieder eine große Aufmunterung für viele Fußgänger. „Seht ihr wohl, Kinder," sagte dort der

wohlgenährte Familienvater, der mit seiner Frau und einem halben Dutzend Sprößlingen nachschwebte, „draußen ist Musik, und wir kommen zur Zeit hin. Vor dem Thore fährt der Omnibus langsam den Berg hinauf, da kommen wir ihm schon voraus, also munter, munter!“ Damit zog die Familie vorbei, rührig, als wollten sie noch 20 Stunden marschiren, der Vater voran, die Mutter mitten in einem Haufen von zwölf zappelnden Kinderbeinen. — Feinere Gesellschaft fuhr in eigenen Wagen und Droschken, und immer strebte einer dem andern voraus, zwischen der bunten Flut der Fußgänger dahin, Bürger und Militär, Weiber und Kinder, alles durch einander. Das zweierlei Tuch war stark vertreten in allen Graden — Lieutenants, die meist allein und würdevoll einherschritten, Unteroffiziere zu 3 und 4, und die Gemeinen paarweise wie aus der Arche Noa. Mitunter erschienen gute harmlose Sonntagreiter auf gemietheten Pferden, welche einen zappelnden Trab gingen und vor allen erdenklichen Gegenständen zu scheuen schienen — die Pferde nämlich; denn der Reiter mit krampfhaft aufgezogenen Knieen, rothem schwitzendem Gesichte, welches aber jammervolle Versuche machte, heiter und vergnügt auszusehen, den Hut stark auf dem Hinterkopfe tragend, scheute nur vor einem, daß ihm nämlich schon innerhalb der Stadt etwas Menschliches begegnen könnte.

Der am Fenster hatte sich in Kurzem am Gewühl drunten sattgesehen, legte sich auf die Fensterbank, unterstützte das Kinn mit der rechten Hand und blickte träumend an den Himmel empor und auf die grünen Berge, welche die Stadt umgaben und hie und da zwischen den Häuserlücken sichtbar waren. Es war ein heißer, schwüler August-Nachmittag. Schon am Morgen zogen Gewitterwolken über das dürstende Land hin, vergingen aber, ohne sich entladen zu haben und machten die Atmosphäre noch dunstiger. Auch jetzt überlief der Himmel wieder mit leichtem florartigem Gewölk, welches aber nur der Vorläufer schien von schweren dunkelgrauen Massen, die am Horizonte rauchähnlich emporquollen. Regen konnte es wohl noch heute Nachmittag geben. Doch schien

ihn keiner von den Vorüberwandelnden zu fürchten, obwohl man häufig sah, wie sich die Blicke nach dem Himmel richteten. Es war im Allgemeinen kein regnerisches Jahr. „Ha“, sagte dieser oder jener, nachdem er seine weißen Sommerhosen betrachtet, oder eine Dame zur andern in rosa und gelbem Jaconett, „was thut so ein kleiner Spritzer? Das kühlt die Luft ab und legt den Staub.“

Der junge Mann am Fenster — ich glaube, wir haben vergessen, dem Leser zu sagen, daß der gnädige Herr ein junger Mann war, und fühlen uns jetzt noch gedrungen, hinzuzufügen, daß er ein sehr hübscher junger Mann von etwa 28 Jahren, kein Beau, aber ein Mann mit einem offenen und ehrlichen Gesichte, breiter, versprechender Stirne, klaren hellen Augen und angenehm geformtem Munde war. Auf sein Haar allein hätte er eitel sein können, wenn er es nicht auch auf andere Dinge gewesen wäre, denn dieses volle Haar von blonder Farbe — cendré — war von einer Weiche und dabei so lockig und glänzend, daß ihn jedes Mädchen darum beneidete. Jetzt als er sich vom Fenster wieder aufrichtete und mit einem tiefen Seufzer in das Zimmer zurücktrat, ging er mit diesem schönen Haar höchst unbarmherzig um, denn in seiner augenscheinlichen Ungeduld fuhr er mit den Fingern nach allen Richtungen darin herum, während er ausrief: „Nein, das ist nicht zum Aushalten! Wenn ich nur nicht so ein Narr gewesen wäre und mich aus meinem eigenen Paradies vertrieben hätte, freilich steht kein Engel mit flammendem Schwert davor, aber wenn ich bedenke, wie sie ihren kleinen Mund lächelnd verziehen würde —! — Ach, dieser reizende Mund —!“ — Er preßte ein paar Sekunden lang seine Rechte vor die Augen. — „Wenn Sie ihr Näschen zusammenzöge — ach, und sie kann das auf eine Art zum Verrücktwerden, und wenn sie nun mit wirklichem oder erkünsteltem Erstaunen ihrer unaussprechlich schönen Augen mich fragte: „Ah, Sie kommen doch wieder —?“ — „Nein, nein, nein!“ rief er mit lauter Stimme, „wahrhaftig noch lieber in's Tivoli, um mich dort mit einem Louisen- oder

Amalienwalzer martern zu lassen! — Ich war ein Narr, das steht fest.“ —

Er hatte sich nun in's Fauteuil geworfen, streckte die Finger der rechten Hand von einander und legte den Zeigefinger der linken an den Daumen der rechten, um systematisch abzählen zu können, was ihm am heutigen Sonntag-Nachmittag vom irdischen Diesseits übrig bleibe, da ihm sein himmlisches Paradies verschlossen. „Ich kann mich zu Fuß unter den Menschenknäuel mengen, um in irgend einem Wirthschaftsgarten allein unter Tausenden auf harter Bank schlechteren Kaffee zu trinken, als ich ihn auf meinem bequemen Fauteuil jeden Augenblick haben kann, hier mit Ruhe, dort unter unausstehlichem Gedudel. Ich kann mir einen Fiaker kaufen und am Flusse entlang, wo es heute Nachmittag wenig Menschen gibt, spazieren fahren! Doch nein, nein, von da sieht man viel zu gut hinauf nach der kleinen Reben- und Waldhalde, wo das Haus mit dem grauen Schieferdach steht, über welches empor das kleine Glockenthürmchen mit seiner vergoldeten Spitze im Sonnenlicht funkelt und strahlt! — Das wäre mir ein behaglicher Sonntag-Nachmittag-Anblick!“ setzte er seufzend hinzu. — „Ich könnte auf die Eisenbahn gehen, mich mit Zertretung meiner Hühneraugen bis zur Casse durchdrängen, ein Billet kaufen und zwischen die Berge fahren, dort aussteigen und einen einsamen Spaziergang machen — ja einsam — einsam — und immer einsam!

„Allein, allein, und das der Wildniß Segen?
Allein, allein, — — kein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

„Ich könnte satteln lassen und in den Wald hinaufreiten, der sich hinter dem Hause mit dem grauen Schieferdache erhebt, dort bis zu der kleinen Moosbank, welche den Stamm einer gewaltigen Linde umgibt, und homöopathisch auf meinen Seelenschmerz einwirken. Doch an jener, ich will nicht sagen verfluchten, aber verzauberten Stelle, wo ich meiner eifersüchtigen Heftigkeit die Zügel schießen ließ, und

jenes unbedachte Wort sprach, auf welches sie mich erstaunt anschaute, überrascht, erzürnt, die feinen Lippen zusammengebissen, die schönen Augen flammend — ! — O ich Narr des Glücks oder vielmehr des Unglücks! Diese schönen Augen, die mich einen Moment vorher so wunderbar lieb und freundlich angeblickt, — und es blieb nicht einmal bei dem zürnenden Ausdruck ihres Gesichtes, den hätte vielleicht meine tiefe Reue verwischt! — Nein, lachte sie doch gleich darauf laut und lustig, eigentlich grell und höhnisch, und ehe ich es mit guten Worten hindern konnte, hatte sie ihr Pferdchen an einen Baumstumpf geführt und sich in den Sattel geschwungen — ihr grüner Schleier flatterte durch die Büsche dahin — grün ist sonst die Farbe der Hoffnung, mir kam sie in dem Augenblick vor, wie die der Hoffnungslosigkeit! — Verdammt seien die sogenannten guten Freunde, die es sich zum Geschäft machen, Einem kleine pikante Anekdoten zuzutragen, und möge es allen ergehen wie mir!"

Er war emporgesprungen, und nachdem er sich eine Weile heftig die Stirne gerieben, rief er aus: „Aber diesen quälenden Gedanken muß ich auf die eine oder die andere Art entgehen! Ausreiten will ich und einen wilden Ritt auf die staubige Chaussee machen!" Damit eilte er an die Thür und rief mit lauter Stimme hinaus: „Sattele den Zampa!" — „Jetzt ist mir schon leichter," sagte er aufathmend, „da ich nur wenigstens einen Entschluß gefaßt habe! — Viel Amusement wird es übrigens auch nicht sein, und auch nicht zur Erheiterung beitragen," fuhr er nach einer Pause Nachdenkens fort, „wenn ich dahin galoppire auf der langweiligen Straße. — O Gott, und ehe man zum Thor draußen ist, die Begegnungen vielleicht, all das unnöthige Gefrage und die vielen vergnügten Gesichter, die Einem entgegenkommen und uns ordentlich, wie zum Hohn, anlachen! Ueberhaupt, und wenn ich alles das bedenke, so — bleibe ich lieber zu Hause und lasse mich von meinen Gedanken plagen; verdient habe ich es schon."

Da eilte er wieder an die Thür und rief hinaus: „Nicht

satteln!" Dann kehrte er zu seinem Fauteuil zurück, warf sich hinein und seufzte: „So, wenn man nur einmal einen festen Entschluß gefaßt hat!" — Er nahm eine Cigarre von dem Tischchen, welches neben seinem Sitz stand, und zündete sie an; that darauf ein paar Züge, dann warf er sie wieder weg, wobei er ingrimmig ausrief: „Ueberall Betrug in dieser miserablen Welt! Die erste Lage ist immer vortrefflich, wie man aber tiefer hineinkommt, findet man die schlechtere Sorte!" Er stützte den Kopf in die Hand und schien auf das Geräusch vor seinen Fenstern zu lauschen. Immer noch zog es dort vorbei, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, klappernd, rasselnd, klirrend, klingend, plaudernd, lachend und singend. — Es war ja ein Sommer-Sonntag-Nachmittag, und diesem zur Feier klang auch wahrscheinlich aus der Ferne die Straßenorgel mit wehmüthigem Gedudel:

„Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr."

„Elisabeth," rief eine Stimme unter dem Fenster, „geh doch etwas geschwinder, ihr bleibt ja um die halbe Straßenlänge zurück!" — Der junge Mann sprang hastig empor, eilte ans Fenster und blickte hinaus, da sah er die Gerufene nun eilig näher kommen. Es war eine junge derbe Dame mit von der Hitze geröthetem Gesicht, sie trug ein schreiend gelbes Kleid, dazu einen grünlichen Shawl und einen rosa Hut. Des Staubes halber hatte sie ihre Röcke etwas emporgehoben, weßhalb man bemerkte, daß sie auf einem sehr großen Fuß lebte. —

„Und solch ein Geschöpf untersteht sich Elisabeth zu heißen?" knirschte der oben grimmig zwischen den Zähnen, während unten die vergnügte Familie vorüberzog. „Elisabeth, du Hohe, du Erhabene! Es dürfte eigentlich kein weibliches Wesen auf der ganzen weiten Welt noch so heißen, als du! — Ah, Elisabeth, dich sich vorzustellen, wie die da unten in allen Farben des Regenbogens — o, es wäre eine Entheiligung! Du mit deiner einfachen reizenden Toilette — ! —

Weg mit dem Bilde da unten!" — Er wandte sich mißmuthig vom Fenster ab. „Ist es mir doch, als sehe ich dich vor mir stehen, deine liebe schlanke Gestalt, im schneeweißen Anzuge, der Farbe der Unschuld und deines Herzens, mit den kleinen rothen Korallenknöpfchen, die wie Glutfunken unter den zierlichen Spitzen hervorleuchten, dein dunkles Haar, einfach um die liebe Stirne arrangirt, voll und glänzend von den Schläfen zurückgestrichen — ! — Dort eine Stelle zu küssen, um dann meinetwegen zu sterben — ! — O, es ist zum Rasendwerden! — Ein solcher Sonntag-Nachmittag!"

Er bedeckte seine Augen mit der rechten Hand, während er die linke fest auf den Tisch, zu dem er getreten war, aufstützte. — „Jetzt steht sie wohl bei der großen Linde am Ende des kleinen Parkes, da wo man die entzückende Aussicht ins Thal hat, auf den Fluß, wie er sich durch die Weinberge dahin schlängelt, auf die fernen malerisch geformten Berge mit ihren Kapellen und Burgruinen — da steht sie wohl in in diesem Augenblicke und denkt — vielleicht wohl gar an einen Narren?" fragte er sich selber und setzte dann mit zusammengebissenen Zähnen hinzu: „Ja an einen Narren, der in dem Augenblicke, wo sich das Glück allgewaltig und unsäglich schön auf ihn herabzuneigen schien, es im tollen Uebermuth für immer von sich stieß! — Hol' der Teufel diesen Narren! Aber ich will ihn bestrafen, ich will ihn peinigen, ja er soll mit mir hinaus, ich will ihn in den Wald hinaufführen, an jene Stelle, wo sie mir entschwand, und dort soll er schmerzerfüllt den kleinen Weg hinabschauen, den er glückselig mit ihr aufwärts stieg, und auf dem sie nachher allein verschwand!"

Hastig eilte er an die Thüre und rief hinaus: „Satteln, aber sogleich!" — „Ach," sagte er tief aufathmend, „wenn man nur erst wirklich einen festen Entschluß gefaßt hat! Ich fühle mich in der That schon erleichtert! Ja ich will hinauf in den Wald, oder noch besser hinunter an das Flußufer, um aufwärts schauend, vielleicht oben im Grün einen weißen Punkt zu erblicken."

Der Reitknecht meldete jetzt so auffallend schnell, Zampa sei gesattelt, daß der gnädige Herr in gewöhnlicher Stimmung auf die Idee hätte kommen müssen, sein erster Befehl sei ausgeführt worden und nicht sein zweiter; aber in der Gemüthsverfassung, in welcher er sich jetzt befand, dachte er nicht daran, sondern schien sich nur an der Eile zu freuen, mit der man seinen Befehl ausgeführt. Er nahm Hut, Handschuh und Reitpeitsche und stieg mit finsterer Miene die Treppe hinab. — „Befehlen der gnädige Herr, daß ich einen Regenmantel auf den Sattel schnallen soll?" fragte der Bediente in sehr unterwürfigem Tone. — „Wenn die Aenderung gemacht ist, die ich daran befohlen," entgegnete der Herr, setzte aber hinzu: „das wird der Herr Kammerdiener wahrscheinlich wieder vergessen haben!" Der Reitknecht zuckte ungesehen die Achseln.

Unten im Hofe stand Bob und hielt das Pferd, Dank verschiedener Püffe, die er heut schon empfangen, so schulgerecht wie möglich. Der Reitknecht trat übrigens jetzt selbst in diese Funktion und zog dabei den rechten Steigbügel mit außerordentlicher Anstrengung; der Herr schwang sich wohl leicht und gewandt, aber doch sehr langsam in den Sattel, und als er ihm die Zügel genommen und das heftig vorwärts strebende Pferd rasch und kurz gestellt, stellte er den rechten Arm in die Seite und fragte kurz und barsch: „Nun wie ist's mit dem Regenmantel? — Ah, Herr Stefan," wandte er sich jetzt an eine dritte Person, die an einem Fenster des Parterrestockes erschien und sich entschuldigend verbeugte, „wir haben das wieder einmal vergessen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu eröffnen, daß das Gesangbücherlesen und Gebetbücherstudiren eine sehr schöne Sache ist, aber schon der heilige Petrus sagt, wie ich glaube, irgendwo: „Alles hat seine Zeit."

Daß der heilige Petrus den Ausspruch nicht gethan, konnte man aus dem Gesicht des Kammerdieners abnehmen, hatte er doch nicht übel Lust zu einer Correctur, schwieg aber gescheuter Weise still, da er sah, wie sich der gnädige Herr

zum kleinen Bob hinabwandte. „Was dich anbelangt, junger Schlingel," sagte er in langsamem klarem Tone, „so habe ich dir noch kein Wort darüber gesagt, daß du dir neulich das sehr kindliche Vergnügen gemacht, mit Kreide meinem Rappen weiße Flecken zu malen. Wenn das wieder vorkommt, so werde ich für einige schwarze Flecken auf dein weißes Fell besorgt sein, darauf kannst du dich verlassen. — Dir aber, Josef, erlaube ich mir zu bemerken, daß ich es mir ein- für allemal verbitte, dir Abends, auch wenn du Urlaub hast, mit so schwankenden Schritten zu begegnen, wie neulich — du weißt's wohl!" Damit ließ er sein Pferd gehen und ritt vom Thor seines Hauses trotz der Omnibus, Fiaker und Fußgänger, von denen einer der ersteren hiedurch genöthigt war, plötzlich zu halten, quer in die Straße, wofür ein Fiaker, der rechts ausweichen mußte, einen tüchtigen Fluch zwischen den Zähnen murmelte, und wogegen sich ein gesinnungstüchtiger Familienvater mit der Bemerkung auflehnte, daß dieser aristokratische Uebermuth wirklich kaum zu dulden sei, und daß es Leute gebe, die nichts gelernt und nichts vergessen hätten.

Er hörte übrigens nichts davon und ritt langsam, durch verschiedene Seitenstraßen, der breiten Allee zu, die sich mitten durch den königlichen Park zog, und wo glänzende Equipagen im Schritt auf- und abfuhren. Es war das eine Art Corso, dessen Treiben er in einem Seitenwege eine Zeit lang forschend zuschaute. Immer dachte er an eine gewisse Calesche, die zuweilen hier zu sehen, und hoffte und fürchtete zu gleicher Zeit, sie auch heute vorüber kommen zu sehen. „Da nun doch einmal Alles verloren ist," murmelte er, „so gäbe ich viel darum, wenn ich mich überzeugen könnte, daß ich doch recht gehabt! Wenn sie jetzt hier erschiene an der Seite ihres — Vetters, und wenn es mir vergönnt wäre, alsdann mit lächelndem Gruß bei ihr vorüber zu reiten —! — Ah, wenn man doch eine solche Genugthuung haben könnte!" Aber sie wurde ihm nicht zu Theil, diese Genugthuung. Wagen an Wagen kam vorüber, doch der erwartete

war nicht darunter. Er setzte sein Pferd in scharfen Trab und ritt auf dem Seitenwege, ziemlich durch die Gebüsche verdeckt, die ganze Reihe ab, hier hinunter, an der andern Seite wieder hinauf, unverwandt auf die Equipagen blickend, mit einem Auge, welches die Eifersucht geschärft."

„Nichts, gar nichts, keine Spur von ihr oder ihrem Wagen!" Er athmete tief auf und verließ den Park in einem animirten Jagdgalopp. — „Wohin nun weiter? — In den Wald hinauf, — an das Flußufer, — oder ganz in die Einsamkeit, entfernter von der Gegend, wo sie jetzt wandelt und athmet?" — Aus der Unschlüssigkeit, in der er sich befand, riß ihn übrigens in dem Augenblick, wo er den Park verlassen hatte, sein Pferd Zampa, denn kaum kam es in die Nähe des Weges, der zum Wald hinaufführte, so wandte es sich so lebhaft dorthin, daß der Reiter lächeln mußte. Er ließ ihm den Zügel, klopfte ihm auf den schlanken Hals und sagte: „Ja, Zampa, du kannst den Weg nicht vergessen, den wir so oft verfolgt — ! — Nun denn, in Gottesnamen hinauf in den Wald, bleiben wir ja auch da noch ziemlich fern von dem Haus mit dem grauen Schieferdach, und sehen höchstens die Spitze des Glockenthürmchens über die Büsche glänzen! — Drunten am Flusse ist es auch über alle Beschreibung langweilig, der Menschen- und Wagenstrom, das Gedudel der Musik in den verschiedenen Gärten und das Schnauben und Rasseln der Lokomotiven — ! — Ah, wie Einem hier schon die Bergluft wohl thut, die frische elastische Luft, gegen den Dunst und Qualm drunten!"

Der Weg wandte sich rechts, und hier blieb er einen Augenblick halten, um schon von ziemlicher Höhe die Stadt und das Thal zu überschauen. Immer noch zog der Menschenstrom durch die Straßen, aber zu einem allgemeinen unverständlichen Brausen zusammengeflossen war das Rasseln der Wagen, das Rufen und Lachen der Menge. Die Wege da unten, von Bäumen und Gebüschen eingefaßt, und weiter hinaus zwischen grünen Wiesen dahinziehend, schienen lebendig geworden zu sein und sich selbst langsam fortzubewegen.

Tausendgliedrige, buntgemischte, in allen Farben schillernde Riesenschlangen, wandten sie sich in mannigfachen Windungen auf das Land hinaus, unersättlich und gefräßig wie wirkliche Schlangen. Denn in dem Dorf, welches sie erreichten, war bald kahler und reiner Tisch gemacht. — Dort neben dem großen steinernen Gebäude am Ende der Stadt, dem Centralbahnhof, zischt weißer Dampf empor, auch hört man die Glocke läuten, und wenn wir noch ein paar Augenblicke warten, so sehen wir nach verschiedenen Richtungen Züge abfahren; jetzt hier, jetzt dort in fast unbegreiflicher Schnelligkeit immer weiter hinausgleitend.

Der Himmel hat sich indessen auf verdächtige Art überzogen. Die leichten Wolkenvorläufer, deren man sich in der glühenden Hitze als Schatten bringend anfänglich erfreut, waren rasch vorüber geflogen, und ihnen folgten schwere Massen, aber immer noch zerrissen und leicht schattirt, denen aber jetzt in verdächtiger Schnelle und dicht zusammengedrängt, graue und bleifarbene Schaaren nachrückten. Wie ein Fächer hatten sie sich im Nu über den halben Himmel ausgebreitet, und wenn man an den Horizont blickte, wo sie her kamen, so bemerkte man sie dort immer dichter, immer dunkeler aufsteigend, dumpf murrend und grollend und schon hie und da von flüchtigen Blitzen erhellt, welche dann erst recht deutlich die Tiefe und Schwere dieser Wolkenschichten zeigten. Auch fielen schon einzelne Regentropfen herunter, gejagt von heftigem Windstoße, der sich plötzlich erhob, den Staub vor sich hin blies, die Gipfel der Sträuche und Bäume ingrimmig schüttelte, um dann eben so plötzlich wieder zu verschwinden. Die Regentropfen, die herabfielen, waren dick und schwer, wahre Riesentropfen.

„Das kommt schneller als ich gedacht," sprach der Reiter zu sich selber, indem er sein Pferd wandte und um eine vorspringende Ecke den Berg weiter hinauf lenkte. „Am Ende hätte ich doch besser gethan, meinen Regenmantel mitzunehmen, und würde es auch nicht versäumt haben, wenn nicht Monsieur Stefan mehr auf's Gesangbuchlesen hielte, als auf

die Besorgung der Geschäfte seines Herrn. Hol' ihn der Henker!" — Er trieb Zampa zu rascherem Laufe an und blickte an den Himmel empor, wo die fliehenden Wolken eine Wendung gemacht hatten, die es fast möglich erscheinen ließ, das Gewitter könne über die Berghöhe dahinziehen, ohne sich mit dem Thale abzugeben. — Es wäre doch zu überlegen, dachte der Reiter, ob ich weiter hinauf oder rechtsab biegen soll, um die große Straße zu gewinnen, auf welcher ich schnell zu der Stadt zurückkommen kann. — Bah, ein bischen Regen wird mich auch nicht umbringen, ich will wenigstens noch hundert Schritte hinauf, bis ich die Stadt hinter mir nicht mehr sehe und einen Blick in das reizende Thal werfen kann.

Daß er von dem Standpunkte aus, wohin er strebte, auch das graue Schieferdach sehen konnte, ja sogar die oberen Fenster des dazu gehörigen Hauses, welches so malerisch am Abhange der rückwärts liegenden Berghalde ruhte, daran dachte er freilich nicht. Aber auch ohne Schieferdach und Fenster war der Punkt hier oben wunderbar schön, der Blick in das weite Thal jetzt in so prachtvoller malerischer Abwechslung von Sonnenglanz und Wolkenschatten. Dort hinten zwischen den beiden Hügelketten, die parallel neben einander liefen, drang die schon tief stehende Sonne mit aller Macht herein, einen wahren Goldstrom aussprühend auf das dazwischen liegende Thal, auf Schlösser, Dörfer und Villen, ein glühendes Licht und um so intensiver erleuchtend, als der Kamm der Hügelreihen in tiefem Schatten lag. Wie strahlte und flimmerte es von den röthlichen Mauern jenes Schlosses, das, auf einem kleinen Hügel liegend, sich mitten im Thale erhob und von dem Sonnenstrahl so recht getroffen wurde! Während rings umher düsterer Wolkengraus aufqualmte und die ganze weite Landschaft nächtlich zu umziehen drohte, während fern am Horizont der Donner rollte, einzelne Blitze leuchteten und das schwarze Gewölk drüben schon vom niederschlagenden Regen schraffirt erschien, übte dort an dem engen Thaleingange die Sonne noch immer ihre volle Kraft aus, und verlieh sogar den sich von allen Seiten heranwäl-

zenden grauen Dunstmassen nicht nur einen röthlichen Schimmer, sondern ließ auch einzelne Punkte, wie weiße Landhäuser oder Kapellen, hell hervorleuchten. — Die eben noch so klar hervortretenden Bergreihen, welche die Fernsicht begrenzten, waren nicht mehr zu erkennen, und man bemerkte es ordentlich, wie Wolken und Nebel über sie hinwegqualmten, und wie mit dichten, trüben Schleiern das Bild einer Hügelreihe nach der andern, eines freundlichen Dörfchens um das andere auslöschten und vertilgten.

Der Reiter hielt Zampa mit Mühe auf dem Platze fest, wo er alles das überschaute. Die immer häufiger und heftiger kommenden Windstöße hoben die Mähne des edlen Thiers, so daß es unwillig mit dem Kopfe schüttelte und in die Zügel knirschte, ja zuweilen einen vergeblichen Versuch machte, sich umzuwenden, aber immer wieder stehen bleiben mußte, gebändigt von der starken Hand des jungen Mannes. Dieser hatte den Hut abgenommen und ließ den Wind durch sein volles lockiges Haar streifen. Er blickte in das kleine Thal hinab, wo der goldene Sonnenstrahl noch immer wirkte und der Wiederschein desselben noch immer weit hinausstrahlte, ja dort gegenüber noch das Haus mit dem Schieferdach, namentlich die glänzende Spitze seines Glockenthürmchens, noch immer freundlich bestrahlend.

Jetzt schloß sich der Himmel — und plötzlich, ohne allen Uebergang; rings umher war nichts mehr zu sehen als tief herniederstreichende schwere Wetterwolken. Es sah so wild und chaotisch aus, als sollte der Himmel nie mehr blau und freundlich auf die armen Menschenkinder herabblicken. — „Nie mehr, nie mehr!" seufzte der Reiter, „das Licht ist erloschen, es wird kein schöner Tag mehr folgen — und darum Trotz geboten dem Wetter, Trotz geboten dem Sturm! Ah, wie der tolle Wind mir so angenehm die heiße Stirn kühlt! Auf, Zampa!" — Ein lauter Zungenschlag ließ das edle Thier förmlich aufschrecken, und dann umleuchtet von den zahlreich sich folgenden Blitzen, umgrollt vom Donner, der weit hinaus hallend, majestätisch und gewaltig über Berg und Thal rollte,

flog das rasche Pferd unter dem nun mit einemmal in Strömen niederprasselnden Regen in die Berge hinauf. Dort oben, eine gute Strecke höher, theilte sich der Weg, rechts ging es steil zum Walde, gerade aus auf ebener guter Straße, nach dem Hause mit dem grauen Schieferdach. An dieser Stelle, die Zampa so oft passirt, wollte das sonst so folgsame Thier dem Druck des Zügels nicht gehorchen, vergebens suchte sein guter Reiter es gegen den Waldweg hinzuwerfen, ein dort niederschlagender Blitzstrahl, gefolgt von einem unmittelbar darauf krachenden Donnerschlag, half noch obendrein seine Bemühungen vereiteln. Zampa flog mit wilden Sätzen auf der bequemen Straße dem Hause zu. — Meinetwegen auch, dachte sein Reiter, du wirst über das Ziel hinausfliegen und dich alsdann doch meinem Willen fügen.

Aber Zampa flog nicht über das Ziel hinaus, war es doch gar zu verlockend für das geängstigte Thier, erinnerte es sich doch gewiß des warmen Stalles dorten, der Krippe voll duftenden Heu's, die man ihm dort oft geboten — und — dankbarer als sein Reiter, der feinen zarten Hand, die so oft seinen schlanken Hals gestreichelt, die ihm so manches Stück Zucker zwischen die schaumbedeckte Stange geschoben. Von den obern Fenstern des Hauses schien man den Reiter bemerkt zu haben, und der alte Anton, heute so ganz unnöthigerweise diensteifrig, sprang trotz des strömenden Regens an das Hofthor und riß die beiden schweren Thorflügel weit auf. Ohne den Versuch zu machen, das Thier zu zügeln, mußte sich der Reiter recht fest in seinen Sattel setzen, um beim Einbiegen in den Hof nicht noch obendrein etwas ganz Erschreckliches zu erleben. Weiß der Himmel, murrte er in sich hinein, daß das gegen meinen Willen gekommen ist! Verflucht, ich bin da in einer ganz unangenehmen Situation. Warte, Freund Zampa, ich werde dir in den nächsten Tagen noch zu einiger Dressur verhelfen!

An dem Endresultat war aber nichts mehr zu ändern, das Pferd hielt an der breiten Treppe des Landhauses und stand so mauerstill, wie es ein Reiter nur wünschen kann,

wenn er absteigen will, und dies augenblicklich zu thun, war noch der gescheuteste Entschluß, den dieser nun fassen konnte. Da stand er denn nun auf der Treppe und stieg trotz der Wasserfluthen, die herabstürzten, zögernd eine Stufe um die andere hinauf. Es regnete so toll, daß die Jagdhunde unter dem Vordach, die mit Schweifwedeln und freundlichem Bellen dem Wohlbekannten entgegenkamen, ihre Schnauzen nicht über den Vorplatz hinauszustrecken wagten und immer wieder ins Haus zurücksprangen, als wollten sie den Ankömmling ersuchen, ja recht schnell zu folgen. — Zampa war von dem alten Anton schleunigst in den Stall gebracht worden.

Jetzt war der junge Mann, so langsam er auch ging, in's Haus getreten und hörte nun die heitere wohlbekannte Stimme eines alten Mannes, der ihm oben von der Treppe aus zurief: „Mir scheint, der Regen hat Sie hergeschwemmt, bester Baron! Ist das ein Wetter! Einen Augenblick Geduld, ich komme schon herunter, Sie müssen sich augenblicklich umkleiden.“ — Wenige Augenblicke nachher stand denn auch der Herr des Hauses herzlich lachend vor dem jungen Mann, dessen Lage dadurch noch peinlicher und unangenehmer wurde, daß er allerdings einen mehr als komischen Anblick bot. An seinem Körper troff das Wasser herunter, wo er stehen blieb, augenblicklich große Lachen bildend, er hatte an seinem ganzen Leibe, im wahren Sinne des Wortes, keinen trockenen Faden. „Nun kommen Sie nur hier herein,“ sagte heiter der alte Mann, „es ist das Zimmer meines — Vetters, der mit Ihnen ungefähr von gleicher Gestalt ist, weßhalb es um so eher geht, daß Sie sich aus seiner Garderobe helfen.“

Aus seiner Garderobe, dachte der andere, solch ein Unglück kann nur über mich kommen! — „Nein, nein,“ rief er, mit der Hand abwehrend, „wie kann ich ohne die Erlaubniß Ihres Vetters einen solchen Mißbrauch von dessen Sachen machen! Nein — nimmermehr — gewiß nicht!“ — „Aber sind Sie komisch, Baron! Und wenn ein wildfremder Mensch so pudelnaß in unser Haus käme, da würde man sich wahr=

haftig nicht besinnen, ihm trockene Kleidung anzubieten, wie vielmehr also Ihnen, einem alten Bekannten, der sich freilich in der letzten Zeit rar gemacht! — Ja, ja, das haben Sie," fuhr der Herr des Hauses fort, als jener Einwendungen zu machen schien, „und wir werden Sie nachher alle dafür heftig auszanken. — Aber jetzt hereinspaziert, Sie werden sich sonst die schönste Erkältung zuziehen." Bei diesen Worten hatte er die Thüre eines Parterrezimmers geöffnet und nöthigte den jungen Mann einzutreten. „Hier wohnt — Ferdinand," sagte er, „dort in dem Schranke ist seine Wäsche, hier seine Kleider. Viele Auswahl wird nicht da sein, da er nur auf kurze Zeit zu uns gekommen." Der alte Herr öffnete bereitwillig Schubladen und Schränke. — „Jetzt lasse ich Sie allein, kommen Sie bald hinauf, wir sind droben im Balkonzimmer; meine Frau wird augenblicklich Thee machen lassen."

Damit wollte er hinaus, doch faßte ihn der Andere rasch am Arm, während er rief: „Nein, Herr Oberförster, das geht wahrhaftig nicht! Wenn Sie denn nun einmal um meine Gesundheit freundlichst besorgt sein wollen, so geben Sie mir etwas von Ihren Sachen, nur das Nothdürftigste; ich bleibe aber hier unten, bis der Regen aufgehört hat, und reite dann rasch nach Hause." Dies schien ihm ein außerordentlich guter Gedanke zu sein, auf dem er bestehen zu wollen schien, obgleich ihm der alte Herr mit einem eigenthümlichen Blicke sagte: „So, sie wollten wieder fort, ohne daß man Sie droben gesehen hat? Baron, ich fange an zu glauben, daß der Regen Sie wider Ihren Willen hierher getrieben, oder daß Zampa weit anhänglicher an unser Haus ist als sein Herr! — Aber Scherz bei Seite," fuhr er gleich darauf mit dem alten jovialen Ton fort, „sehen Sie meine Corpulenz," damit klopfte er sich auf den allerdings wohlgerundeten Leib, „Sie würden eine gute Figur in einem meiner Röcke spielen! Aber jetzt machen Sie vorwärts, beeilen Sie sich, ich lasse Thee machen!"

Damit verließ der Herr des Hauses das Zimmer, und

der andere blieb ergrimmt und rathlos zurück. „Es ist doch allerdings eine höchst unangenehme Geschichte, Wäsche und Kleider eines tödtlichgehaßten Nebenbuhlers anzuziehen! Wie mich das Unglück verfolgt,“ murrte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch, „ist nicht an den Himmel zu schreiben! Nach allem dem, was vorgefallen und was ich schon gelitten, auch noch die Sachen dieses Menschen anziehen zu müssen — das ist über alle Beschreibung! — Nein, nein, es geht nicht!“ Ein leichter Schauder überflog ihn in dem kühlen Parterrezimmer, und um sich zu erwärmen, schritt er hastig auf und ab, dies und das denkend, sich selbst rasche Rathschläge ertheilend und sie eben so rasch verwerfend, zehnmal ausrufend: „Nein, nein!“ und zehnmal hinzusetzend: „Was kann ich anders thun? Den guten alten Herrn tödtlich beleidigen, diesem lieben, freundlichen, gastlichen Hause mit schnödem Undank all die — ja Gott weiß es! — süßen Stunden vergelten, welche ich zwischen seinen Mauern verlebt? — Nein, nein, das wäre gegen Sitte, Anstand und gute Erziehung! Ich darf das nicht auf mich laden. Das Schicksal hat mir diese Suppe eingebrockt, ich muß sie aufessen, und das mit guter Manier.“

Und nach diesen Selbstgesprächen that er ganz, als sei er hier zu Hause, öffnete Schränke und Commoden, betrachtete prüfend die Garderobe und nahm das Einfachste, was er darin gefunden. Ein oberflächlicher Beschauer hätte denken können, der junge Mann befinde sich ganz hier in seinem Eigenthum, so unbefangen wirthschaftete er unter den Sachen umher; wer aber mit der Lage vertraut war und schärfer hinblickte, sah wohl, wie er die Zähne aufeinander biß, als er sich so genöthigt sah, ein paar fremde, obgleich glücklicherweise ganz neue Stiefel anzuziehen. Ja als er so in seinem Anzuge fortfuhr, konnte er sich nicht enthalten, dieses oder jenes Kleidungsstück heftig auf die Seite zu schleudern und mit dem Fuße hart aufzutreten, ehe er sich zur Fortsetzung seiner ihm so höchst unbehaglichen Beschäftigung zwang. Endlich aber wurde er doch trotz alles Zögerns fertig, und

als er nun vor den Spiegel trat, um die ganze Verwandlung zu überschauen, sich in dem grauen Jagdrock mit grünem Kragen, der ihm übrigens gar nicht schlecht stand, konnte er sich eines augenblicklichen Lächelns nicht erwehren, ja es gelüstete ihn beinahe, den Jagdhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder aufzusetzen, der dort an dem Rehgewicht hing, und eine der Büchsen des Oberförsters über die Schultern zu hängen. Ach wenn er nur zu solchen Spässen hätte aufgelegt sein können, so aber fühlte er sich in gar zu unbehaglicher Stimmung.

Er trat an das Fenster und schaute in den Park hinaus auf die geschlungenen Wege, in deren jedem er schon mit ihr gewandelt war. Gewiß — diese Erinnerungen stürmten so mächtig auf ihn ein, daß er mehr als je versucht war, nach seinem Pferde zu rufen, um, ohne Jemand weiter im Hause zu sehen, nach der Stadt zurück zu reiten. Und doch nicht — ! — Nein, war es ihr möglich gewesen, nach seinem allerdings etwas unbedachten Wort lachend davon zu reiten — sollte er es nicht über sich vermögen, jetzt, da ihn ein Zufall hierher getrieben, ebenfalls lachend vor sie hinzutreten? — „Ruhig!" sprach er zu sich selbst und drückte die Hand auf's Herz. Da fühlte er unter seinen Fingern in dem Rocke etwas wie Papier knittern. Obgleich er rasch in die Tasche griff und ein Papier hervorbrachte, hielt er doch plötzlich inne, als er es entfalten wollte, denn er konnte ja mit gutem Recht das nicht als sein Eigenthum ansehen, was er in einem fremden Anzuge gefunden. Er hielt den zusammengefalteten Brief zweifelnd in der Hand.

Wenn aber auch Neugierde nicht zu seinen Fehlern gehörte, so war es doch begreiflich, daß er sich hier unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen nicht enthalten konnte und wollte, wenigstens die Unterschrift unter diesen Zeilen zu lesen. — Das Herz schlug ihm, wie einem Knaben, der auf irgend einer Unart fürchtet ertappt zu werden, und ohne sich Zeit zur weiteren Ueberlegung zu lassen, die vielleicht doch für seinen heißen Wunsch nicht günstig ausgefallen wäre,

entfaltete er rasch den Brief und als er gelesen, drückte er die Hand vor die Augen und sprach nach einem tiefen, erleichternden Athemzuge: „Gott im Himmel, ich habe nicht verdient, so mit einemmale aus der Hölle in das Paradies einzutreten, — so glücklich zu werden, wie mich diese wenigen Worte machen! — Ist es denn möglich?" — Er konnte sich nicht enthalten, die Unterschrift des Briefes mehrmals an seine Lippen zu drücken, ehe er ihn nochmals überlas, und dann noch einmal — und dann zum drittenmal mit lauter Stimme:

„Mein lieber Bruder! — Papa sagt mir soeben, Du würdest uns einige Tage besuchen, und zwar, da Du keinen Urlaub nach der Residenz hast, im strengsten Incognito. Ich kann Dir mit Worten nicht ausdrücken, wie glücklich es mich macht, mit Dir über manches, was mich recht nahe angeht und mich ernstlich beschäftigt, zu sprechen. Komme sobald Du nur kannst. Ich habe schon zu Bekannten, die unser Haus häufig besuchen, und die Dich also jedenfalls sehen werden, gesagt, daß wir den Vetter Ferdinand zum Besuch erwarten. Lasse denn nicht zu lange warten

Deine treue Schwester Elisabeth."

Als er so gelesen, steckte er den Brief mit unruhigen Fingern wieder in die Brusttasche und konnte sich darauf unmöglich enthalten, diesem schroffen Uebergange von Leid zu Freude durch einen lauten Ruf Luft zu machen, der übrigens wohl zu der Jagdjuppe paßte, in welcher er sein Glück gefunden. Auch nahm er jetzt den Hut mit dem Gemsbart und der Spielhahnfeder von dem Rehgewicht herunter, drückte ihn auf den Kopf etwas scharf nach der rechten Seite, nachdem er noch einmal mit der Hand durch sein Haar gefahren war, das sich von der Feuchtigkeit ganz zusammen gerollt hatte, und verließ nun mit leichtem Schritt, glänzenden Augen und freudig schlagendem Herzen das Zimmer. Draußen schloßen sich die Hunde an ihn an, welche bei dem bekannten Anzuge an eine Jagdpartie glauben mochten, und da er in seiner freudigen Aufregung lustig mit den

Fingern schnalzte, so folgten sie ihm die beiden Treppen hinauf bis vor das Balkonzimmer, wo sie sich in respektvoller Entfernung vor der Thüre niederkauerten.

Er trat allein in das weite Gemach mit den breiten Glasthüren, welche zur Terrasse führten, von wo man mit einem Blicke die wunderbar schöne Landschaft übersah, die hier in einem weiten Halbkreis vor dem Beschauer lag. — Der junge Mann trat rasch ein, ohne zu überlegen, welches Wort er zuerst an das geliebte Mädchen richten sollte, es mußte das von ihrem Blicke, von ihrem Gruß abhängen. Am liebsten wäre er vor ihr niedergekniet, hätte ihre kleinen Hände mit tausend Küssen bedeckt, hätte seine Blicke förmlich versenkt in ihre klaren Augen, und hätte dann gesagt: „O meine theure Elisabeth, bestrafe mich, aber nicht zu grausam!"

Mit den Gefühlen trat er in das Zimmer und sah — hier Niemand als den Oberförster, der seine Cigarre rauchte und am Fenster saß, in der Zeitung gelesen hatte und nun beim Eintreten des Gastes aufblickte und ihn mit freundlichem Lachen anschaute. — „So, so, bester Baron," rief er heiter, „Sie haben sich zum Jägerburschen umgewandelt —?" — „Aber wo ist —?" stotterte dieser. — „Sie wissen, was Ihnen gut steht! Wahrhaftig, es ist schade, daß Sie nicht zur lustigen Jägerei geschworen — „All hie im grünen Wald!" — statt daß Sie, wie es in den Iffländischen Jägern heißt: mit dem Gänsekiel die —." — „Aber wo ist denn —?" fragte der junge Mann dringend. — „Die Menschen quälen," fuhr der alte Herr vergnügt fort; „denn ihr Diplomaten gehört doch auch mehr oder minder zum großen, leider so allgewaltigen Departement der Schreiberei."

„Aber wo ist denn —?" fragte jetzt der Andere zum drittenmal mit sehr lauter Stimme. — „Meine Frau?" fiel der Oberförster in's Wort. „Die läßt Ihnen den bewußten Thee kochen." — „Nein, Elisabeth." — „Ja so, Elisabeth! Die ist auch nicht weit, sie ging vor einer halben Stunde in den Pavillon, um dort ruhig zu lesen, und wird da vom

Regen überrascht und festgehalten worden sein." — „So werde ich mir erlauben, nach ihr zu sehen," entgegnete hastig der junge Mann. — „Was, in dem Regen?" — „Sehen Sie, es fallen nur noch wenige Tropfen." — „Aber da hinten zieht ein zweites Wetter heran." — „Aber zwischen diesen beiden Regen, — es hört jetzt wahrhaftig ganz auf, — will ich Elisabeth mit Ihrer Erlaubniß in's Haus abholen." Wie dankte er dem Zufall, der es ihm möglich zu machen schien, sie jetzt einen Augenblick ohne Zeugen zu sprechen! — „Trinken Sie doch vorher Ihren Thee!" — „Lieber nachher! Heben Sie ihn mir auf, ich bin gleich wieder da." Damit war er auch schon zur Thüre hinaus und sprang, gefolgt von sämmtlichen Hunden, in großen Sätzen die Treppe hinab.

Der alte Herr blickte ihm kopfschüttelnd und mit einem eigenthümlichen Lächeln nach, und dieses Lächeln stand noch auf seinem Gesichte, da war der Andere schon drunten im Hofe, nahm seinen Hut ab und ließ die Nachzügler des Gewitters, einen feinen, weichen, warmen Sprühregen auf sein Haupt niederfallen, während er begierig den wunderbaren Duft einathmete, der aus Blumen, Gras und Sträuchern emporstieg. Wie so ganz anders erschien ihm jetzt der kleine zierliche Hof vor dem Hause, wie schienen ihm die Ranken der Schlingpflanzen so freundlich zuzunicken, und die duftigen Prairierosen auf langen elastischen Stengeln, sich hin- und herwiegend im Lufthauch, der versöhnend hinter dem Gewitter dreinzog, die Wolken vertheilend, Laub und Blumen küssend, daß sie bald wieder trocken wurden, — ein Hauch, der uns so wohl thut, und den wir so gern träumerisch einathmen, während wir den davonziehenden, jetzt schon fernen Gewitterwolken nachschauen, die dort weit, weit hinaus über die Berge unseres Horizontes murrend und grollend fortstreichen.

Figuren in kleinen Nischen blickten ihn lächelnd an, und das Gemurmel eines Springbrunnens schien ihm allerlei freundliche Dinge erzählen zu wollen. Bei all diesen Dingen

aber hielt sich der junge Mann nicht auf. Er eilte über einen Wiesengrund dahin, gefolgt von den Hunden; die wohl gezogenen und gesetzten Charaktere unter ihnen nahmen den Weg, das junge leichtsinnige Volk sprang wie ihr Anführer mitten durch's Gras. Bald nahm sie der Park auf mit seinem dichten Buschwerk, seinen geschlungenen Wegen und heimlichen Gruppen, und durch dieselben fort ging es im lustigen Jagen, daß die Regentropfen, welche noch überall an den Zweigen hingen, glänzend und in allen Farben spielend, davonstäubten, denn der Himmel hatte sich nur theilweise geklärt, und die Sonne in allerhöchstem majestätischem Zorn, daß so gemeine, wässrige und schmutziggraue Wolken es gewagt, sie, wenn auch für kurze Zeit, zu verdunkeln, brach jetzt wieder siegreich, heiß und racheglühend hervor. — Und dabei war es, als ging ein Schrei der Lust durch die ganze Natur, als jubelten Gras, Blume, Blatt, Wiese, Thal und Berg beim Erscheinen der gewaltigen, liebenden und geliebten Gottheit. Warf sie doch auch nach allen Seiten hin eine Ueberfülle von Gold und Brillanten aus; blitzte, strahlte, glänzte, leuchtete es doch rings umher auf unbeschreibliche Art! War doch da kein Grashalm in der Tiefe, kein Blatt in der Höhe, das sich nicht angethan hätte mit funkelndem Geschmeide, und die Goldströme, die sich da unten durch's Thal ergossen, sie waren in der That sinnenberauschend; wohin man blickte, Gold und Glanz, sogar dort unten glitzerte Vergoldung auf dem silbernen Bande des Flusses, sowie dort oben angehauchter Goldschaum auf den tiefdunkeln Tannenwäldern, mit denen die Höhen gekrönt waren.

Dort war das Ende des Parks, — er sah den kleinen Pavillon durch die Bäume schimmern, er sah die Terrasse, von der man den weiten Blick in das Thal hatte, — ihr Lieblingsplätzchen, — er sah eine weiße weibliche Gestalt, die dort stand, die eine Hand auf die Ballustrade der Terrasse gestützt, wohl in die schöne, so herrlich gefärbte und bestrahlte Gegend hinabblickend. Die Hunde hatten ihn längst ver-

lassen und waren in wilden Sätzen vorausgeeilt, und dort, wo sie stand, drängten sie sich schmeichelnd und blickten so freundlich an ihr hinauf, daß sie ihnen lächelnd zunicken mußte.

Auf den Lippen des jungen Mädchens schien die Frage zu liegen: was bringt denn euch ungestümes Volk so mit einemmal daher? Dieser Gedanke ließ sie auch den Kopf umwenden und den jungen Jäger erblicken, der noch halb durch die Gebüsche verdeckt, rasch auf sie zuschritt. Sie kannte den Anzug ihres Bruders wohl und sagte: „Ah, du bist es, Ferdinand!" — Wie schrack sie aber zusammen, als eine andere wohlbekannte Stimme ihr mit sanftem Tone sagte: „Es ist nicht Ferdinand, es ist Jemand, der sich schüchtern naht, um sich an das gute und liebe Herz Elisabeth's zu wenden, um Vergessenheit bittend!" —

Wie blickte sie ihn an, so überrascht, aber doch lieb und freundlich, wie er erwartet! — Wie wandte sie ihre schönen klaren Augen so ausdrucksvoll auf ihn, wie reizend drang ein Lächeln durch einen leichten schmerzlichen Zug, der um ihre feinen Lippen zuckte, und wie gern wäre er, von der wunderbar lieblichen Erscheinung des jungen Mädchens überwältigt, vor ihr niedergekniet, wenn die zudringlichen Hunde sie mit ihrer tölpelhaften Freundlichkeit nicht förmlich umlagert gehalten hätten. Aber ihre beiden Hände ergriff er, da sie einen kleinen Schritt gegen ihn that, und drückte sie lange und innig an seine Lippen.

Die beiden schienen stillschweigend und ohne ein Wort zu wechseln, übereingekommen zu sein, daß es viel besser sei, statt langer Worte und Erklärungen, hier auf der Terrasse dicht zusammenstehend, noch eine selige kleine Viertelstunde an den Himmel hinaufzublicken oder hinab in die leuchtende Landschaft, — die kurze Zeit, welche ihnen blieb zwischen zwei Regen. Dort am Horizonte qualmten schon wieder trübe Wetterwolken auf, und noch einmal war die Sonne in Gefahr, von ihren Feinden überwältigt zu werden. Das stolze Gestirn hatte aber auch eine gar zu plötzliche und

strenge Reaction eintreten lassen und mit wahren Glutströmen den ihr verhaßten Regen zu überwältigen gesucht, so daß sich dieser mit der Kraft der Verzweiflung, statt sich in die Erde zu verkriechen, zu Dünsten auflöste und aus den Thälern und Schluchten gen Himmel dampfte, um dort droben die heranziehenden Wolkenschaaren mit neuen und nicht zu verachtenden Streitkräften zu vermehren. Noch blickte freilich der Himmel, lieblich gefärbt mit rosigen Wolkenstreifen, zwischen denen das sonst so tiefe Blau jetzt wie ein lichtes Seegrün erschien, auf das junge Paar herab, das außer dem allgemeinen Himmel jedes noch einen besonderen glänzenden Himmel sah — Eines des Andern Augen.

Bald darauf gingen sie durch den Park Arm in Arm dem Hause zu, und traten ebenso in den Salon mit der schönen Aussicht, wo ihnen der alte Herr freundlich entgegen lächelte und die Mutter eine Tasse dampfenden Thee's eingoß, wobei sie nicht unterlassen konnte, etwas vom Leichtsinn der Jugend zu sagen, die sich durch und durch naß werden lasse, und dann statt ruhig im Zimmer zu bleiben, noch obendrein im Garten herumschwärme. „Ich war so lange nicht da gewesen, beste Mama," sagte schmeichelnd der junge Mann, „und wollte doch den schönen Augenblick benützen, — wissen Sie, Mama, den Augenblick zwischen zwei Regen, denn dort zieht schon wieder ein schweres Gewitter heran. — Nicht wahr, Elisabeth, es war ein kleiner süßer Augenblick, die Landschaft und alles in so wunderbarem und schönem Lichte?" — Elisabeth nickte stumm mit dem Kopfe, und trat dann an die Balkonthüre zu ihrem Vater, an dessen Schulter sie ihr Köpfchen lehnte. —

„Ja, er hat Recht," sagte der Oberförster, der in die Gegend hinausschaute, „wir haben gleich wieder ein schweres Wetter — seht, es fallen bereits Regentropfen — und ich habe schon oft bemerkt, daß die Sonne am glänzendsten und heißesten scheint zwischen zwei Regen. Hast du das nicht auch schon gesehen, Elisabeth?" — „Ja, Papa," sagte sie mit ganz leiser Stimme, worauf der junge Mann mit einer

unerhörten Keckheit dicht neben Vater und Tochter trat, das junge Mädchen, ohne sich im Geringsten zu geniren, sanft mit seinen Armen umschloß, ja sich sogar unterstand, sie auf die Stirne zu küssen, und dann mit freudestrahlenden Augen sagte: „Ich bin hoch erfreut, daß Papa meiner Ansicht ist, und was mich anbetrifft, so muß ich sagen, ich habe nie einen schöneren, glänzenderen und heißeren Sonnenschein erlebt, als den soeben im Garten —

zwischen zwei Regen."

Das Loos der Wittwe.

Wer die Frau Steuerdirektor Scheppeler mit ihrem Gemahl, dem Herrn Steuerdirektor, auf der Straße sah und mit einiger Aufmerksamkeit den Gang und Wandel dieses würdigen Ehepaares betrachtete, der konnte nicht lange im Zweifel bleiben, welches von Beiden den Andern eigentlich spazieren führte.

Die Frau Steuerdirektorin war eine große, stattliche Frau mit rundem, etwas geröthetem Gesicht, ziemlich stark athmend, und sah, an der Seite ihres Gemahles, eines schmächtigen, dürren Mannes, — wenn wir uns eines solchen gewagten Vergleichs bedienen dürfen, — wie ein mit voller Kraft dahinfahrender Dampfer aus, der einen schwachen Nachen am Schlepptau hinter sich drein zieht, oder wie eine Sonne, der der dazu gehörige Trabant in anständiger Entfernung folgt, etwa wie der Mond, welcher freundlich die Erde umkreist. Doch hatte Herr Scheppeler nichts vom Monde an sich, er wechselte nie, hatte auch noch nie in seinem Gesicht das gezeigt, was man Vollmond nennt, sondern blieb immer im ersten Viertel, auch war seine Physiognomie nicht mürrisch, wie uns das Gesicht des Mondes erscheint, sondern lächelte beständig freundlich, namentlich wenn man ihn in Begleitung seiner Gattin sah, und was er allenfalls mit dem Monde gemein haben konnte, war, daß er die

Steuerdirektorin fortwährend herzlich und forschend betrachtete, wie unser schönes leuchtendes Gestirn die ernste nächtliche Erde.

Dieses forschende Betrachten und die beständige Aufmerksamkeit auf seine Gattin hatte indessen ihre guten Gründe, denn Madame Scheppeler liebte es nicht, den Gemahl zweimal auf etwas aufmerksam zu machen oder auf eine Antwort zu warten. Wenn sie sagte, Scheppeler, sieh' einmal die Kastanienbäume an, so erwartete sie die umgehende Erwiederung: wunderschön, mit prächtigen Blüten; oder wenn sie bemerkte: hast Du wieder gesehen, Scheppeler, wie auffallend geputzt die Regierungsräthin war? so mußte die blitzesschnelle Antwort kommen: unerhört, die Frau richtet ihren Mann zu Grund.

Dabei können wir aber nicht behaupten, daß bei Fragen des Steuerdirektors die Antwort in derselben Art und Weise erfolgt wäre. Vielfach schien Madame Scheppeler eine solche Frage zu überhören, was man ihr nicht übel nehmen konnte, da ihr Gemahl eine gar zu dünne Stimme hatte. Häufig erfolgte die Antwort, wenn das Paar schon verschiedene Schritte zurückgelegt hatte, und nie klang die Antwort beistimmend.

Sagte zum Beispiel der Steuerdirektor, sieh' einmal den schönen Kastanienbaum, so entgegnete sie nach ziemlich langer Zögerung, ich sehe dieses Jahr nichts Außerordentliches daran, namentlich sind die Blüten nicht der Rede werth. Sprach er von dem auffallenden Putze der Regierungsräthin, so entgegnete sie mit einiger Bitterkeit: natürlicher Weise, wenn sich eine anständige Frau gut anzieht, das könnt ihr nicht vertragen, Andere dürfen freilich thun, was sie wollen.

Wer mit diesen „Anderen“ eigentlich gemeint war, darüber kam der Herr Steuerdirektor nie in's Klare; meinte seine Gattin sich selbst oder vielleicht andere Damen, die keine Berechtigung hätten geputzt einherzugehen?

Madame Scheppeler ging auf dem Trottoir, dessen größere Hälfte sie einnahm, gerade aus, und überließ ihm,

ohne ihren Schritt zu mäßigen, den Entgegenkommenden so geschickt auszuweichen, daß er dabei doch nicht von ihrer Seite kam. Blieb er einmal etwas auffallend zurück, was sie augenblicklich bemerkte, da sie das Talent hatte rückwärts zu schauen, auch ohne den Kopf stark zu wenden, so mußte er die genaueste Auskunft geben, mit wem er vielleicht gesprochen, oder nach wem er gesehen: „O, es war Doktor Knauser, Du weißt, liebes Kind, der kann nie vorbeigehen, ohne ein paar Worte zu wechseln."

„Und lernt nie, daß es sich nicht schickt, den Mann anzureden, so lange er mit seiner Frau spazieren geht."

„Es ist ein guter Kerl."

„O ja in euerem Sinn, aber keine passende Bekanntschaft für Dich; der Erste im Wirthshaus und der Letzte, der nach Hause geht; ich sollte seine Frau sein."

„Nun, er ist einmal nicht anders, aber ein wackerer Mann, der Abends zur Erholung seinen Wein trinkt, wenn er sich den ganzen Tag über geplagt hat."

„Das nennst Du also eine Erholung, Scheppeler, stundenlang im Wirthshaus sitzen in dem furchtbaren Tabaksqualm, und das sauer verdiente Geld so mit vollen Händen hinauszuwerfen, — eine schöne Erholung. Da wäre es doch weit erholender nach Hause zu kommen, Pantoffeln und Schlafrock anzuziehen, und sich mit seinen Kindern zu unterhalten. Wenn ich die Regierung wäre, ich verböte alle Wirthshäuser."

„Du weißt, ich liebe das Wirthshausleben auch nicht besonders, aber hie und da muß man doch nach seinen Freunden sehen."

„Mach' mir nichts weiß, Scheppeler, es ist euch sehr wenig daran gelegen, euch gegenseitig zu sehen, da sind immer ganz andere Ursachen, die euch in dieses oder jenes Wirthshaus hinziehen."

„Nun ja, wo der Wein gut ist, und wo es angenehme Gesellschaft gibt."

„Ja, angenehme Gesellschaft, das ist das Richtige, die findest Du auch im Kreuz, wo Du so gerne hingehst. Mir

hat neulich die Rechnungsräthin erzählt, eine würdige brave Frau, die ohne Grund Niemanden etwas Schlimmes nachsagt, sie habe ihrem Mann das Kreuz verboten."

Die Bemerkung, daß der arme Rechnungsrath dafür das Kreuz zu Haus doppelt finde, schwebte dem an sich jovialen und munteren Steuerdirektor auf der Zunge, doch hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt, sie hier laut werden zu lassen.

„Das Kreuz," fuhr Madame Scheppeler in sehr strengem Tone und mit einem bezeichnenden Seitenblick fort, „hat sein Renommée nur durch höchst leichtsinnige Kellnerinnen, das wirst Du auch wohl wissen."

„Ich?" sagte der Steuerdirektor fast erschrocken, „wie sollte ich das wissen? es fällt mir nicht ein, nach den Kellnerinnen zu sehen."

Wir können hier die bestimmteste Versicherung geben, daß Herr Scheppeler nicht in Folge eines bösen Gewissens erschrak, da er in der That das Kreuz nur wegen des guten Weins und der angenehmen Gesellschaft liebte: er hätte es auch fern von seiner Gattin nicht gewagt, sein Auge zu einer hübschen Kellnerin zu erheben, sondern er erschrak, da er voraussah, daß das angenehme und behagliche Wirthshaus zum Kreuz in Folge der Aeußerung der Rechnungsräthin in Verruf gethan würde — ach, und er hatte in Folge ähnlicher vertrauter Mittheilungen schon so oft sein Weinhaus wechseln müssen.

„Das zieht euch an, und nicht der Wein," sagte Madame Scheppeler mit großer Entschiedenheit, und würde dieses Thema wahrscheinlich noch mit Bitterkeit eine Zeit lang variirt haben, wenn nicht einige säbelklirrende junge Offiziere gerade in ihren Weg getreten wären, und sie, die Hand an der Mütze, mit zusammengeschlagenen Absätzen, freundlich gegrüßt hätten.

Die Steuerdirektorin liebte es, kleine, hübsche Gesellschaften zu geben, wo man gut soupirte und wo nach dem Klavier getanzt wurde; sie hatte zwei unverheirathete

Schwestern, welche sie auf diese Art in die Welt brachte und präsentirte.

„Gnädige Frau haben hoffentlich vortrefflich geschlafen," fragte der eine der Offiziere, worauf er süß lächelnd hinzusetzte, „wir haben uns gestern bei Ihnen göttlich amüsirt."

„Famos," sagte der Andere.

Auf die Versicherung der Frau Steuerdirektor, daß sie nach einem so angenehm verlebten Abend, wie der gestrige, selten schlecht schlafe, hoffte der Offizier, welcher zuerst gesprochen, die gnädige Frau heute Abend im Theater zu sehen. „Sie wissen," sagte er, „wir haben ein amüsantes Stück: ‚Der Goldbauer, von der Birch-Pfeiffer', eine gute Komödie."

„Superb," sagte der andere Offizier.

„Die kleine Schwarzmann spielt außerordentlich."

„Immense."

„Auch Herr Kramer ist nicht schlecht."

„Famos," meinte der Andere.

„Werden wir das Vergnügen haben, gnädige Frau, Sie im Theater zu sehen, vielleicht auch Ihre Fräulein Schwester Klara, es wäre recht liebenswürdig von Ihnen?"

„Ganz famos liebenswürdig."

„Schwerlich kann ich mir heute Abend das Theater erlauben," entgegnete Madame Scheppeler mit einem freundlichen Seitenblick auf den schüchtern dabei stehenden Gemahl. Der gute Steuerdirektor wußte sich so gar nicht in die Konversation dieser jungen Welt zu finden; er hatte sich bei ähnlichen Veranlassungen, wenn er so gar nichts mitzureden wußte, gefragt, bin ich dumm, oder sind es die Andern? und da er zu bescheiden war, diese Frage rasch und richtig zu erledigen, so schwieg er lieber still.

„Mein Mann," sagte seine Gattin, „ist ziemlich strenge, meine Herren, und er sieht es nicht gerne, wenn ich zu sehr dem Vergnügen nachgehe."

Hierauf schenkten die Offiziere dem Steuerdirektor einen kleinen, lächelnden Blick, in welchem sich ein gewisses Mitleid

zeigte, worauf ihn der erste Offizier fragte: „Sollten Sie wirklich so grausam sein?“ und der zweite hinzusetzte: „So famos grausam?“

„Meine Herren, Scherz bei Seite,“ schloß Madame Scheppeler das Gespräch, „ich bin heute Abend wirklich verhindert, das Theater zu besuchen; Haushaltungsgeschäfte, Kindererziehung — wenn Sie einmal älter sind,“ setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „so werden Sie einsehen, daß eine Hausfrau nicht so dem Vergnügen nachgehen darf.“

Sie neigte freundlich ihr Haupt, und da sie hierauf ruhig weiter schritt, so setzte sich auch der Steuerdirektor an ihrer Seite wieder in Gang.

„Ich dachte,“ sagte dieser nach einer kurzen Weile schüchtern.

„Was dachtest Du?“ fragte sie in ernstem Tone.

„Nun ich dachte, Du hättest heute Abend Deinen Theekranz.“

„Und wenn dem so wäre, was denkst Du darüber?“

„Nun, es freut mich recht sehr, ich dachte schon, er wäre ausgesetzt, da Du vorhin von Haushaltungsgeschäften sprachst, die Dich abhielten, ins Theater zu gehen.“

Madame Scheppeler zuckte leicht mit den Achseln, ehe sie erwiederte, „was braucht man denen da Alles auf die Nase zu binden, und sich so in's Gerede zu bringen, und es ist wahrhaftig nichts leichter, als bei euch Männern in's Gerede zu kommen, ich kenne das; wenn eine arme Frau, die sich Jahr aus Jahr ein, Tag aus Tag ein hart und schwer herumplagt, sich auch nur hie und da einmal eine ganz kleine Erholung erlaubt, so heißt es gleich, sie sei vergnügungssüchtig. Mit Recht kann man das freilich von mir nicht sagen, denn Du lieber Gott, was habe ich auf der Welt, hie und da einmal ein Theater, ein ermüdendes Konzert, eine Spazierfahrt mit den Kindern, eine Gesellschaft zu Haus, wo Klara und ich uns abplagen müssen wie die Dienstboten, und wöchentlich je einmal ein Kaffee- und ein Theekränzchen, oder die langweilige Silberburg, wo man nie

einen Platz findet — das ist Alles. Glaube mir, Scheppeler, ihr da bei eurem Wein habt wahrhaftig keine Idee davon, welches Leben eine Hausfrau führen muß, die nach dem Rechten zu sehen hat und sich bestrebt, das Ihrige in Ordnung zu halten — nein, keine Idee — ah, guten Tag, Frau Rechnungsrath!"

„Guten Tag, liebe Steuerdirektor."

Es war die furchtbare Rechnungsräthin, welche das Kreuz verabscheute: ihrem Ansehen nach mußte sie auch sonst noch allerlei verabscheuen. Sie sah finster und gallsüchtig aus, als hätte sie etwas Unverdauliches im Magen, ihre spitze, scharf gebogene Nase schien von der Natur dazu gemacht, die Leute in Schrecken zu versetzen, und ihre grauen, stechenden Augen bohrten sich unheimlich in die erschreckte Seele, ihr Mund mit scharfen, großen Zähnen bewaffnet, konnte als Hauptorgan gelten und machte diesem Platze alle Ehre.

„Grüß' Sie Gott, Frau Steuerdirektor," sagte sie mit essigsaurem Lächeln und einem stechenden Blick auf Herrn Scheppeler, „es thut Einem in der jetzigen verderbten Welt ordentlich wohl, wenn man einmal eine Frau mit ihrem Manne spazieren gehen sieht, ich bin in dem Punkte eine vollkommene Wittwe, Sie haben es gut."

Die Steuerdirektorin machte unter leichtem Achselzucken ein Gesicht als wolle sie sagen: wüßtest Du, wie es in meinem Innern aussieht, dann sprach sie in Wirklichkeit: „o liebe Rechnungsräthin, was das anbelangt, so kann ich mit Ihnen das gleiche Lied singen; daß ich und mein Mann spazieren gehen, ist ein seltener Fall, und wenn es einmal vorkommt, so führt er mich gewiß auf die Königsstraße, daß mich alle Welt sieht und ihn so für das Muster aller Ehemänner hält."

„Das kannst Du eigentlich nicht sagen," meinte Herr Scheppeler ernsthaft, „gehen wir nicht jeden Tag spazieren, wenn es das Wetter erlaubt, oder wenn ich nicht meinen Bericht für den Departementschef zu machen habe?"

Die beiden Frauen lächelten einander zu, — es war

ein furchtbares Lächeln des Einverständnisses und hieß in's Menschliche übersetzt: „wir kennen diese Ausreden“, worauf diese armen Schlachtopfer männlicher Grausamkeit die Achseln zuckten und zu einem andern Gesprächsthema übergingen. Da wurden Gefühle ausgetauscht über die Schlechtigkeit der Dienstboten, und wer trug die Schuld dieser Verderbniß? Die Männer, welche in diesem Punkte mit Allem zufrieden sind und nie durch kräftiges Auftreten die Autorität der Frau zu wahren wissen.

„Hat doch der Meine,“ sagte die Rechnungsräthin pikirt, „als ich heute Mittag mit vollem Rechte behauptete, daß die Suppe versalzen sei, die Bemerkung aufgestellt, er finde das durchaus nicht.“

„Ich würde nie eine so junge und schöne Köchin bei mir dulden,“ sagte die Steuerdirektorin mit einem Tone, auf den selbst der Mund ihrer felsenharten Freundin sich empfindlich verzog, doch faßte sich diese gleich wieder und parirte den Hieb glücklich ab, indem sie mit großer Ruhe sagte, „liebe Steuerdirektor, alt oder jung ist in dem Falle gleichviel, Ihr Bäbele war auch nicht mehr in der ersten Jugendblüte, als sie so schnell aus dem Hause mußte, reden wir nicht mehr darüber.“

Hätte sie nur diese letzten Worte nicht mit einem so ausdrucksvollen Blick auf Herrn Scheppeler begleitet, der sich im Interesse der ganzen Männerwelt bei diesem Zungengefechte vorkam wie ein armes Stück Zeug zwischen der Scheere.

„Es ist überhaupt nichts wie Qual und Noth in dem Leben,“ meinte die Rechnungsräthin, „wie muß man sich mit den Kindern abplagen; glauben Sie wohl, liebe Scheppeler, daß sich mein Mann darum bekümmert, wenn sie jeden Tag einen reinen Anzug schmutzig machen oder ihre Aufgabe nicht lernen?“

„Da siehst Du, Scheppeler,“ entgegnete die Steuerdirektorin in vorwurfsvollem Tone gegen ihren Mann gewandt, „was ich Dir so oft sage, aber ihr bekümmert euch

um gar nichts, ihr denkt nur an euer Vergnügen — an das Wirthshaus."

„Ja, wenn das Kreuz nicht wäre," meinte hohnlachend die Rechnungsräthin; „sieht der Herr Steuerdirektor," setzte sie nach einer Pause boshaft hinzu, „dort auch nach den schönen Kellnerinnen?"

„O nein," antwortete für den Gefragten seine Frau, „Scheppeler geht nicht mehr in's Kreuz, die Wirthschaft dort ist ihm zu toll und unsolid."

Armer Steuerdirektor! Dieser Ausspruch, von dem keine Appellation mehr galt, schnitt ihm tief in die Seele. Er ging gerne in's Kreuz, weil es da angenehme Gesellschaft und guten Wein gab, weil es ein kleines, niedriges, gemüthliches, ruhiges Lokal war, wo man an kühlen Abenden so warm beisammen saß. Er hatte sich wahrhaftig nie um Kellnerinnen bekümmert, ja es war ihm gleichviel, ob ihm sein Schoppen vom Wirthe selbst oder von der hübschen Pauline gebracht wurde; er sollte von nun an das Kreuz meiden. Was hatte ihm nun seine felsenfeste Tugend geholfen, ihm, der es nie gewagt, beim Bezahlen der Zeche ihren kleinen Finger zu berühren, ja ihm, der erschrocken war, wenn ein Anderer es gewagt, seinen Arm um ihre schlanke Taille zu legen.

„Adieu Rechnungsräthin," hatte Madame Scheppeler gesagt, „kommen Sie heute Abend nicht zu spät, die wenigen Stunden, die uns armen Frauen vergönnt sind, fliegen so rasch vorüber."

„Das weiß Gott — bis heute Abend also."

Darauf ging das Ehepaar mit einander fort, und sie sagte nach einer kleinen Weile zu ihrem Manne, „ich habe wohl Dein Gesicht bemerkt, Scheppeler, als ich zur Rechnungsräthin sagte, Du würdest das Kreuz nicht mehr besuchen; nun ich denke doch wahrhaftig, Du brauchst nicht gleich finstere Mienen zu ziehen, wenn Du Deiner armen Frau einmal ein kleines Opfer bringen sollst. Nicht wahr, von mir verlangt man alle Opfer und will noch, daß ich

dabei heiter sei und lache — natürlich wir sind zum Dulden auf der Welt, ihr seid die Herren der Schöpfung."

„Ich will ja nicht sagen, liebes Kind," entgegnete Scheppeler nachgiebig, „daß es von mir gerade ein ungeheures Opfer wäre, das Kreuz nicht mehr zu besuchen; aber was hast Du denn eigentlich gegen dieses vollkommen anständige Haus?"

„Anständig? nun Du muthest mir viel zu, wenn ich das glauben soll: hast Du nicht gehört, was die Rechnungsräthin sagte? und die ganze Stadt spricht so, die ganze Stadt — wahrhaftig es ist eine Schande, und die Polizei sollte sich darein mischen. Weißt Du, Scheppeler," setzte sie in sehr strengem Tone hinzu, „wenn man Frau und Kinder hat, muß man nicht in solche Häuser gehen, wo sich solche Frauenzimmer aufhalten; ja wenn man unverheirathet ist, hat man freilich Niemand als sich selbst Rechenschaft abzulegen, aber Du bist verheirathet."

„Ja," seufzte Herr Scheppeler.

„Du hast eine brave Frau, die Dir große Opfer gebracht hat."

Was diese letztere Redensart anbelangte, so hatte sie der gute Steuerdirektor schon oft gehört, hatte tief darüber nachgedacht, und war so schlecht und undankbar, um es sich selbst nicht einmal eingestehen zu wollen, welch' große Opfer seine Frau gebracht, als sie ihm das Glück anthat, Madame Scheppeler zu werden. Sie war die älteste Tochter eines verarmten Kaufmanns, als sie dazumal den Steuersekretär Scheppeler heirathete; außer ihrer Schönheit brachte sie ihm nichts Nennenswerthes mit in die Ehe, während er ein kleines von den Eltern ererbtes Vermögen besaß. Daß es den meisten Mitgliedern ihrer Familie schlecht erging, war ein Unglück, für welches sie ihren Mann gerne verantwortlich gemacht hätte, wenn das nicht gar zu widersinnig gewesen wäre. Er war aber auch in dieser Richtung ein Muster des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, und ertrug es sogar geduldig, wenn sich seine Gattin auf den Standpunkt stellte, als hätte

ihr Vater, statt Bankerott zu machen, eine hübsche Million erworben, oder als sei ihr Bruder, der es im Heere nur bis zum Unteroffizier gebracht hatte, kommandirender General irgend eines Armeekorps geworden. Hatte er sich ja einmal unterstanden, hierin das Wenn und Aber zu erläutern, so wurde ihm Herzlosigkeit vorgeworfen, ja man setzte sogar bei ihm ein stilles, heimliches Vergnügen voraus, daß es mit ihrer Familie so und nicht anders gekommen sei, und doch war er an allem dem so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

Nach dieser Schilderung der Frau Steuerdirektor Scheppeler könnte man die Vermuthung aufstellen, dieselbe sei eine böse, herzlose Person gewesen, was aber eigentlich nicht der Fall war. Als älteste Tochter ihres Vaters hatte sie den Wohlstand desselben kennen gelernt, hatte nicht vergessen, daß ihre Eltern ein großes Haus geführt, Sommers ihre Badreise gemacht, ja sogar eine Zeit lang Equipage gehalten. Die nachfolgende Zeit der Armuth war nicht im Stande, sie von ihrem Standpunkte herunterzubringen, und als sie den Kanzleisekretär Scheppeler mit ihrer Hand beglückte, that sie das mit dem Gefühl einer reichen Erbin.

Glücklicher Weise war Scheppeler einer der tüchtigsten Arbeiter seines Departements, der das vollkommene Vertrauen seines Chefs genoß, und so ziemlich rasch zu der Stellung eines Steuerdirektors emporstieg, dessen gutes Einkommen es der Familie möglich machte, mit ausgesprochener Wohlhabenheit zu leben. Die Frau hatte Alles, was sie sich ihrem Stande nach nur wünschen konnte, eine behagliche Wohnung, zwei hübsche Kinder, Vergnügungen aller Art, ein angenehmes Aeußere, kurz ihr fehlte nichts als nur Etwas, welches der, der es besitzt, oft gering achtet, welches aber den, dem es fehlt, bei allen Glücksgütern dieser Welt zum unglücklichen Menschen macht — die innere Zufriedenheit.

Madame Scheppeler war weder mit sich selbst, noch mit der Welt, noch mit ihrem Manne zufrieden. Dadurch beneidete sie Andere, und dieser Neid erzeugte wieder eine Art von Gehässigkeit und ein Mißtrauen gegen alle Welt.

Der nachlässige Gruß eines Bekannten konnte sie verdrießlich machen; sie sah darin, statt eine unschuldige Ursache vorauszusetzen, eine Mißachtung ihrer Person. In dem größeren Aufwand einer Bekannten erblickte sie eine Kränkung, und statt im ersten Falle den nachlässigen Grüßer zu ignoriren, gebrauchte sie einen solchen Vorfall zu einem nicht angenehmen Gesprächsthema mit Herrn Scheppeler, dessen Refrain gewöhnlich war, „natürlich Scheppeler, wenn Deine guten Freunde sehen, daß Du selbst Deine Frau nicht achtest und sie kaum als Deine Gattin ansiehst, so kann man es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie es gerade so machen." So etwas dem guten Scheppeler vorzuwerfen war die größte Ungerechtigkeit, welche man nur begehen konnte, denn es gab selten einen aufmerksameren Gatten und liebevolleren Vater. Wo es ihm möglich war, genoß er Alles mit seiner Familie gemeinschaftlich, und freute sich aus vollem Herzen über jedes Vergnügen, welches seiner Frau zu Theil wurde, auch wenn es ihn selbst nicht mitbetraf.

Gute Freundinnen, wie es deren so manche gibt, hatten durch ihren Umgang und ihre bösen Zungen an der Frau viel verschuldet; man beneidete sie um ihren Wohlstand, um ihr behagliches Leben, und statt den Grund hiezu in der Herzensgüte ihres Mannes zu suchen, sagte man achselzuckend, wenn das Gespräch auf dieses Thema kam, nun etwas müssen die Männer uns armen Frauen doch wenigstens gönnen, treiben sie doch außer dem Hause was sie wollen, und da ein ganz kleiner Rest von Gewissen doch noch bei ihnen übrig geblieben ist, so werfen sie uns armen Weibern hie und da einen Brocken hin, daß wir zufrieden sein sollen und beide Augen zudrücken. Wer bändigte die Flut, wenn solchergestalt einmal die Schleuse aufgezogen war?

Die Spaziergänge des Ehepaares, die wir soeben beschrieben, waren in Zeiten der guten Laune oder einer gewissen Harmonie; kamen dagegen Tage, wo die arme Steuerdirektorin das ganze Gewicht ihres eingebildeten Unglücks fühlte, so wurde entweder gar nicht spazieren gegangen, oder

die Conversation in einer Schärfe und Bissigkeit geführt, daß der gute Steuerdirektor häufig in den Fall kam, sich wirklich als ein so vollkommen unwürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, als ihn seine Gattin darstellte.

„Ich weiß wohl,“ konnte sie alsdann sagen, „daß es Dir ein Gräuel ist, mit Deiner armen Frau spazieren zu gehen, aber ich bin es der Welt und meinen Kindern schuldig, zu verhüten, daß unser unglückliches Verhältniß von Jedermann erkannt werde. O, genire Dich gar nicht,“ setzte sie vielleicht hinzu, „seufze nur unter der Qual mit mir gehen zu müssen, schau' nur auf Deine Uhr, ob diese furchtbare Zeit bald abgelaufen ist, oder blicke Dein armes Weib nur so finster an, daß mein Unglück zum Skandal der ganzen Stadt von Jedermann gesehen wird, oder treibe die furchtbare Heuchelei noch obendrein so weit, mich freundlich anzulächeln!“

Bleiben wir aber bei der rosenfarbenen Laune eines Tages, ach, wie bald folgt Regen auf Sonnenschein. Sie wurde auf dem Spaziergange, den wir eben geschildert, glücklicher Weise noch durch allerlei Zufälligkeiten gesteigert. So begegnete dem Ehepaar des Departementchefs Excellenz, Herr Baron von Knittlingen, und grüßte nicht nur auf's Huldreichste, sondern blieb auch herablassend bei der Frau des Steuerdirektors stehen, wobei er sich nach ihrem Befinden erkundigte, sowie nach der Gesundheit der lieben Kleinen zu Haus, und dabei dem guten Steuerdirektor auf's Gnädigste mit halb eingekniffenem linken Auge zuwinkte — ja, nicht nur das erhob den guten Humor von dessen Gattin, sondern die Gräfin von Strohfeld-Wachtelhausen, die in ihrer Viktoria vorüberfuhr, winkte ihr mit der Hand, und hätte fast angehalten, wenn die Pferde nicht gar zu sehr im Laufe gewesen wären. Dieser Sonnenglanz hoher Gunst, so belohnend für das Herz und so erhebend für das Gemüth, reflektirte auch vom Gesichte seiner Gattin ein wenig auf Herrn Scheppeler über, so daß er, hiedurch freundlich bewegt, sich

die Bemerkung erlauben zu können glaubte, „es thut mir doch wohl, wenn man es durch Kenntnisse und eigenen Fleiß so weit gebracht hat, unter seinen Mitmenschen geliebt und geehrt zu werden.“

Madame Scheppeler, gut gelaunt, wie sie heute war, konnte es doch nicht unterlassen, etwas weniges ihre Schultern hinaufzuziehen und mit einem bezeichnenden Gesichtsausdrucke zu sagen: „lieber Schatz, ich will Deine Kenntnisse und Verdienste durchaus nicht zu gering anschlagen, aber sei versichert, daß man wohl weiß, wer meine Familie ist, und daß man sich meiner Eltern ganz genau erinnert.“

Das war nun allerdings der Fall, doch erinnerte man sich ihrer Eltern nicht gerade so, wie es die Frau Steuerdirektorin gewünscht hätte.

„Du mußt nicht denken,“ setzte sie trotzdem mit großer Sicherheit hinzu, „daß es für den Stand und die Anerkennung eines Mannes gleichgültig ist, ob er seine Frau aus gutem Hause nimmt, und nicht vergessen, daß die Leute, wenn sie mich sehen, von dir ungefähr denken, der Mann muß merkwürdig solide, unbekannte Eigenschaften haben, daß es ihm gelungen ist, gerade diese Frau zu bekommen, so denken sie, und wenn sie so denken, ist es die Wahrheit. Gewiß, Scheppeler, ich hätte Dich sehen mögen bei jeder andern, die nicht so fest wie ich auf Ordnung und Anstand hält, Du wärest schrecklich heruntergekommen; denn wenn auch Du in Deiner Kanzlei ein ganz tüchtiger Arbeiter bist, man sagt wenigstens so, so fehlt Dir doch sonst in vielen Dingen ein gewisser Halt, den ein Mann haben soll; das kann man aber nicht lernen, das muß man schon bei der Geburt bekommen, und deßhalb, lieber Scheppeler, solltest Du jeden Tag Gott danken, daß Du eine Frau bekommen, die einer so würdigen Familie angehört, wie die meinige ist.“

Bei solchen Aeußerungen kamen dem guten Scheppeler zuweilen revolutionäre Ideen, namentlich was die angeborene Haltung der Familie seiner Frau anbelangte, und bei besonders muthiger Laune schwebte ihm wohl die Frage auf

den Lippen, weßhalb sich denn dieses Glück der Geburt bei den übrigen Geschwistern seiner Frau so mangelhaft gezeigt. Doch würgte er um des lieben Friedens willen solche Gedanken stets wieder hinunter, ohne übrigens deßhalb immer vor einer Fortsetzung der freundlichen Reden seiner Gattin gesichert zu sein, indem sie bei einem gar zu hartnäckigen Stillschweigen häufig Gedanken voraussetzt, welche, wir müssen es gestehen, nicht immer von der Wahrheit allzu entfernt waren.

Bei diesen Spaziergängen konnte es aber auch vorkommen, daß an sich geringfügige Umstände sich vereinigten, um das Gemüth der Steuerdirektorin zu erbittern: der etwas zu aufmerksame Gruß, den Herr Scheppeler irgend einer, ihm gewiß ganz gleichgültigen Dame spendete, oder der gar zu kurze Dank auf ein Kompliment seiner Gattin von irgend einer Bekannten, oder wenn Jemand, der in's Haus kam, vielleicht vorübereilte, ohne, wie es sich für einen höflichen Mann schickt, an seinen Hut zu greifen. Daß namentlich bei den letzten Fällen eine absichtliche Beleidigung bezweckt wurde, verstand sich von selbst, und davon war die Steuerdirektorin so überzeugt, wie von dem hell scheinenden Tage; aber die Ursache, warum man sie so mit Vorbedacht beleidigte, vermochte sie im ersten Augenblicke nicht immer zu ergründen. Habe ich der Frau je etwas zu Leide gethan, war eine Frage, die sich Madame Scheppeler nie beantwortete, da es sich von selbst verstand, daß sie ihren Nebenmenschen nie eine Beleidigung zuzufügen im Stande war. — „Hast Du gesehen, wie der Herr Welser vorüberrannte, ohne uns nur anzuschauen? Einer von Deinen sauberen Freunden. Natürlich, wenn ihr euch allein begegnet, da bleibt man bei einander stehen und drückt sich die Hände, und erinnert sich an gestern Abend im Wirthshaus vorgefallene und an andere noch viel schlimmere Geschichten, was weiß ich, oder tauscht Bestellungen aus, oder bespricht, wo man sich heute und morgen wieder findet. Ist aber die arme Frau dabei, dann rennt der gute Freund vorüber, ohne dieselbe eines Grußes zu würdigen. Weißt Du, woher das kommt, Scheppeler?"

„Nein, ich weiß es wahrhaftig nicht, meine Liebe.“

„Schön, so will ich es Dir sagen. Das kommt daher, daß ihr eure Frau nicht achtet, weil das dritte Wort, wenn ihr unter euch seid, Klagen sind über den Hausdrachen, über das Kreuz daheim, über die böse Sieben — o, ich weiß das Alles — so werden wir leider genannt, denn die Frau, die auf Zucht und Ordnung hält, ist euch sauberen Herren ein Dorn im Auge; es ist traurig, aber wahr, und wird auch nie besser werden, und dem Welzer da, ein so großer Flegel er auch ist, kann ich es wahrhaftig nicht übel nehmen, daß er einen Drachen, ein Hauskreuz, eine böse Sieben, wie Du mich ihm geschildert hast, nicht grüßen mag.“

„Aber, liebes Kind, erlaube mir zu bemerken, daß Welser uns gar nicht gesehen hat, er blickte gerade auf die andere Seite der Straße.“

„Aha, dorthin, wo Du auch so gerne hinschaust, nach dem Laden da, wo eine anständige Frau nicht hineingehen mag, weil dort die Ladenjungfern den ganzen Tag unter der Thüre stehen, um die vorübergehenden Männer anzulachen, daß es ein Skandal und eine Schande ist, dort kaufst Du auch wohl gerne Deine Sachen ein?“

„Ich kaufe dort nie etwas, Du weißt überhaupt, daß ich keine Zeit habe, in den Läden herumzulaufen.“

„Damit willst Du wohl sagen, Scheppeler, daß ich Zeit genug habe, um den ganzen Tag in den Läden herumzulaufen. Siehst Du's wohl, wenn Du nur den Mund aufthust, kommt eine Bosheit gegen mich heraus.“

„O, liebes Kind, laß das gut sein, ich habe wahrhaftig nicht an Dich gedacht.“

„Das glaube ich Dir auf's Wort, Du hast nie etwas Wahreres gesprochen. Was sollst Du auch an mich denken, dazu hast Du ja keine Zeit. Meinst Du, ich sehe es nicht, wie Du immer an Deiner Uhrkette herumzupfst, nun sei nur zufrieden, die Stunde der Qual ist ja vorüber, es ist 3 Uhr, und da — sieh' nur hin, an der Thüre Deiner Kanzlei erwarten Dich schon einige Deiner guten Freunde; bei denen

wirst Du sprechen können und erzählen, was sich hier und da begeben, während Du bei Deiner Frau stumm bist wie ein Fisch. Nun ich muß sehen, wie ich Dein Benehmen gegen mich aushalte, habe ich doch das Elend eines jammervollen Lebens schon so lange ertragen, daß ich bald daran gewöhnt bin — wie Gott will," setzte sie tief aufseufzend hinzu. „Dir ist es ja vollkommen gleichgültig, wie Deine Frau leidet, ob es ihr gut geht, ob es ihr schlecht geht, ob die Welt sie mit Verachtung ansieht; Du gehst Deinem Vergnügen nach und bekümmerst Dich nicht um Dein unglückliches Weib, um Deine armen Würmer zu Hause, lebe nur so fort und Du wirst sehen, was für ein Ende das nimmt."

Herr Scheppeler hatte bei dieser letzten Rede seiner Gattin angefangen mit dem Kopfe zu schütteln und heftig zu schlucken, was ein Zeichen war, daß es mit seiner Geduld anfing zu Ende zu gehen.

„So sage mir doch aber nur," sprach er, ohne dabei den sanften Ton seiner Stimme zu ändern, „was ich denn eigentlich für ein Leben führe. Plage ich mich nicht wie ein Lastthier den ganzen Tag, und habe die Woche nur einmal das, was Du alle meine Vergnügungen nennst: den Besuch des Wirthshauses, um auf die solideste Art einen harmlosen Schoppen zu trinken. Ah, mein Kind, Du mußt nicht übertreiben, ich gönne Dir ja auch Deine Gesellschaften und Zerstreuungen."

Dieß war der Augenblick, wo sich Madame Scheppeler in ihrer ganzen Größe zeigte. Um ihren Mund zuckte es verbissen wehmüthig, sie preßte ihre Lippen ein paar Sekunden fest aufeinander, nickte dann einige Male mit dem Kopfe und sagte mit einer vor Schmerz zitternden Stimme, „das muß ich Alles von Dir ertragen, diese Vorwürfe, diese Grobheiten, so mißhandelst Du mich auf offener Straße; ich gönne Dir also nicht das Geringste, ich übertreibe, ich lebe nur meinen Gesellschaften und Zerstreuungen, thue sonst gar nichts, gar nichts, gar nichts auf der weiten Welt, bin also eine schlechte Hausfrau, eine elende, verabscheuungswürdige Mutter, und

das Alles wirfst Du mir auf offener Straße vor, — — — — aber es ist gut, Scheppeler, Gott sei Dank, daß ich zu wohl erzogen bin, um etwas Aehnliches zu erwiedern, namentlich auf offener Straße; schämen solltest Du Dich, aber es ist gut, geh' Du nur Deines Weges, ich gehe den meinigen, und wohin Dich der Deinige führt, ist nicht schwer zu errathen — fühlst Du nun mein Unglück, Scheppeler? nein, Du fühlst es nicht. Hast Du einen Begriff davon, was es mich kostet, daß ich Dich, um vor den Vorübergehenden keinen Skandal zu machen, lächelnd anblicken muß, während mir das Herz fast vor Kummer bricht? O nein, Du fühlst es nicht, Du denkst nur an Dein Amusement, an Deine Kanzlei, wo Du gute Freunde findest, die Dich schon mit allen Neuigkeiten zu trösten wissen werden, dann gehst Du in's Wirthshaus, während ich —"

Sie wollte sagen, traurig zu Hause sitze und mich abkümmere, doch fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß sie ihr Theekränzchen hatte, weßhalb sie sagte, „während ich daheim, um die Ehre des Hauses zu wahren, ein heiteres Gesicht machen muß, wogegen ich lieber bittere Thränen weinen möchte."

„Ich gehe auf meine Kanzlei," erwiederte Herr Scheppeler mit ruhigem Tone, „um dort zu arbeiten, um meine Pflicht zu erfüllen, dann komme ich nach Hause, um nach meinen Kindern zu sehen, und später gehe ich in's Wirthshaus — ja, das thue ich, weil heute mein Wirthshaustag ist, und weil Du doch Dein Kränzchen hast und ich deßhalb zu Hause überflüssig bin — und damit Gott befohlen, und wenn Du mir nichts mehr zu sagen hast, so laß mich meiner Wege gehen."

Sie schüttelte anmuthig lächelnd ihr Haupt, da gerade ein Bekannter dicht vorüber ging, und so trennten sich für jetzt die beiden Ehegatten, Madame ging nach Hause und Herr Scheppeler begab sich nach seiner Kanzlei.

An der Thüre des Hauses, wo sich diese befand, standen einige Kollegen des Steuerdirektors: der Regierungsrath

Sperber und der Oberrevisor Schmirgel. Ersterer, der ein Junggeselle war, sagte: „lieber Scheppeler, Du bist doch ein ganz verflucht glücklicher Kerl, so oft ich Deine Frau sehe, beneide ich Dich; ich weiß nicht, wie sie's anfängt, aber die Frau wird mit jedem Tage jünger und hübscher."

„Das sind nur die äußeren Eigenschaften," bemerkte der Oberrevisor Schmirgel mit einer etwas heiseren Stimme, „aber die Steuerdirektorin ist die gute Stunde selbst, das sieht man an ihrer ewig heiteren Physiognomie, in ihrem Lächeln zeigt sich so etwas Wohlwollendes, so etwas außerordentlich Gemüthliches."

„Ja, wie ich sagte," pflichtete der Regierungsrath bei, „Scheppeler ist zu beneiden, die Frau ist auch zu Hause von einer musterhaften Liebenswürdigkeit."

„Ja—a—a—a allerdings," sagte der glückliche Gatte, und griff dabei unwillkürlich an seine Halsbinde, die er mit dem Gefühl lüftete, als wäre es eine schwere eiserne Kette.

„Andere Weiber," sprach der Oberrevisor düster, „schauen auf der Straße auch holdselig aus wie die Engel, aber zu Hause knöcheln sie den Mann, daß es zum Erbarmen ist."

„Armer Kerl," meinte der Regierungsrath, „ich habe doch besser daran gethan, nicht zu heirathen."

„Das weiß Gott," seufzte der Angeredete aus tiefstem Herzen, und Herr Scheppeler seufzte in sich hinein, unhörbar für die beiden Anderen, aber so gewaltig, daß es ihm fast die Brust zersprengte.

„Gehen wir hinauf?"

„Ja gehen wir hinauf."

Nachdem Herr Scheppeler seines Nachmittags Last und Hitze getragen, zog er seinen Kanzleirock aus, seinen Straßenfrack wieder an, nahm Hut und Stock und empfahl sich mit freundlicher Handbewegung, wie er immer zu thun pflegte, seinen Kollegen, welche sehnsüchtig auf das Verschwinden ihres Chefs harrten, um darauf auch ihrerseits die ausgetretenen Stufen der Kanzleitreppe hinunterzufliegen.

Drunten nahm der Kanzleiaufwärter demüthigst seine Mütze ab, als Herr Scheppeler bei ihm vorüberwandelte, und wenige Schritte vor dem Kanzleigebäude erlebte er es, daß Jemand seinen Arm leicht unter den seinigen schob, und als er sich umwandte, erkannte er mit freudigem Schauder seinen Departementschef, der eine halbe Straße mit ihm wandelte — vor aller Welt Augen, Arm in Arm, um nur einige nöthige Worte über eine dringende Angelegenheit mit ihm zu wechseln — Arm in Arm und vor aller Welt Augen. Es war dem guten Beamten nicht zu verargen, daß er, nachdem Seine Excellenz ihn verlassen, mit etwas erhobenerem Kopfe weiter schritt. Auch grüßte man ihn von allen Seiten so freundlich, so herablassend, so demüthig, je nach dem Stand des Grüßers; Bekannte und Freunde sagten ihm im Vorübergehen so manches anerkennende und freundliche Wort, freuten sich, ihn zu sehen, hofften, ihn heute Abend bei einem Glas Wein zu finden, daß er durchaus keine Veranlassung fand, seinen Kopf hängen zu lassen, bis — bis — er in die Straße einbog, wo sein Haus stand,

Bis das Fenster klang
Bis die Liebliche sich zeigte
Bis das holde Bild
Sich zu ihm herniederneigte
Ruhig, engelmild.

Da mit einem Male schien Herr Scheppeler außerordentliches Interesse an seinen Stiefeln zu nehmen, aber wir müssen, um sein verzeihendes, versöhnendes Herz in's beste Licht zu setzen, hinzufügen, erst nachdem er mit freundlichem Gruß nach ihrem Fenster hinaufgeschaut, von dem sie dann plötzlich verschwunden war, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Da war denn der gute Steuerdirektor auf einmal zu einem ganz Anderen umgewandelt; sein Kopf sank auf seine Brust herab, seine beiden Hände umklammerten auf dem Rücken den Spazierstock, und er ging langsamer als bisher — viel langsamer. Endlich erreichte er aber sein Haus,

stieg die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo er wohnte, ging bei der Küche vorbei, wo er ein Duett vernahm zwischen klappernden Tassen und der erregten Stimme seiner Gattin, und begab sich in das Hinterzimmer, wo sich sein Sohn und seine Tochter befand. Letztere, vier Jahre alt, spielte mit ihren Puppen, der junge Herr Scheppeler, welcher fast sieben zählte, bemühte sich, ein weißes Stück Papier mit Strichen zu verunreinigen, die aber Buchstaben sein sollten. Hier richtete sich das Haupt des Vaters und Hausherrn wieder empor; denn bei seinem Anblick verließen die beiden Kinder Puppe und Papier, sprangen ihm entgegen, an ihm empor, küßten ihn herzlich auf beide Backen, eines nach dem andern, daß es schmatzte, und wo dieser Ton nicht deutlich genug gehört wurde, da wurde ein neuer Versuch gemacht; dann untersuchten sie seine Taschen, ob er etwas mitgebracht habe, natürlich etwas Eßbares, und nachdem dieses gefunden und verzehrt war, berichtete Herr Scheppeler Sohn in richtiger Ideenverbindung, daß in der Küche zwei Kuchen seien und ein ganzer Korb voll Gebackenes für den Thee von Mama.

Während so Herr Scheppeler mit seinen Kindern spielte und lachte, bereitete man sich im Nebenzimmer zur großen Theeschlacht vor. Tassen wurden gerückt, auch Stühle, die Köchin bekam verschiedene Verweise von der Hausfrau, und wenn auch nur ein Viertel von dem Grund hatte, was die Schwester der Madame Scheppeler, Klara, über das Stubenmädchen aussagte, so mußte diese eine der verworfensten Geschöpfe auf Gottes Erdboden sein. Dabei steigerten sich die Stimmen der beiden Schwestern zu so bedrohlicher Heftigkeit, aus der man Worte vernahm wie: „er, mein Mann, Dein Mann, empörend," daß die erschreckten Kinder sich an ihren Vater schmiegten und ihn fragend anschauten, worauf er sie mit der Versicherung beschwichtigte, das sei Alles nur ein Scherz und Mama so vergnügt, wie sie nie gewesen.

Endlich trat im Nebenzimmer Ruhe ein, die Ruhe vor dem Sturme, denn bald begann die Schlacht, da die kämpfenden Theile nach und nach anrückten. Es kam Frau A.,

Frau B. und Frau D., es kam die Frau Regierungs- und Oberregierungsräthin, die Frau Rechnungsräthin, welche das Kreuz so sehr haßte, die Frau Kanzlei- und Kriegsräthin, die Frau Majorin und die Frau Hauptmännin. Alle kamen und wurden einzeln begrüßt mit einem kleinen Scherz, freundlichem Lachen, mit einer gemüthlichen Anspielung, und wurden genöthigt, Platz zu nehmen und sich um den Tisch zu setzen in lustiger Reihe.

Dann klapperten Teller und Tassen, man hörte den Thee eingießen und Backwerk und Kuchen krachen, wenn es zerschnitten und zerbrochen wurde, so dünn war die Thüre zwischen Salon und Kinderzimmer. Dann kam das Stubenmädchen mit einem Teller voll Süßem für die Kinder, damit sie hübsch ruhig seien und keinen Lärm machten, und dieß hielt der Steuerdirektor für den geeigneten Augenblick, um sein Haus zu verlassen, nachdem er seine Kinder nochmals herzlich geküßt und freundlich ermahnt. In seiner unergründlichen Gutmüthigkeit zauderte er draußen noch eine Weile auf der Flur, um vielleicht seine Gattin noch zu sehen und ihr ein freundliches Wort des Abschieds zu sagen; auch schien er in dieser Angelegenheit Glück zu haben, denn die Thüre des Salons öffnete sich, als er demüthig davor stand, und es rauschte ein seidenes Kleid, doch war es dießmal nur seine Schwägerin Klara, die ihr Näschen ziemlich hoch erhob, und dem Hausherrn im Vorbeigehen sagte: „Sie könnten endlich wahrhaftig mit Ihrer Frau Frieden halten, solche ewige unangenehme Scenen sind wir in unsrer Familie nicht gewohnt."

Nachdem ging er fort, aber mit zusammengekniffenen Lippen und finsterem Auge, ja er hielt seinen Spazierstock krampfhaft fest geschlossen in der rechten Hand und bewegte ihn auf der Straße, als er von dem Fenster aus nicht mehr gesehen werden konnte, auf eine unzweideutige Art heftig auf und nieder.

An einer Ecke begegnete ihm der Rechnungsrath, der ebenfalls die Lippen auf einander preßte und seinen Stock ebenfalls heftig auf und ab bewegte.

„Wohin, lieber Freund, gehen wir zusammen in's Kreuz?"

„Ja, gehen wir in's Kreuz," sagte der Steuerdirektor mit der Entschlossenheit der Verzweiflung, „in's Kreuz, nirgends anders wohin, als in's Kreuz."

„Du bist sehr für das Kreuz."

„Ich bin Homöopath."

„Ich auch, also gehen wir in's Kreuz. Bei Dir ist Theeabend."

„Ja, bei mir ist Theeabend, wie lange werden sie wohl beisammen bleiben?"

„O, ich schätze nicht lange genug, höchstens bis zehn Uhr, aber dieß ist vollkommen gleichgültig."

„O, vollkommen gleichgültig," pflichtete Herr Schepeler mit einem wahren Heldenmuthe bei, „wir gehen in's Kreuz."

„Bis zur Polizeistunde."

„Das versteht sich."

Und während die beiden Arm in Arm ihrem Schicksal entgegenzogen, nahm der Theekranz der Steuerdirektorin seinen ungetrübten Fortgang, doch sei es ferne von uns, darüber verletzende Details aufzuzeichnen. Es begab sich auch nicht viel Besonderes. Die Thema's, welche bei einer regelrechten Damenvisite vorkommen müssen, wurden gründlich abgehandelt, theure Zeiten, nichtswürdige Mägde, furchtbare Begebenheiten in stillen Familien, und dann die Männer — o, durch die ganze Abhandlung hindurch, der deine, der meine, der ihre — o! die unsrigen, die eurigen, die ihrigen — o! wie viel Scheußlichkeiten kamen da zu Tage, welche Masse von Unglück erfüllte diese gemüthlichen Frauenbusen, welchen Jammer erfuhr man, wie viele zerknickte Blüten gab es, wie viel getäuschte Hoffnungen, wie viel namenlos unglückliche Opferlämmer.

Lassen wir den Schleier fallen über dieses dunkle Gemälde.

Im Kreuz ging es dagegen heiter, ja lustig zu. Der

Rechnungsrath und der Steuerdirektor tranken ausnahmsweise Fünfzehner, und Letzterer statt eines Schoppens deren zwei und einen halben. Dabei hörte er begierig zu, wenn die Anderen kleine Schwänke erzählten, ja, gab selbst hie und da eine Anekdote zum Besten, von denen, die man „unter uns“ erzählt, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, ließ sich sogar gegen halb elf Uhr ein Sardellenbutterbrod geben, und hatte die Kühnheit, als er seinen letzten halben Schoppen verlangte, die Kellnerin von der Seite anzublinzeln, so daß ihm der Rechnungsrath zurief: „Scheppeler, Scheppeler, Du bist ein verfluchter Kerl, wenn das Deine Frau gesehen hätte.“

Endlich kam die Polizeistunde, Punkt elf Uhr, und darauf blieben die Schlemmer sogar noch eine Viertelstunde bei einander sitzen, bis der Steuerdirektor auf die Uhr schaute und erschrocken bemerkte, jetzt sei es fast halb zwölf Uhr, und sich dabei schaudernd erinnerte, daß ihm nach all' dieser Freude jetzt wahrscheinlich noch etwas Furchtbares bevorstehe.

Der Rechnungsrath und der Steuerdirektor gingen am längsten mit einander, und als sie sich an der bewußten Straßenecke trennten, geschah dieß fast mit Wehmuth. — „Schlaf' wohl, Bruder,“ sagte der Eine zum Andern, „und wenn — Dir was Menschliches begegnet, so denke an mich, ich will es ebenso machen.“

Damit schieden sie unter den gleichen Gefühlen, wie jene alten, biderben Ritter, ehe sie sich auf ihr treues Schlachtroß schwangen, um den Drachen in seiner Höhle aufzusuchen.

Dabei war es nicht zu verwundern, wie die Heiterkeit des guten Steuerdirektors hinschwand, je mehr er sich seinem Hause näherte, und wie er endlich, tief und schwer athmend, seinen Hausschlüssel in's Schlüsselloch steckte, so leise als möglich, um kein Geräusch zu machen. Die Treppe in den ersten Stock kam ihm heute so außerordentlich hoch vor, und das Schloß zur Glasthüre knarrte auf eine unangenehme Art. Dabei war es so still im Hause, so todesstill, ja unangenehm still. Er betrat das Schlafzimmer, nachdem er

noch einmal tief Athem geschöpft, und dann zwang er sich zu einem heiteren Tone, als er mit leiser Stimme in die Finsterniß hineinfragte: „schläfst Du, mein Kind?“ Bei der dritten Wiederholung dieser Frage wurde ihm ein tiefer und schwerer Seufzer zur Antwort. Langsam tappte er vorwärts, um zu seinem Tischchen zu gelangen, auf dem das Streichfeuerzeug stand. Er wollte Licht machen, die herrschende Finsterniß lastete schwer auf ihm, da stieß er an einen Stuhl, welcher gerade in seinem Wege stand und nun polternd zu Boden fiel. „Herrgott im Himmel,“ vernahm er die Stimme seiner Frau, „sind Räuber oder Mörder in meinem Zimmer?“

„Nichts dergleichen, mein Kind,“ erwiederte er in sanftem Tone, „nur ich bin es.“

„Gerechter Gott, Du bist es, so spät in der Nacht oder vielmehr so früh am Morgen? Ich unglückliches Weib!“

„Liebes Kind, es ist nicht früh am Morgen, es ist elf Uhr vorüber.“

„Elf Uhr?“ erwiederte sie mit einem krampfhaften Lachen.

„Du kannst auf meine Uhr sehen, wenn ich Licht gemacht habe.“

„Elf Uhr? sehe ich nicht schon den Morgen dämmern? o, daß ich gerade das Alles erleben muß.“

Der Steuerdirektor hatte sich unterdessen zu dem Tische hingetappt, hatte Licht gemacht und trat nun vor das Bett seiner Frau, indem er, empört über die Behauptung, daß es schon Morgen sei, seine Uhr aus der Tasche zog. Sie aber richtete sich halb in die Höhe, schaute ihn kopfnickend mit einem festen Blicke an und sagte in einem furchtbar entschiedenen Tone: „natürlich Scheppeler, ich soll vielleicht Dir und Deiner Uhr glauben? Um wie viel Stunden hast Du sie zurückgerichtet, um mich auch darin zu betrügen?“

Er zuckte mit den Achseln und faßte den besten Entschluß, den er fassen konnte, nichts mehr zu entgegnen, doch siegte seine natürliche Gutmüthigkeit und er sagte, während er sich langsam auszog, „wie ich vorhin bemerkte, ist es elf

Uhr vorüber, vielleicht auch zwölf Uhr, wenn Du noch ein wenig wartest, so kannst Du den Nachtwächter Mitternacht rufen hören, und," setzte er Muth fassend hinzu, „ich meine, für einen Mann in meiner Stellung und bekannter Solidität wäre es wahrhaftig kein Unglück, einmal in vielen Jahren um halb zwölf Uhr nach Hause zu kommen."

Da hatte sie nun drei Punkte, an denen sie anknüpfen konnte: das Faktum des Nachhausekommens um halb zwölf Uhr selbst, seine bekannte Solidität und den Nachtwächter. Sie wählte das Letztere als das Positivere und sagte mit einem Anflug furchtbaren Humors: „auf den Nachtwächter willst Du Dich berufen? Nun, wenn das nicht lächerlich ist, so gibt es nichts Lächerliches mehr auf der Welt — auf den Nachtwächter. Als ob ich nicht wüßte, wie Subjekte Deinesgleichen den Nachtwächer zu bestechen im Stande sind, daß er vor den Fenstern der armen Frau statt drei Uhr Morgens zehn Uhr Abends schreit — mit dem Nachtwächter — ein unglückliches Weib, die mit einem Mann leben muß, wie Du bist, wird leider Gottes in all' dergleichen schändliche Kniffe eingeweiht. Und auf Deine Uhr soll ich sehen, die Du vor der Thüre um Gott weiß wie viele Stunden zurückgestellt hast — o, ich Verlassene, ich Unglückliche!"

Wir glauben schon vorhin bemerkt zu haben, daß Herr Scheppeler statt seines gewöhnlichen einen Schoppens heute Abend deren zwei und einen halben getrunken hatte, noch dazu stärkeren Wein wie gewöhnlich, und daß er sich deßhalb in einem aufgeregten Zustand befand. Dabei war es übrigens merkwürdig, wie sich dieser aufgeregte Zustand bei diesem gleichförmig ruhigen Gemüthe zeigte. Eigentlich hätte man es keinen aufgeregten Zustand nennen können, nur eine etwas gehobenere muthvolle Stimmung, wo es Einem gar nicht darauf ankommt, einem halben Dutzend Teufel zu trotzen, und das mit der größten Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, nicht unter Aeußerung heftiger Worte oder wilder Geberden, nein, still vergnügt lächelnd zu einem sanften, melodischen Pfeifen geneigt.

Also that der Steuerdirektor, während seine Gattin den unglücklichen Nachtwächter zerriß, und war seine Ruhe gerade nicht dazu gemacht, sie zu beruhigen.

„Scheppeler," sprach sie mit eindringlicher Stimme, „ich hoffe, Du hörst mich, ich will annehmen, daß Dein Rausch nicht so furchtbarer Art ist, daß Du nicht einmal mehr im Stande wärest, den wohlgemeinten Ermahnungen Deines unglücklichen Weibes Gehör zu schenken. Du sprachst vorhin von Deiner bekannten Solidität — nun, Scheppeler, Gott soll mich bewahren, daß ich dem Geklatsche böser Zungen nur im Geringsten Aufmerksamkeit schenke, aber daß in dem Herzen einer armen Frau, wie ich bin, von all' dem Vielen, was wohlmeinende, gutmüthige Freundinnen über Dich aussagen, etwas zurückbleibt, das kannst Du mir wahrhaftig nicht übel nehmen — o, über Deine bekannte Solidität, Scheppeler — ich sage Dir, dieses Etwas ist stark genug, daß Einem die Haare zu Berge steigen."

Zu anderen Zeiten hätte der Steuerdirektor wahrscheinlich gesagt: „Aber, liebes Kind, wie kann man nur im Geringsten auf so müßiges Gerede der Leute gehen?" Heute aber war er in Folge seines Fünfzehners so verstockt, daß er nicht nur keine Antwort gab, sondern sogar still in sich hineinlächelte, ja, wenn der schwache Schimmer des Lächelns nicht täuschte, so war er im Begriffe, seine Lippen zum Pfeifen zu spitzen.

„Soll ich Dir vielleicht sagen, Scheppeler, was die Leute über Dich sagen? Du behandelst Deine Frau schlecht, Du verachtest ihre respektable Familie, es sei Dir gleichgültig, ob wir nur das nackte Dasein hätten, wenn nur Du Dich im Wohlleben herumwälzest — o, schweige still, entgegne mir nichts darauf. Willst Du mir vielleicht vorwerfen, es sei für eine Frau genug, wenn sie sich mit ihren armen Würmern satt essen kann, willst Du vielleicht sagen, willst Du mich glauben machen, ich hätte es gut in der Welt, während ich doch die Unglücklichste unter allen Frauen bin, willst Du das sagen?"

Aber Herr Scheppeler schien gar nicht Lust zu haben, überhaupt etwas zu sagen, ja er spitzte nicht nur seinen Mund, er pfiff sogar, freilich sehr leise, aber die leichtsinnige und gewissenlose Melodie des heiligen Augustin — unerhört!

„Es ist schon gut, Scheppeler," sagte seine Gattin nach mehreren tiefen und herzbrechenden Seufzern, „es ist schon gut, Du thust, als ob Du mich nicht hörst und willst sogar Dein böses Gewissen durch Pfeifen übertäuben — ja, Dein böses Gewissen — denn Du hast ein schlechtes Gewissen — Du hast das schlechteste Gewissen von allen Deinen sauberen Freunden, die doch gegen Dich wahre Biedermänner sind. Da spricht man über den Rechnungsrath, ja, was thut denn der Rechnungsrath so Schlimmes? daß er oft in's Wirthshaus geht — o, das könnte man ihm schon verzeihen — aber Du! da sagt man von Deinem Freunde Welser, er hätte jede Woche eine andere Liebschaft, — und das geht ja Niemand was an; Welser ist ledig — aber Du! Daß der Sperber ein Verschwender ist, hat er nur bei sich allein zu verantworten — aber Du hast Frau und Kinder, und daß Dein lieber Oberrevisor Schmirgel, obgleich er auch in keinem guten Rufe steht, gewiß nicht so unverzeihlich an den Seinigen handelt, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren — o, ich unglückliches, o, ich armes Weib!"

Ein paar Mal schon hatte Herr Scheppeler seine Gattin unterbrechen wollen, und auch jetzt saß ihm die Frage auf der Zunge, worin denn eigentlich ihr großes Unglück bestehe, doch hatte er diese Frage schon oft gethan und wußte die Antwort auswendig.

„Worin ich unglücklich bin, möchtest Du gerne wissen, Du Heuchler, der doch am besten weiß, daß mir Alles fehlt, was eine Frau beanspruchen kann."

Der gute Steuerdirektor hatte sein Ausziehen beendigt und aufgehört, die Romanze vom heiligen Augustin zu pfeifen; er stieg in sein Bett, löschte das Licht behende aus und dachte, jetzt noch eine halbe Viertelstunde, dann

schlafe ich hoffentlich; o, es schlummert sich so leicht nach einem Gewitterregen.

So war Herr Scheppeler nie gewesen, er hatte sich nie unterstanden, nichts zu sagen oder sogar zu pfeifen, er hatte stets so lange begütigende Worte gesprochen, bis Madame ihm gesagt: nun, sie wolle es denn für dießmal gut sein lassen. Was sie aber gut sein lassen wollte, darüber war gewiß der liebe Gott im Himmel bei all' seiner Allwissenheit eben so sehr im Unklaren als er selber.

„Ah," dachte sie, „er will einschlafen, um mich nicht mehr zu hören, und doch habe ich noch den dritten Punkt zu erörtern." — —

„So, Scheppeler, also so weit bist Du gekommen, und so tief schon gesunken, daß Du ein Recht zu haben glaubst, allnächtlich gegen Morgen nach Hause zu taumeln — ja, zu taumeln, denn wer einen Rausch hat, der taumelt, und Du hast einen Rausch — pfui, schäme Dich, ein Familienvater, ein Beamter, auf den sein Chef etwas hält, wie er sich einbildet — aber Du hast ein Recht dazu, jede Nacht in diesem Zustand nach Hause zu kommen, und Du, der sich so beträgt, der so gar keine Schonung, keine Rücksicht kennt, der sich aus Frau und Kindern nicht das Geringste macht, willst nicht einmal zugestehen, daß ich das unglücklichste Weib auf der Erde bin, daß ich nichts mehr auf der Welt zu hoffen habe, und daß nur der Tod mir oder Dir Erlösung bringt."

Bei dieser Berufung auf das Ende der Tage zuckte der halbentschlummerte Steuerdirektor unmuthig zusammen; er liebte es nicht, wenn man vom Tode sprach, und da diese Anführung immer als letzter Trumpf kam, entgegnete er mit ruhiger Stimme: „spreche nicht davon, rufe nicht jene dunkle Zeit aus ihren Schatten hervor, welche ohnehin früh genug kommt — Gott möge sie noch lange Jahre ferne von Dir halten; und was Dich anbetrifft, so glaube mir, daß das Loos einer Wittwe kein beneidenswerthes ist, selbst wenn man ein solches Ungeheuer zum Manne hat, wie Du mich geschildert."

Damit legte er sich auf die andere Seite und hörte im Einschlafen wie fern verhallenden Donner noch abgebrochene Sätze, als: „Lieber gar nicht leben, als ein solches Leben — wozu bin ich auf dieser traurigen Welt — keine Ruhe, keinen Frieden — schlimmer kann's nimmer werden."

Nach einer Anzahl Seufzer, die sich immer schwächer und weniger herzbrechend anhörten, je mehr sich Madame Scheppeler überzeugte, daß der Steuerdirektor wirklich sanft eingeschlafen war, schloß auch sie die müden Augen und schlief ebenfalls eine Minute darauf fest und ruhig ein, wie nur ein so unterdrücktes, unschuldiges und verkanntes Gemüth zu schlafen im Stande ist. —

Als es nun wirklich Morgen geworden war, als der Tag graute und mit falbem Lichte in das Schlafzimmer drang, hatte die Steuerdirektorin einen bösen und finsteren Traum. Ihr träumte, sie wäre erwacht und schaue noch voll des gestern erlittenen Unrechtes hinüber zu ihrem Manne, und als sie dieß gethan, schloß sie hastig ihre Augen wieder zu und rieb sie heftig, um von dem gar zu traurigen Traume zu erwachen, dann blickte sie wieder hin auf das Lager des Herrn Scheppeler, und da sah sie ihn, nicht rosig angestrahlt, erquickt von gesundem Schlafe, sondern aschgrau anzusehen, mit erloschenen Augen, die aber weit aufstanden und furchtbar unheimlich die Decke anstarrten; seine weißen Hände ruhten auf der Decke, und die krampfhaft zusammengezogenen Finger hatten ein Stück derselben erfaßt. — — — —

„Scheppe — —," sie wollte den Namen ihres Mannes rufen, aber das Wort erstarb ihr im Munde, und obgleich sie es zwei- bis dreimal versuchte, brachte sie doch keinen hörbaren Ton hervor.

Sie strich sich hastig das Haar aus dem Gesichte und dachte zusammenschauernd, „o, das ist ein häßlicher Traum, aber ein Traum, Gott sei Dank, ich habe mich gestern Abend geärgert, ich war aufgeregt, und da träumt man immer so furchtbar und schwer."

Entsetzt richtete sie sich in ihrem Bette auf und brachte

kaum die Worte zwischen ihren Lippen hervor, „wenn — ich — nur — erwachen — wollte — aus diesem Traume — — — —, gerechter Gott, es muß ja ein Traum sein.“

Da knarrte leise die Thüre und das Stubenmädchen trat herein mit einer Flasche frischen Wassers. Zu gleicher Zeit stahl sich auch zwischen den Vorhängen hindurch ein freundlicher Strahl der Sonne in das Zimmer, und sein helles Licht fiel gerade auf das Gesicht des Steuerdirektors.

Warum ließ das Stubenmädchen mit einem furchtbaren Schrei die Wasserflasche fallen, und warum erwachte Madame Scheppeler nicht aus ihrem Traume? — —

Weil sie nicht träumte, sondern weil das, was sie sah, furchtbare Wirklichkeit war, o, eine entsetzliche Wirklichkeit, die sich in den nächsten Stunden von Augenblick zu Augenblick steigerte. Als sie an das Lager ihres entschlafenen Mannes stürzte, sich über ihn hinwarf und mit Schmeichelnamen rief, die ihrem Munde ganz ungewohnt geworden waren, als die Dienstboten nun laut weinend das Bett umstanden und die Hände ihres Herrn küßten, der immer so gut und freundlich gegen sie gewesen war — — — — und als nun die beiden Kinder, von dem Lärmen aus ihrem Bettchen aufgeschreckt, halb angekleidet und zitternd unter der Thüre erschienen, und, ohne die ganze Größe ihres Unglücks gleich ermessen zu können, doch ahnten, daß hier etwas Erschreckliches geschehen sein müsse — die armen Kinder, die nicht begreifen konnten, daß der Vater so ruhig und still daliege, daß er so blaß sei und so kalt, und daß sein Mund kein freundliches Wort für sie habe.

Der Knabe begriff schon eher die Größe seines Verlustes; aber das kleine Mädchen, dem die Mutter in herzzerreißenden Worten und Tönen, nachdem sie es krampfhaft in ihre Arme gepreßt, zurief, daß der Vater gestorben sei, — todt — todt, fragte, ob er denn morgen nicht wieder mit ihr sprechen würde oder doch wenigstens übermorgen.

Daß er sie nie mehr mit liebendem Blicke anschauen würde, daß er sie nie mehr lächelnd auf ihren frischen Mund

küssen würde, daß seine starren Finger nie mehr ihr weiches Haar glätten, ihre Wangen berühren würden, daß er todt sei — todt — das konnte sie nicht begreifen, und es war noch ein Glück zu nennen, daß sie es nicht fassen konnte.

O, die furchtbaren Stunden des Morgens waren von einer unbeschreiblichen Langsamkeit; jede schien eine Ewigkeit dauern zu wollen, und jede der sechzig Minuten vermehrte das Leiden, vergrößerte den Schmerz, und fast jede dieser Stunden und Minuten brachte irgend Jemand von den Verwandten oder aus der Nachbarschaft, denen das unerhörte Ereigniß unter stets erneuertem Erguß von Thränen erzählt werden mußte.

Darauf kamen im Kreislauf des Tages die Stunden der Erinnerung, alle gleich düster, alle gleich schmerzbringend: die Zeit, wo er gestern ausgegangen war oder zurückgekommen, wo er dieß oder das gesagt, was man eine Ahnung hätte nennen können, wo er mit den Kindern gespielt, und bei ihnen noch so vergnügt und heiter war, während im Theezimmer die Theetassen klapperten — wo er vor der Thüre stehend mit Fräulein Klara gesprochen, und wo sie zu ihm gesagt: „Sie könnten endlich mit Ihrer Frau Frieden halten!" — ach, und nun hielt er Frieden, der gute Steuerdirektor, langen, tiefen Frieden, — ewigen Frieden — o, wenn er lieber hätte zanken wollen.

Fräulein Klara gestand es übrigens sich und Anderen nicht ein, daß sie ihn zum Friedenhalten aufgefordert, nein, nein — Gott bewahre, das hatte sie nicht gethan, sie hatte nur gesagt, wann wird endlich in dem Hause einmal Frieden werden, und damit hatte sie mehr ihre Schwester als ihren Schwager gemeint — die Wahrheit mußte sie sagen: unter hundertmal war er es nicht gewesen, der den Streit so eigentlich angefangen — gewiß nicht.

Heute, als das Stubenmädchen den Tisch deckte, hätte sie um Alles in der Welt das Couvert für den Herrn nicht vergessen mögen; sie legte es an seinen gewöhnlichen Platz, auch das Serviettenband von Perlen, gestickt mit dem Namen

Eberhard, und als das kleine Mädchen die Serviette sah, klatschte es in seine Hände und sagte vergnügt: „seht ihr wohl, daß Papa zu Tische kommen wird?"

Auch die Nacht kam wieder und es wollte der verwittweten Steuerdirektorin fast unheimlich werden, als es nun zehn Uhr schlug, wo er gewöhnlich nach Hause zu kommen pflegte, wenn er ausnahmsweise Erlaubniß hatte, ins Wirthshaus zu gehen, und da konnte sie sich nicht enthalten, immer auf den Gang vor der Glasthüre draußen zu lauschen, ob sie seine Schritte nicht vernehme, und ob er den Schlüssel nicht in's Schloß steckte. Er hatte eine eigene Art, den Schlüssel rasch herum zu drehen, und daran erkannte sie ihn, wenn er nach Hause kam. Vor der Thüre, ehe er in's Zimmer trat, pflegte er immer leicht zu husten, während er sich die Füße auf dem Strohboden abputzte, und wenn er in die Stube trat, so sagte er, „guten Abend, Kinder," und wenn seine Frau allein war, „guten Abend, mein Kind".

Ueber das Alles sprachen die beiden Schwestern unter Thränen und mit einer Aengstlichkeit, als seien es die wichtigsten Ereignisse gewesen — „o Gott, mein Gott!" rief schluchzend Madame Scheppeler, „wenn er doch wieder in's Zimmer treten wollte und wieder sagen wollte, guten Abend, Kinder, wie würde ich ihm entgegeneilen, was ich so lange nicht gethan, wie würde ich ihm Hut und Stock abnehmen, was ich stets versäumt, wie würde ich ihn mit einem herzlichen und freundlichen Gesicht empfangen, statt mürrisch und verdrießlich sitzen zu bleiben, wie es meine Gewohnheit war."

Gegen Mitternacht fuhr die Wittwe bei jedem leisen Geräusche schreckhaft zusammen, und um das zu überwinden, setzte sie sich an das Bett, auf dem der Entschlafene lag, nahm seine kalte Hand und sprach innig und herzlich mit ihm, wie sie mit dem Lebenden lange nicht gesprochen. Erst der anbrechende Tag brachte ihr etwas Schlaf, ja während ein paar Stunden einen so tiefen, festen und gesunden Schlaf, daß sie mit dem Gedanken erwachte, der gestrige Tag habe ihr nur geträumt. Aber es war kein Traum, denn dem

gestrigen schweren Tage folgte heute ein noch schwererer. Es kamen nun jene Stunden, wo die geschlossenen Fensterläden nur ein spärliches Licht durchlassen, wo der Geruch von Blumen das Zimmer durchduftet, wo Alles leise hin- und herschleicht, als fürchte man sich, einen tiefen Schlafenden aufzuwecken, wo Handwerksleute aus- und einschleichen, sich in dem betreffenden Zimmer flüsternd unterreden und dort Unheimliches vornehmen.

Und wieder eine Nacht, der der schwerste Tag folgt: der Blumenduft ist durchdringender geworden, in dem betreffenden Zimmer herrscht ein noch unheimlicheres Getreibe, man vernimmt einen Ton, wie wenn sich Eisen auf Eisen bewegt, und dieser Ton dringt der Wittwe tief in's Herz; die schwarzgekleideten Dienstboten bringen ihre Taschentücher gar nicht mehr von den Augen weg, die armen Kinder sitzen zusammengescheucht in einer Ecke ihrer Stube, der Knabe weint heftig und umschließt mit den Armen sein Schwesterchen, das aus lauter unverstandener Alteration ermüdet in Schlaf gesunken ist — der feste, gleichförmige Schritt von Männern, die etwas Schweres tragen, dröhnt durch die Zimmer und durch den Gang; von der Straße herauf hört man flüsternde Menschenstimmen und den summenden Lärm einer zahlreich versammelten Menge; Pferdehufe klingen faul und schläfrig auf dem Pflaster, und das dumpfe Rollen eines Wagens hört plötzlich vor dem Hause auf.

In der Wohnung füllen sich die Zimmer mit leidtragenden Freunden und Bekannten; die genauen Freunde des Hauses treten einen Augenblick zur Wittwe ein, reichen ihr stumm mit zusammengepreßten Lippen die Hand, und jedes Wort des Trostes, das sie ihr sagen, vermehrt ihren Schmerz. Da war der Oberregierungsrath und der Oberrevisor, da war Herr Welser und der Rechnungsrath. Die Wittwe faßte die Rechte des Letzteren mit ihren beiden Händen und sagte ihm mit vor Schluchzen erstickter Stimme: „Sie waren der letzte seiner Freunde, der eine vergnügte Stunde mit ihm zugebracht, Sie gingen mit Ihm nach Hause, hier Ihre Hand

empfing seinen letzten Händedruck — o Gott, auch Sie werden ihn nie wieder sehen."

„Nie, nie," erwiederte der Rechnungsrath schmerzlich bewegt, indem seine Augen heftig zwinkerten, „nie werde ich ihn wieder sehen, aber ich werde fühlen, wie sehr er mir fehlt, ein so ehrliches, treues, ein so durch und durch braves Herz."

Mehr vermochte er nicht zu sprechen, und eilte den Andern nach in das Nebenzimmer, deren Thüre er in seinem Schmerze halb geöffnet ließ. Sie sank in die Ecke ihres Sophas zurück und drückte ihr Taschentuch vor die Augen. In diesem Nebenzimmer befand sich unter Anderen auch der Departementschef, unter dem der selige Steuerdirektor gedient, und was die Herren dort zusammensprachen, konnte die Wittwe deutlich verstehen, und trafen einzelne Aeußerungen schwer ihr Herz.

Alle lobten den Verstorbenen als Menschen und Geschäftsmann, Jeder erwähnte einer neuen vortrefflichen Seite desselben.

Von ihr war nicht die Rede.

Wie er stets mehr als seine Pflicht gethan, davon sprach seine Excellenz der Departementschef, wie er häufig lange nach den Bureaustunden gearbeitet, um ungestört eine schwierige Ausarbeitung zu machen, wie er das Muster eines Beamten in jeder Richtung gewesen sei, wie man schwer einen Ersatz für ihn finden könne. Und wie brachte er seine Freistunden zu, fuhr Seine Excellenz fort, meistens im Kreise seiner Familie, mit seiner Frau oder mit seinen Kindern spazieren gehend.

Von ihr war weiter nicht die Rede.

„Ich glaube," sprach der Departementschef nach einer Pause, „ins Wirthshaus ging der gute Scheppeler wenig."

„Excellenz," entgegnete der Rechnungsrath, „ich weiß das genau, höchstens die Woche einmal trank er in unserer Gesellschaft von halb neun bis zehn Uhr einen einzigen Schoppen — er war ein zuverlässiger, vortrefflicher Freund."

„Ein Mann, auf den man sich verlassen konnte.“

„Die Redlichkeit selber.“

„Solid und sparsam.“

„Ich glaube nicht, daß er je einen Kreuzer Schulden gemacht hat, und doch hatte er große Ausgaben, wie man sagt.“

„Ja, ja, in diesem Hause wurde viel verbraucht, man lebte auf einem fast mehr als anständigen Fuße.“

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Der arme Scheppeler, er hat, wie man sagt, nicht besonders viel davon gehabt.“

„Tröst' ihn Gott, er hatte seine Last, die er nun niedergelegt hat.“

„Er war in jener Richtung zu gut.“

„Und wurde nicht anerkannt.“

„Gewiß nicht, von jener Seite her.“

„Armer Scheppeler, armer Freund!“

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Wird Vermögen da sein?“ fragte Seine Excellenz.

„Nicht viel,“ erwiederte der Rechnungsrath.

„Mich dauern in diesem Falle nur die armen Kinder.“

„Ja, die armen Kinder, er hatte sie so lieb, der gute Scheppeler.“

Von ihr war noch immer nicht die Rede.

Ein furchtbarer, herzdurchzitternder Klang machte dieser Unterhaltung im Nebenzimmer ein Ende und brachte die Wittwe einer Ohnmacht nahe: es waren die Glocken, die vom Kirchthurme herab ein Zwiegespräch begannen über ihre traurige Pflicht, wiederum einem braven Bürger ihr melodisches Geleite geben zu müssen. Wenn man so, erfüllt mit tiefem Schmerze, auf diese Klänge lauscht, so hört man die guten Glocken, unsere treuen Freunde, welche uns in das Leben einführten, uns bei allen feierlichen Veranlassungen in demselben treulich zur Seite standen, tröstend und ermunternd, förmlich zusammenreden, und es ist gerade so bei einer Veranlassung wie die heutige, als klagten sie mit uns und sängen das Loblied des Dahingeschiedenen.

Daher mag es denn wohl auch kommen, daß diese Klänge so furchtbar unser Herz ergreifen. Glauben wir doch in solchen Augenblicken, unser Schmerz sei keiner Steigerung fähig, und doch gibt es hier noch eine entsetzliche Steigerung, es ist jener nie zu vergessende Moment, wo das dumpfe Rollen des Wagens vor dem Hause wieder beginnt, wo sich die zurückbleibende Wittwe rücksichtslos an das Fenster wirft, um einen letzten Blick zu schenken dem blumengeschmückten Wagen, der ihr das Theuerste, was sie besaß, für immer und immer entführt. Unaufhaltsam schwankt der Wagen dahin, noch zwei Umdrehungen der Räder und er ist ihrem Auge entschwunden.

Fahre wohl! Fahre wohl!

Diesem schrecklichen Tage folgte nun, was folgen mußte, aber es war gerade nicht so, wie es die Frau Scheppeler erwartete. Die Bekannten, die guten Freunde und Freundinnen bezeigten ihr allerdings das herkömmliche Beileid, aber durch ihre Reden wehte häufig ein verletzend kalter Hauch, unter ihre Trostesworte war manches Tröpfchen Wehrmuth gemischt. „Ja," sagte die Rechnungsräthin, „wie rasch uns ein solches Unglück treffen kann, wie sehr würde sich Manche bemühen, ihrem Manne das Leben angenehm zu machen, gewiß, werthe Scheppeler. Manche läßt sich oft durch Kleinigkeiten hinreißen, und glaubt, durch Verdruß und böse Worte das zu erreichen, was durch freundliches Entgegenkommen und gute Worte viel leichter zu erringen wäre; namentlich sollten wir uns hüten, dem Gerede der Leute Glauben zu schenken, und das thut doch Manche, leider Gottes. Bei Ihnen hat das freilich wohl nie der Fall sein können, denn war der selige Scheppeler nicht das Muster eines Mannes? Wie oft hat mir der Rechnungsrath erzählt, daß er immer Punkt zehn Uhr nach Hause gegangen sei, um Ihre Nachtruhe nicht zu stören. Ach so viel Liebe und Aufmerksamkeit — nicht wahr, liebe Scheppeler, Sie haben ihm das während seines Lebens mit gleicher Liebe vergolten? Ach, es müßte für eine Wittwe eine fürchterliche

Erinnerung sein, wenn sie sich sagen müßte, sie habe ihren Mann nicht so behandelt, wie er es verdient. Sie sehen die Thränen in meinen Augen, glauben Sie mir, ich fühle Ihr ganzes Unglück, o, das Loos der Wittwe, die einen guten, lieben und treuen Mann begraben hat, muß fürchterlich sein. Und was machen die Kinder, die guten, lieben, armen Kinder? Wie hing der Steuerdirektor mit ganzer Seele an ihnen! Gewiß fühlen sie sich recht verlassen; o, ich kann mir's denken, ach, es wird ja mit den armen Kleinen so Manches anders werden müssen, ich kann mir das lebhaft denken, und auch mit Ihnen, beste Frau Scheppeler, eines folgt aus dem andern. — Ist es wahr, haben Sie draußen in dem Birkengäßchen gemiethet? die Kriegsräthin hat es mir gesagt."

Madame Scheppeler schüttelte mit dem Kopfe, ehe sie zur Antwort gab: „von mir kann die Kriegsräthin das nicht erfahren haben, ich habe sie lange nicht gesehen."

„Lange nicht gesehen? o, das ist Unrecht von der Kriegsräthin, so muß man seine Freunde nicht vernachlässigen — ja, sie war es," fuhr die Sprecherin nachdenklich fort, „sie hat es mir gesagt neulich im Theekranz — — Sie gehen wohl nirgends hin, liebe Scheppeler?"

Die Wittwe schüttelte stumm mit dem Kopfe, dann sagte sie: „Nach den traurigen Erfahrungen, die ich gemacht, bleibe ich lieber für mich, es ist besser so, finden Sie es nicht auch?"

„Im Grunde haben Sie Recht," entgegnete die Rechnungsräthin, „ich glaube, ich ziehe mich auch von der Gesellschaft zurück, wenn Sie aber nächstens eine Tasse Kaffee ganz unter uns trinken wollen, so bitte ich, es mir sagen zu lassen."

„Ich danke recht sehr," erwiederte Madame Scheppeler in einem etwas trockenen Tone.

Ach, sie hatte mit denen, die sich ihre vertrautesten Freundinnen früher nannten, schon bittere Erfahrungen gemacht, sie hatte es schon schmerzlich empfunden, sie fing an zu fühlen, was das Loos einer Wittwe sei. Oft, wenn sie wieder eine herbe Erfahrung machte, stützte sie den Kopf in

beide Hände und saß stundenlang brütend so da, alsdann zogen langsam an ihr vorüber die Bilder vergangener Tage und Stunden, leider, leider in trüber Färbung, und zeigten ihr in finstern, mißvergnügten Gesichtern meistens ihr eigenes Bild. Andere noch schlimmere Schatten legten sich an ihr Ohr und flüsterten ihr wie in hämischer Schadenfreude zu: „Bist Du jetzt endlich zufrieden geworden? hast Du das Glück gefunden, das Dich, wie Du damals behauptetest, so hartnäckig floh? sind Dir die Menschen jetzt recht, an denen Du in jener Zeit etwas auszusetzen hattest? lebst Du jetzt behaglich und glücklich, seit er Dich nicht mehr quält und plagt, er, der Dich ja, wie Du beständig klagtest, auf alle Weise vernachlässigte, er, der sich um Dich nicht bekümmerte, der Dich nicht achtete, der Deine Familie verdammte, der in den Wirthshäusern herumzog, statt bei seinen Kindern zu bleiben, er, der trotz seiner angestrengten Arbeit nie genug thun konnte, um Dir das Leben leicht und angenehm zu machen, Dein freudloses, elendes Dasein, wie Du damals sagtest, Deine harte, verkümmerte Existenz." —

Wenn die Erinnerung vergangener Tage so auf sie einstürmte, dann glitt ihr Haupt langsam auf den Tisch nieder, an dem sie saß, oder sie sprang empor und drückte ihre Kinder an sich, als sollten die armen, unschuldigen Geschöpfe sie in Schutz nehmen vor jenen finsteren Gedanken, doch ließen sich diese nicht so leicht verscheuchen; o, es war furchtbar, sie klangen schwer und zermalmend aus manchen Worten der Kinder hervor.

„Wir gehen gar nicht mehr in den schönen Garten, wo wir damals so oft waren, als mein lieber Vater noch da war," klagte das Mädchen.

„Und gefahren sind wir auch seit jener Zeit nicht mehr," sagte der Bube, „ich habe unseren Wagen oft gesehen, aber es saßen andere Kinder darin, und wenn ich den Kutscher grüßte, so hat er nicht, wie früher, freundlich mit dem Kopfe genickt und mir gewinkt, ich solle zu ihm auf den Bock steigen."

„Und Steiner's Marie kommt auch nicht mehr zu mir; neulich waren die anderen Mädchen an ihrem Hause, mich hat sie vergessen."

„Ja, Herr Welser, der immer so lustig war, und der Herr Rechnungsrath und der Herr Sperber kommen auch nicht mehr zu uns, und Vaters Oberrevisor schien mich neulich auf der Straße gar nicht mehr zu kennen, denn als ich ihm die Hand reichen wollte, sah er mich lange durch die Brillengläser an, ehe er sagte: ‚ah, du bist es, Kleiner'. Sonst nahm er mich mit und schenkte mir einen Apfel oder einen Bindfaden."

„Sei zufrieden," sagte das Mädchen altklug, „ich weiß doch, daß der Vater wiederkommt, gewiß, ich weiß es ganz genau, und dann geht Alles wie früher, nicht wahr, Mama? dann gehen wir wieder in unsere Wohnung, dann ziehst Du hübschere Kleider an, dann kommt der Kutscher wieder, dann laden mich die anderen Kinder wieder ein, und dann ist Alles wieder gut — o, wie freue ich mich darauf, und auf den lieben Vater, wenn er wiederkommt."

„O, das ist furchtbar, unerträglich," seufzte in solchen Augenblicken die Wittwe, aber Alles, was die Kinder von ihrem kleinen Gesichtskreise aus, von ihrer jetzigen Lage merkten, das empfand sie gerade so, nur ernster, gehässiger und verletzender.

Wie waren die meisten Freunde des seligen Scheppeler so verwandelt gegen sie, wie kühl grüßte Seine Excellenz der Departementschef, wenn er sie je einmal grüßte; gewöhnlich wandte er den Kopf zur Seite, wenn er an ihr vorüberging. Und ihre ehemaligen Freundinnen — o, nicht eine war sich gleich geblieben, Alle schienen sich kaum noch zu erinnern, daß es überhaupt einmal eine Steuerdirektorin Scheppeler gegeben. Was hatte man ihr nicht Alles erzählt, was einige von ihnen, namentlich die Rechnungsräthin, über sie gesagt: „Wenn es Jemand Recht geschehen ist," sprachen die guten Freundinnen unter sich, „einmal zu fühlen, wie es nach solchem Uebermuthe thut, wenn man plötzlich tief

und unten zu sitzen kommt, so dieser Scheppeler mit ihrer hochmüthigen Familie. War dieser Frau etwas recht oder gut genug, hatte man nicht glauben sollen, sie sei eine geborene Prinzessin und lasse sich nur so allergnädigst unseren schlechten Umgang gefallen? Und wie hat sie es dem guten Steuerdirektor gemacht? diesem redlichen, braven Manne. O, einen besseren gab es nicht und wird es nie geben, wie hat sie ihn geplagt und mißhandelt, ein wahrer Hausdrache," setzte die Rechnungsräthin entrüstet hinzu, „ich könnte erzählen, wenn ich wollte; mir hat der Rechnungsrath anvertraut, an jenem Abend sei der gute Scheppeler ganz zerstört in's Kreuz geschlichen, es ist das eines der anständigsten Weinhäuser, die es gibt, aber sie gönnte es dem armen Manne nicht, dorthin zu gehen, diese böse Sieben, und da mußte er's heimlich thun, Gott, und er kam so selten, höchstens die Woche einmal. An jenem Abende nun sei er in so gedrückter Stimmung gewesen, daß es Alle gejammert habe, er hätte viel geseufzt, und da sie zufällig von einem Bekannten gesprochen, der vor einigen Tagen gestorben, so habe er gesagt: ‚Dem ist wohl, was ist das Leben? ein Jammerthal, der Tod muß uns willkommen sein als Eden unserer Leiden.'"

„Sagt," schloß die gefühlvolle Rechnungsräthin entrüstet, „wie haben wir uns in der Frau getäuscht!"

„Und sie will gegen uns thun, als sei nichts vorgefallen," meinte die Kriegsräthin, „aber ich habe sie's fühlen lassen; wenn man einen so braven Mann hat, wie der Scheppeler war, so muß man ihn auch darnach behandeln; o, es ist jammervoll."

„Herzbrechend, unerhört!" Mit einigen tiefen Seufzern wurde hierauf die Unterhaltung geschlossen.

Das Loos der Wittwe — — — — O, so herb es war, oft unerträglich, wenn die Erinnerung vergangener Tage oder Erfahrungen der neueren Zeit auf Madame Scheppeler einstürmten, so war in ihrem Innern doch etwas, was alles das Bittere, was sie erleben mußte, gewissermaßen abschwächte

und weniger verletzend machte. Sie lebte, wie man im Traum zu leben pflegt; sie schaute und empfand die Dinge um sich her im Entferntesten nicht mehr so scharf und bestimmt wie früher. Vielleicht waren ihre sonst so hellen Augen von dem vielen Weinen geschwächt und umflort, vielleicht hat ihr Herz durch tiefes Leid an seiner Kraft verloren; es war ihr, als seien die Menschen um sie her, sowie alle übrigen Gegenstände, ja, ihr ganzes Denken und Fühlen mit einem leichten Flor verhüllt. Nur etwas blieb bei allem dem in einer Klarheit vor ihr stehen, die sie häufig schaudern ließ, das waren die drei furchtbaren Tage nach dem Tode ihres Mannes, und wenn diese Erinnerung so recht grausam über sie hereinbrach, so fand sie einen Trost, einen Balsam für ihr wundes Herz, das war ein Besuch auf seinem Grabe. Da saß sie stundenlang auf einem einfachen Hügel, ordnete die Rosen, welche seine Freunde, als ihr Schmerz noch lebendig war, dorthin gepflanzt, oder legte einen bescheidenen Blumenstrauß auf den grünen Rasen. Die Kinder standen eine Zeit lang bei ihr, blickten auf die Erde nieder und ergingen sich, wie Kinder zu thun pflegen, in herzzerreißenden Fragen, was wohl der Vater mache, wo er sei, ob er sie sähe und an sie denke.

Die Mutter ließ es gerne geschehen, wenn sie sich darauf zwischen niedrigen Grabsteinen und Kreuzen verloren, um sie mit ihren schmerzlichen Gedanken allein zu lassen; ach, die Ruhe hier that ihr so wohl, das wehende, flüsternde Gras, der Gesang eines Vogels, der goldene Kuß der sinkenden Sonne, das Alles löste den bitteren Schmerz, der ihre Seele erfüllte, sanft und lindernd auf und gewährte ihr in der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung eine Ruhe, einen solchen Frieden, wie sie ihn nirgends anderswo zu finden vermochte. Der Duft des Grases und der Blumen betäubte sie, schläferte sie ein, und in einem solchen Augenblicke lehnte sie ihren Kopf an das schmucklose hölzerne Kreuz und entschlummerte.

Ja, niedergesunken auf das Kreuz war sie eingeschlafen,

und während dieses Schlummers war es ihr, als spräche die ihr so wohlbekannte Stimme von dem Kreuze, daß es ein hübsches Kreuz sei, daß man sich seiner nicht zu schämen brauchte, daß eine Menge der anständigsten Leute unter keinem besseren schlummerten — daß das Kreuz einmal das Kreuz sei, daß Jedermann sein Kreuz habe, daß man dem Kreuze Unrecht thue, und daß es sehr zu wünschen wäre, wenn das Kreuz wieder recht zu Ehren käme. — — — —

Damit erwachte sie, fuhr empor und strich sich erschreckt, fast entsetzt ihr herabgesunkenes Haar aus dem Gesichte — sie war nicht auf dem Friedhofe, sie befand sich in ihrem Zimmer, sie kniete nicht am Grabe ihres Mannes, sie saß aufrecht in ihrem Bette; etwas nur blieb, wie es soeben gewesen, ihre gefalteten Hände, ihre strömenden Zähren. Dann erhob sie diese gefalteten Hände an ihre nassen Augen und horchte zitternd und zagend der bekannten Stimme, die neben ihr sprach. O, wie fürchtete sie, sie möchte in der nächsten Sekunde den Klang der Stimme nicht mehr hören, wie blickte sie um sich her in fast wahnsinniger Angst, ihr vom freundlichen Strahl der Sonne beleuchtetes Zimmer würde sich mit einem Male verwandeln in den friedlichen, aber so traurigen Ort, an dem sie im Geiste soeben gewesen. Aber es blieb wie es war: die Sonne schien durch die blauen Vorhänge, das Zimmer verwandelte sich nicht im Geringsten, und der Klang der bekannten Stimme blieb derselbe, als diese liebe, gute, so lange nicht mehr gehörte Stimme sprach: „Kind, Du hast einen schweren Traum gehabt, ich hätte Dich gerne geweckt, aber ich mochte das nicht thun, weil Du es nicht gerne hast.“

„O, hättest Du mich geweckt,“ sagte sie mit vor Freude zitternder Stimme und mit einem so herzlichen Ausdrucke derselben, wie er ihn lange nicht gehört, „hättest Du mich schon vor Stunden geweckt und mir lieber erzählt, wie Du Dich gestern amüsirt — ich glaube, ihr waret im Kreuz, nicht wahr, lieber Scheppeler?“

„O, laß das gut sein, liebes Kind,“ sagte er etwas

befangen, Du weißt, der Rechnungsrath geht gerne dahin, der Rechnungsrath ist mein guter Freund, wir plaudern so behaglich zusammen, und der Rechnungsrath schwört hoch und theuer, das Kreuz sei das anständigste Wirthshaus, das er kenne."

„Und der Rechnungsrath hat Recht," sagte sie eifrig, „ich habe es aus sehr guten Quellen erfahren, und wenn Du auch ein paarmal wöchentlich in's Kreuz gehst, lieber Scheppeler —"

„Wöchentlich ein paarmal? Du irrst, liebes Kind."

„Nun, ich meine nur so, es könnte ja sein, und es würde mich wahrhaftig freuen; wenn Du also auch wöchentlich ein paarmal in's Kreuz gehst, so solltest Du doch darüber andere solide Wirthshäuser, wo Du auch Freunde findest, nicht so ganz vernachlässigen, man lobt sehr den Hirsch und den russischen Hof. Gewiß, lieber Scheppeler, ein Mann, der den ganzen Tag angestrengt arbeitet wie Du, der kann sich Abends schon eine anständige Erholung gönnen."

Der gute Steuerdirektor wußte nicht wie ihm geschah, er schaute seine Frau einigermaßen verlegen von der Seite an, doch bemerkte er in ihrem Gesichte nichts von dem bekannten stechenden Blicke, von den, bei ähnlichen Veranlassungen zusammengekniffenen Lippen um den zuckenden Mund; sie blickte ihn freundlich lächelnd, frei und offen an. Ja, als er fast stotternd sagte: „gestern Abend war es ein bischen spät, aber man kann nicht immer, wie man will, man wird zuweilen aufgehalten," gab sie freundlich zur Antwort, „wie spät wird es gewesen sein, vielleicht zwölf Uhr vorüber, wenn Du nur heute Morgen keine Kopfschmerzen hast, so mußt Du Dir daraus nichts machen."

Kopfschmerzen hatte er keine, aber das, was er hörte, sauste ihm sonderbar durch das Gehirn. Während er sich ankleidete, blickte er einige Male verstohlen und mißtrauisch auf seine Gattin, ob ihm nicht ein höhnisches Lächeln anzeige, das Alles von vorhin sei nur ein grausamer Scherz gewesen.

Aber sie lachte nicht höhnisch, sie that alle ihre Geschäfte mit einer unbekannten Milde und Freundlichkeit, es war kein Scherz gewesen — — — — mit der Frau mußte was ganz Absonderliches vorgefallen sein. Wie freute sich der gute Steuerdirektor, wie heiterte sich sein sorgenvolles Gemüth auf, wie war er glücklich und darum lustig, wie war er lustig und darum einer der angenehmsten Ehemänner, die man sich denken konnte.

Einmal während des Kaffeetrinkens, als Madame Scheppeler zu bemerken glaubte, es fehle ein Stückchen Zucker in der Zuckerdose, leuchtete es unheimlich auf in ihrem Auge, aber nur einen Moment, dann sagte sie in gutmüthigem Tone: „pah, was thut's auch, das soll uns die Laune nicht verderben".

Und Das und Aehnliches und Schlimmeres war fortan in der That nicht mehr im Stande, die gute Laune der Frau Scheppeler zu verderben, die Laune einer liebevollen, freundlichen und herzlichen Gattin, die sie von da an ihrem Manne war und blieb.

Der Steuerdirektor erfuhr niemals, welche Veranlassung an dieser plötzlichen und auffälligen Umwandlung schuld gewesen. Er war mit dem Resultate zufrieden, das ihn zum glücklichsten Manne gemacht.

Der Blaubart.

Es war einmal ein Kriegsrath und eine Kriegsräthin, die hatten drei Töchter und lebten in einer stillen Straße der Stadt, wo sie im dritten Stocke eines bescheidenen Hauses ein für kleine Verhältnisse anständiges Quartier hatten.

Der Kriegsrath war ein langer dürrer Mann, von dem man hätte glauben können, daß, als er ausgewachsen war, sein Hals noch einen ganz besonderen Schuß in die Höhe gethan habe; denn dieser Körpertheil war zu einer unverhältnißmäßigen Länge gediehen, so daß sein Kopf, obwohl er nicht unter der Größe eines gewöhnlichen Menschenkopfes war, doch verhältnißmäßig wie etwas zu klein gerathen aussah. — Die Kriegsräthin, obgleich nicht klein zu nennen, hatte mehr in die Breite zugesetzt und war eine runde behagliche Frau, bei welcher Essen und Trinken, sowie überhaupt alle Pflege, die sie sich angedeihen ließ, außerordentlich gut, ja sichtbar anschlug. Dazu trug wohl auch ihr Temperament Vieles bei, ihre beständige Gemüthsruhe, das heißt beständig in Frohsinn und Heiterkeit. Sie nahm die Welt wie sie war, begnügte sich mit dem was sie hatte, sagte nie Jemand etwas Böses nach, suchte vor allen Dingen die heitere Seite und hatte das Glück, über die geringsten Kleinigkeiten

herzlich lachen zu können. Da sie nach dieser wahren Schilderung eine ausgezeichnete Frau war, die ihren Mann aufmerksam und sanft behandelte, seinen kleinen Schwächen nachsah, denn selbst ein Kriegsrath hat kleine Schwächen, ihre Kinder gut erzog, ihrem Hauswesen auf's Beste vorstand, so kann man sich denken, daß diese Ehe gleichfalls eine vortreffliche genannt werden konnte.

Daß sich der Kriegsrath und die Kriegsräthin in jeder Beziehung so gut verstanden, lag auch schon in der Ungleichheit der beiden Charaktere, denn das Wort des Dichters:

> Wo Starkes sich und Mildes paaren,
> Da gibt es einen guten Klang,

ist ein durchaus wahres Wort. Der Kriegsrath war sowohl in seinem Aeußern wie in seinem Innern das strikte Gegentheil seiner Frau, und ernst wie seine Gestalt war auch sein Charakter, man hätte sagen können, eine trockene gediegene Masse, zuverlässig und ernst wie Felsen, der aber von keiner humoristischen Ader durchzogen war, und auf dem die rieselnden Bäche des Frohsinns und der Laune nicht im Stande waren, heiteres Moos und lustige Ranken anzusetzen. Seine Rede war kurz und bestimmt und ging, abgesehen von seinen nothwendigen Vorträgen im Kollegium, selten über das Allernothwendigste hinaus. Dabei war er übrigens heiterer Gesellschaft nicht abgeneigt, und wenn er auch zur Belebung derselben aktiv nicht viel beitrug, so war er dagegen passiv ein höchst dankbares Publikum, und wenn sich bei einer pikanten Anekdote seine Mundwinkel etwas Weniges verzerrten, so war das für den Erzähler eine größere Belohnung, als wenn ein Anderer aus vollem Halse lachte. Auch geschah es hie und da, wenn er ganz besonders angeregt war, daß er irgend eine wunderbare Bemerkung zum Besten gab, wunderbar deßhalb, weil eine solche, aus des Kriegsraths Munde kommend, als etwas ganz Besonderes angesehen wurde, und gewöhnlich Stoff zu irgend einem dankbaren Gesprächsthema bot.

Der Kriegsrath liebte schwarze oder wenigstens dunkle Kleider und trug dazu gerne eine weiße Halsbinde, was indessen die Höhe seines Halses durchaus nicht verminderte. — Die Bedächtigkeit und Ruhe seines ganzen Wesens zeigte sich auch am Alter seiner Kinder: dieselben hatten nicht in stürmisch rascher Folge die Welt betreten, sondern zwischen dem Erscheinen derselben lag eine gemessene Anzahl von Jahren, so daß die jüngste Tochter Pauline noch mit ihren Puppen spielte, während die älteste, Sophie, als reife Blume aus des Lebens Frühling in den Sommer des Lebens übergetreten war und anfing darüber zu philosophiren, daß die Bestimmung eines Mädchens nicht gerade die sei, dem ersten Besten, der sich zeige, so gränzenloses Vertrauen zu schenken, als überhaupt dazu gehöre, Jemand zu heirathen. Doch mochte dieses wohl daher kommen, daß sich vor einigen Jahren bei Sophie wohl der Erste aber nicht der Beste präsentirt hatte: ein ältlicher Oberlieutenant der Infanterie nämlich, der ein paar Dutzend Dienstjahre und Ballsaisons hinter sich hatte, und nach Ablauf der ersteren noch so furchtbar weit vom Avancement zum Hauptmann entfernt war, daß er dieses Glück nach menschlicher Berechnung nicht vor dem Eintritt in das Greisenalter erreichen zu können hoffen durfte, und der nach der Verrauschung einer gleichen Anzahl durchtanzter Winter keine Jungfrau bethört hatte, die im Stande gewesen wäre, die gesetzliche Kaution zu erlegen, und ihn auf diese Art erheirathet hätte, zeigte sich willfährig durch die Hand des Vaters zur Hand der Tochter zu gelangen, indem er den Wunsch seiner Seele aussprach, durch die Bemühungen des Kriegsraths eine anständige Civilversorgung zu erlangen, an welcher Sophie als seine Lebensgefährtin ihren Antheil haben solle.

Ueber die Zumuthung eines solchen Protektionsverfahrens hatte das Rechtsgefühl des Kriegsraths anfänglich geschaudert, doch da die Stelle, auf welche der Oberlieutenant spekulirte, nicht im Departement des Kriegs zu vergeben war, und er also mit den Collegen eines andern Departements auf die

unverfänglichste Art reden konnte, ihm auch hart zugesetzt wurde durch die feuchten, wehmüthigen Blicke seiner Tochter, durch ihre stillen Seufzer und lauten Bemerkungen, daß man natürlicher Weise stets bereit sei, für Andere etwas zu thun, aber nie für die Seinigen, daß man für ihren Kummer weder Augen noch Herz habe, daß man dem jungen Sekretär, der neulich angestellt worden sei, bereitwilligst zu dieser Anstellung geholfen hätte, damit er ihre Feindin heirathen könne, jene naseweise Person, die sich unterstanden, ihr neulich zu sagen, die Schuld, keinen Mann zu finden, liege an den meisten jungen Mädchen selbst, so wurde er nach und nach mürbe gemacht und that seine Schritte für den ältlichen Oberlieutenant, der denn auch die Stelle erhielt.

Da begab sich aber etwas Entsetzliches, das, so oft es auch schon vorgekommen sein mag, doch noch nichts von seiner Ungeheuerlichkeit verloren hat. Der einstige Oberlieutenant nahm die Stelle, aber nicht die Hand von Kriegsraths Sophie; er verschwand, ohne sich wieder blicken zu lassen, ja er that noch mehr, er heirathete kurze Zeit darauf eine Metzgerstochter mit ein paar tausend Gulden Vermögen.

Sophie — hatte das, wie sie sagte, nicht anders erwartet, und wenn es anders gekommen wäre, würde sie sich wohl bedacht haben, einem Manne ihre Hand zu reichen, der zu einem so unschätzbaren Gute auf dem krummen Wege der Protektion gelangen wollte. — „Nie," sagte sie mit großer Entrüstung und Entschiedenheit, „hätte ich eingewilligt, das hat er wohl aus meinem Betragen entnehmen können, und deßhalb handelte er wie er that." Sophie, die viel vom Charakter ihres Vaters hatte, besaß eine große Seele, und war nach kurzer Zeit im Stande, vor Leuten dieser Geschichte lachend zu erwähnen. Daß sie aber, wenn sie allein war, diese Angelegenheit anders auffaßte, war man berechtigt, aus der Aeußerung der jüngsten Schwester, die mit der ältesten in einem Zimmer zusammenschlief, zu entnehmen; denn das kleine Mädchen fragte in seiner Unbefangenheit zuweilen die Mutter, warum denn Sophie des Nachts so oft und so heftig

weine. — Doch gingen auch die trüben Tage vorüber, die Regenwolken von Sophien's Stirne verschwanden, und als man nach einiger Zeit erfuhr, der ältliche Oberlieutenant habe sich dem stillen Trunke ergeben und führe keine glückliche Ehe mit der Metzgerstochter, da blickte sie dankend gen Himmel, und hatte alles Recht zu sagen, daß ein Mädchen nicht zu vorsichtig in der Wahl ihres Gatten sein könne. Sie blieb denn auch vorsichtig, die Mutter Kriegsräthin nicht minder, deßgleichen der Kriegsrath, der sich nach jenem Vorfalle leicht auf die Brust tippte, das Kinn bis zum Munde tief in seine weite Halsbinde vergrub, und dort, Protektionen betreffend, ein feierliches Gelübde that.

Die eben erwähnte traurige Geschichte wurde dergestalt von guten Folgen für die ganze Familie, und nützte besonders der zweiten Tochter Elise, von der wir noch nicht gesprochen haben. Wenn auch Sophie gerade nicht häßlich war, und das frische, naseweise Gesicht der Kleinen große Hoffnungen erweckte, so war die mittlere Tochter des Kriegsraths mit zwanzig Jahren ein auffallend schönes Mädchen, eine Blondine mit dem prachtvollen Teint der Mutter und den dunkeln verständigen Augen des Vaters, auch befand sich in ihr eine glückliche Mischung sowohl von dem Charakter der beiden Eltern, als auch von deren Körpergestalt, denn während sie in ihrem hohen schlanken Wuchse dem ernsteren Vater ähnlich sah, hatte sie dabei die vollen runden Formen der ewig heiteren Mutter. So konnte es denn nicht fehlen, daß Elise von Bewerbern der verschiedensten Art umflattert war. Ob sich diese Bewerber um die Hand des jungen Mädchens bewarben, bleibt dahingestellt, doch müssen wir der Wahrheit gemäß versichern, daß sich junge Leute um sie bemühten, denen man keine Protektion angedeihen zu lassen brauchte, um sie in den Stand zu setzen, einen eigenen Haushalt zu gründen.

Doch wie vorhin schon bemerkt, hatten der Kriegsrath und die Kriegsräthin durch die traurige Geschichte mit dem ältlichen Oberlieutenant Verschiedenes gelernt, und wenn

Letztere auch schmunzelnd zusah, wie auf Bällen die jungen Leute förmlich Queue machten, um von der schönen Elise einen Tanz zu erhalten, so hatte sie ihre Tochter doch so vortrefflich eingeschult, daß, wenn sie derselben nach beendigter Tour die leichte Flormantille umlegte, die Unterhaltung mit dem Betreffenden abgebrochen wurde, und er sich durch die sehr frostige Miene Elisens genöthigt sah, nach einer tiefen Verbeugung krebsartig seinen Rückzug anzutreten. Daß unter solchen Umständen von den gewissen Besuchen am Tage nach dem Balle, wo man sich nach dem Befinden seiner liebenswürdigen Tänzerin erkundigt, oder vom Stehenbleiben auf der Straße zu gleichen Zwecken nicht die Rede sein konnte, versteht sich wohl von selbst, und der gestrenge Kriegsrath hatte feierlich erklärt, irgend ein Verhältniß mit einem jungen Manne solle nicht anders mehr als durch seine Vermittlung abgeschlossen werden, und einem Bewerber, sei es wer es wolle, nur nach geschehenem Heirathsantrag das Haus geöffnet sein.

Diese kriegsräthliche Sentenz war nun allerdings etwas scharf; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß die umsichtige und milder gestimmte Kriegsräthin dieses Ultimatum zu mäßigen verstand, und sie es möglich zu machen wußte, daß Elise einen jungen Mann von guter Familie und solidem Einkommen, der sich lebhaft für sie interessirte und sich auffallend um sie bewarb, irgendwo unter ihrer mütterlichen Aufsicht zu sehen vermochte, und so im Stande war, ein paar süße Worte auszutauschen, ehe er an das Schreibzimmer des gestrengen Vaters klopfte, um dort in Form Rechtens um die Hand der zweiten Tochter anzuhalten.

So war das Faktum, welches alle Parteien zufrieden zu stellen schien: der Kriegsrath sprach von der angenehmen Ehre, welche ihm und seiner Tochter durch diese Bewerbung widerführe, die Mutter lachte unter Thränen, und Elise reichte ihrem Verlobten mit etwas abgewandtem Gesicht die Hand, wobei ein tiefer Seufzer ihren Busen schwellte, und sie seinen zärtlichen Händedruck nicht minder herzlich erwiederte.

Der Hochzeitstag wurde hierauf auf kürzeste Frist anberaumt, denn es war durchaus kein Grund zu längerem Warten vorhanden.

Elise befand sich im schönen Alter von zwanzig Jahren, und der Bräutigam, Herr Bärenberg, etwas über zehn Jahre älter, hatte, wie oben erwähnt, sein gutes Auskommen. Er war Direktor und Mitbetheiligter eines großen Hammer- und Schmiedewerks in einem reizenden Thale des Gebirgs, sein Aeußeres empfehlend, und nur daß er Wittwer war, hätte ein junges Mädchen allenfalls an ihm aussetzen können. Seine Wohnung, vielleicht zehn Stunden von der Residenz entfernt, befand sich in einem kleinen, ehemaligen fürstlichen Jagdschloß, und die Erzählung von der romantischen Lage desselben — es war auf drei Seiten von dichtem Walde umgeben, während die vierte auf das Thal niedersah, durch das sich ein klarer Fluß schlängelte und gegen die unabsehbare Ebene verlor — erfrischte die Phantasie, und erfreute die Herzen sämmtlicher Mitglieder der kriegsräthlichen Familie. Herr Bärenberg hatte eine Photographie seines Schlößchens kommen lassen, und da es jeder Bräutigam in der Gewohnheit hat, besonders vor der Hochzeit und auch noch in der ersten Zeit nach derselben, die ganze Familie seiner Braut dringend zum Besuche einzuladen, so that auch er also, und es freute ihn, auf der Photographie die Fenster bezeichnen zu können, wo Jedes wohnen solle.

Sophiens immer noch etwas niedergedrücktes Gemüth richtete sich an dem Glücke ihrer Schwester, welche sie herzlich und innig liebte, zusehends wieder auf, und obgleich zuweilen Thränen ihren Augen entströmten, wenn sie die junge Braut in ihre Arme schloß, so waren es doch Thränen der Freude, und wenn sich dabei ein düsterer Gedanke bemerklich machen wollte, so kämpfte sie diesen muthig in ihr Herz zurück. „Ja," sagte sie, „wir wollen Dich häufig besuchen, meine gute Elise, und dann zusammen recht, recht glücklich sein." Bei der Vertheilung der Gastzimmer bestand sie aber gegen ihren zukünftigen Schwager darauf, das obere Gemach eines

alten Thurmes bewohnen zu wollen, an welches sich das in späterer Zeit erbaute Jagdschloß lehnte, und der glückliche Bräutigam gab hiezu nicht nur lachend seine Einwilligung, sondern versicherte auch, das bis jetzt noch recht öde Thurmzimmer so komfortabel als möglich einrichten zu lassen. Das Zimmer für den Kriegsrath, wenn er Urlaub erhielte und zum Besuche kommen werde, bestimmte Herr Bärenberg neben der Bibliothek, wo sich eine Auswahl klassischer Werke, besonders der Kriegskunde, befände, und auch die neue Literatur stark vertreten sei. Die Mutter und die kleine Pauline sollten ihre Wohnung im Erdgeschoß haben, wo Erstere den Wirthschaftsräumen, sowie dem ansehnlichen Küchen- und Gemüsegarten nahe wäre, und wo Letztere über eine kleine Treppe in den stark bevölkerten Hühnerhof gelangen könne.

Auf diese Art schienen sich alle Wünsche der Familie wenigstens in der Phantasie verwirklichen zu wollen; Pauline klatschte vor Freuden in die Hände, und sah sich schon im Geiste, Futter streuend, in einem dicht gedrängten Kreise von stolzen Hähnen, naschhaften Hühnern, schreienden Gänsen und ernsthaft daherwackelnden Enten. Die Mutter Kriegsräthin hielt es für ihre Pflicht, gleich bei ihrem ersten Besuche sorgfältig nach der Wirthschaft der jungen Frau zu sehen; denn wenn sie dieselbe auch in Küche und Keller, beim Bügeln und Nähen nach besten Kräften eingeführt hatte, so wußte sie doch aus eigener Erfahrung, daß Praxis und Theorie zwei Schwestern von ganz verschiedenem Charakter sind.

Der Kriegsrath tauchte sein Kinn in die Halsbinde, wie er bei den verschiedenartigsten Gemüthsbewegungen zu thun pflegte, um seine Mundwinkel zuckte etwas wie Lächeln, und er meinte schmunzelnd, sich mit einem vortrefflichen Buche und einer guten Pfeife Tabak obendrein im Schlafrock ergehen zu dürfen, sei ein Körper- und Seelenzustand, nach dem er sich lange gesehnt.

— — Und Sophie? — — In ihrer Phantasie erging sie sich einsam und allein unter dem rauschenden Laube alter

Buchen und Eichen; sie ruhte am Ufer des murmelnden Baches, wo sie zierliche Feld- und Waldblumen zu einem Kranze wand. Vielleicht ließ sie auch irgend eine Blüte in die Flut niedergleiten, und murmelte dabei wie die selige Thekla:

Du Himmlische rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück:
Ich habe gelebt und geliebet.

Auch sah sie sich wohl auf der Zinne des alten Wartthurms sitzend, und versetzte sich träumend in jene Zeit zurück, wo das zarte Burgfräulein dort geharret tagelang, wochenlang, in die Ebene hinausspähend, ob sich im Morgensonnenstrahl nicht wehende Fahnen und das Blitzen auf Helm und Harnisch zeigen würde — stumm und trauernd saß sie so, obgleich wohl wissend, daß der, den ihr Herz sehnlich erwartete, niemals wiederkehren könne, da er im Kampf für das heilige Grab oder bei einer sonstigen Rauferei gefallen. „Doch würde ich nie da oben sitzen,“ dachte Sophie, „ohne Geibel's Gedichte bei mir zu haben,“ diesen Seelentrost für junge und alte verliebte Mädchenherzen.

Es ist an der Zeit, daß wir auch den Bräutigam Elisens mit einigen Worten dem verehrten Leser schildern. Daß er Wittwer war, haben wir vorher schon erwähnt, doch, da seine erste Ehe sehr kurz, und wie man sagte, nicht glücklich gewesen war, sie ihm auch weder Kinder noch Schwiegermutter zurückgelassen, denn erstere waren nie dagewesen, und Letztere ihrer Tochter vorangegangen, so konnte er füglich als ledig betrachtet werden, und wurde es auch stillschweigend, wenn er den Verwandten und Freunden der kriegsräthlichen Familie vorgestellt wurde. Wie manche Mädchen nämlich mochte auch Elise, ohne gerade zu wissen warum, nicht aller Welt sagen, daß sie sich mit einem Wittwer verlobt. Die Idee, als zweite Frau in ein Haus zu kommen, wo eine andere vordem geherrscht, soll zuweilen zu eigenen Ideenverbindungen führen. Man findet da auf Schritt und Tritt Erinnerungen

an die Vorgängerin, und hat man diese zufälligerweise gekannt, so kann eine lebhafte Phantasie sich auch so weit hinreißen lassen, um erschreckend zu glauben, die Erste trete jetzt dort hervor zwischen den wohlbekannten Portièren, lasse sich auf ihrem Lieblingsplatze nieder, oder störe sonst irgendwo, um mit trauriger, schattenhafter Miene irgend ein Recht in Anspruch zu nehmen. Bei einer Wittwe dagegen, die sich auf's Neue vermählt, kommen dergleichen Phantasieen nicht so leicht zur Geltung, da der Wirkungskreis des Verstorbenen größtentheils außer dem Hause war, und in den meisten Fällen auch das ganze Hauswesen nebst der Wohnung neugestaltet wird. Doch tritt dafür der erste Mann zuweilen in anderer Weise störend auf, da die wieder verheirathete Wittwe bei der geringsten Veranlassung uns die Vorzüge ihres lieben Seligen aufzählt, und der zweite im Vergleich zum ersten in sehr vielen Fällen als eine Musterkarte aller Untugenden und Fehler erscheint.

Doch wollen wir nach dieser kurzen Abschweifung zu Herrn Bärenberg zurückkehren. Er war ein hübscher und stattlicher Mann, ungefähr zehn Jahre älter als seine Braut, was nöthig ist, um eine Ehe dauernd glücklich zu machen, und zeigte schon in Kleinigkeiten einen festen Charakter, der annehmen ließ, daß er die Herrschaft in seinem Hause behalten werde; sein Gesicht war angenehm, nur etwas bleich, was dadurch besonders scharf hervortrat, daß sein Haar und Bart von einer selten gesehenen Schwärze war. Der Letztere beschränkte sich auf sogenannte Favoris, welche aber nicht nach heutiger Mode zu fast komischen Auswüchsen auf beiden Seiten des Halses über Halsbinde und Weste herabhingen, sondern in einem feinen Streifen seine Wangen einrahmten, wobei sie an den Rändern auf's Feinste und Sorgfältigste rasirt waren, so daß sein Kinn bei der erwähnten Stärke und Schwärze seines Bartwuchses stets einen bläulichen Schimmer hatte. Was nun an diesem Gesichte allein nicht ganz angenehm erschien, waren seine dunkeln etwas stechenden Augen, welche obendrein von dichten Brauen überschattet waren,

und seinem Kopfe, wenn er diese Brauen zusammenzog, was er häufig zu thun pflegte, etwas Finsteres, ja Abstoßendes gab. Dagegen umspielte seine Lippen meistens ein angenehmes heiteres Lächeln, das nur zuweilen in's Sarkastische überging, und merkwürdiger Weise besonders alsdann, wenn man ihm von dem Glücke sprach, eine so reizende und liebenswürdige Braut gewonnen zu haben.

So kam nun der Hochzeitstag heran, und als am Morgen desselben die Mutter begann, ihre geliebte Tochter in den Brautstaat zu kleiden, mußte sich die alte Frau Gewalt anthun und förmlich forcirte Spässe machen, um nicht ihrer Tochter Sophie zu gleichen, welche an diesem Tage aus lauter Mitgefühl ganz Thränenweide war. Dennoch flimmerten die Augen der Kriegsräthin, als nun Elise herrlich geschmückt im Glanz ihrer Schönheit mit Myrthenkranz und Schleier fertig dastand, und als der Bräutigam bleicher als gewöhnlich an der Hand des Vaters eintrat, um die Tochter für immer ihren Eltern zu entführen. Es ist das ein höchst ergreifender, feierlicher Moment, und hat für das Mutterherz Aehnlichkeit mit einer andern, allerdings viel traurigeren Ceremonie, denn in beiden gibt es gewissermaßen einen Abschied für's ganze Leben, und in beiden weiß man nicht ganz genau, was die Zukunft bringt.

Vater Kriegsrath war schwarz mit weißen Flecken; Letztere wurden gebildet von seinen Handschuhen, der weißen Halsbinde, der unter dem kurzen schwarzen Fracke hervorstehenden weißen Weste, und von dem aus der Tasche lugenden Zipfel seines Schnupftuches. Die Trauung ging in einer benachbarten Kirche vor sich, worauf Herr und Frau Bärenberg im engsten Kreise der Familie, so hatte es der Bräutigam gewünscht, ein kleines Diner zu sich nahmen, um alsdann in eigenem Wagen nach Hause zu fahren. Der Abschied war ergreifend, selbst die Kriegsräthin wußte keinen Scherz mehr hervorzubringen, Sophie zerfloß in Thränen, und that gerade so, als ob sie es sei, die einen Abschied auf Nimmerwiedersehen nähme; auch Pauline schien von dem

allgemeinen Schmerz angesteckt zu sein, hielt sich aber so lange, bis sie die festen, ernsten Gesichtszüge ihres Vaters in eine zuckende Bewegung kommen sah, worauf sie sich in die Arme ihrer Mutter flüchtete und reichlich weinte.

Endlich schien Alles überstanden zu sein, die junge Frau wurde von Mutter und Schwestern nach dem Wagen geführt, und Herr Bärenberg ergriff noch einmal die Hand seines Schwiegervaters, der sie ihm, wie es seine Gewohnheit war, mit steifem Arme entgegenstreckte und schüttelnd auf- und abbewegen ließ. Ohne der Feierlichkeit des Augenblicks zu nahe zu treten, können wir uns doch nicht enthalten, zu gestehen, daß dieses Auf- und Abbewegen des kriegsräthlichen Armes etwas von der Bewegung eines Pumpenschwengels an sich hatte, und auch von gleicher Wirkung war; denn der Kopf des Kriegsraths tauchte dabei furchtbar tief in seine Halsbinde, und ein paar schwere Tropfen rollten aus seinen Augen.

„Machen Sie mein Kind glücklich," sagte er alsdann mit einer Grabesstimme, denn der Schmerz des Augenblicks hatte ihn aller höheren, milderen Töne beraubt.

„Gewiß," entgegnete der Schwiegersohn in herzlichem Tone und setzte hinzu: „hoffentlich werden Sie es bald mit eigenen Augen sehen, wie glücklich wir sind," dann wischte er sich mit umgekehrter Hand über die Augen und eilte seiner jungen Frau nach, die still weinend in der Wagenecke saß.

„Leb' wohl, Mama!"

„Adieu, Frau Schwiegermutter!"

„Gott segne Euch Beide, kommt glücklich nach Hause und laßt bald Gutes von Euch hören!"

„Auch mir mußt Du bald schreiben, wie es Dir oben geht, Elise," rief das kleine Mädchen, und diese und ähnliche Abschiedsworte, Wünsche und Betheuerungen wurden noch ein paar dutzend Male ausgetauscht, bis endlich die Pferde anzogen und der Wagen davonrollte.

Sophie allein hatte im letzten Stadium des Abschieds keine Worte mehr gehabt, selbst nicht einmal mehr Thränen.

Sie drehte krampfhaft ihr Taschentuch zwischen den Händen, blickte stumm gen Himmel, wobei ihre ganze Haltung etwas Niobe'sches, Bildsäulenartiges hatte, eine schmerzliche Erstarrung, aus der sie erst wieder geweckt wurde durch das Rollen der Räder; dann eilte sie rasch in's Zimmer zurück, wo sich der Kriegsrath noch immer befand in der gleichen Haltung, ja selbst noch mit halbausgestrecktem Arm, als erwarte er ein nochmaliges Schütteln desselben, tief eingetaucht in die Halsbinde, sonst aber thränenlos, still und bewegt. Vielleicht hätte er auch so einen glücklichen Uebergang in seine gewöhnliche ruhige Gemüthsstimmung gefunden, wenn nicht sein Vatergefühl durch die excentrischen Deklamationen seiner ältesten Tochter auf's Neue wäre in Anspruch genommen worden.

Diese schien über das stattgefundene schreckliche Ereigniß untröstbar zu sein, mochte sie sich nun überhaupt unter jeder Ehe etwas Entsetzliches vorstellen, oder mochte es in diesem speziellen Falle die in ihren Augen zweifelhafte Zukunft der geliebten Schwester sein, welche ihr hysterisches Gemüth so furchtbar aufregte und sie so finster blicken ließ. Sie hatte Ahnungen und Vorgefühle, welche selbst das Lächeln der nun wieder gefaßt eintretenden Kriegsräthin in der Geburt ersterben ließen, den Vater aber endlich ungeduldig machten, so daß er sich zu den Worten hinreißen ließ: „Nun, so arg wie Du thust, Sophie, kann ich die Sache doch nicht ansehen; es ist nun einmal die Bestimmung des Weibes, Vater und Mutter und also auch ihre Schwestern zu verlassen, um dem Manne, dem sie angehört, zu folgen, und wenn ich es auch begreiflich finde, daß uns, die Zurückbleibenden, das schmerzlich berührt, so muß man doch in Allem Maß und Ziel halten, und jetzt, da der Augenblick der Tennung vorüber ist, will ich an das Glück unserer Elise glauben, und hoffe auf ihre heitere, gute Zukunft — ein wahres Glück ist dabei zu nennen, daß Du, die das so furchtbar schwer nimmt, vorderhand noch nicht in den gleichen Fall kamst."

So hart der unglücklichen Sophie, die ja auch, um

bildlich zu reden, in Arkadien geboren war, und also Ansprüche an das Leben hatte wie jede Andere, diese Worte ihres Vaters klangen, so hatte doch diese bittere Mahnung auch wieder das Gute, daß sie, sich tief gekränkt fühlend und wie die Sensitive bei rauher Berührung zusammenschauernd, die Schleusen ihrer Thränen stopfte und sich zu schmerzlichen Betrachtungen in ihr Zimmer zurückzog.

Daß das junge Paar nach Verlauf einiger Stunden glücklich zu Hause angekommen war, erfuhr man sobald als möglich durch einen langen Brief Elisens, von dem jede Zeile, jedes Wort als Ausdruck der höchsten Zufriedenheit hätte gelten können. — —

Der Winter war vorübergegangen, der Frühling war wieder eingekehrt, und da das kleine Jagdschloß in der Nähe der Eisen- und Hammerwerke wie im Schooße dichter Wälder lag, so hatte die junge Frau die keimenden Knospen, die sprossenden Blätter, und alle die wunderbaren Erscheinungen an Blatt und Blüten in dieser köstlichen Zeit, so zu sagen aus erster Hand, und freute sich darüber, wie ein Kind sich über ein neues Spielzeug freut. Ihr war ja auch dieses wunderbare, jugendfrische Waldleben gänzlich neu; denn die Bäume, und selbst die Sträucher, die sie in den Gärten um die Residenz gesehen, hatten so etwas Verständiges und Ernstes an sich, etwas Langweiliges, da sie vornehmer geworden schienen, als ihre Geschwister draußen in Feld und Wald, und es deßhalb ihrem Range als Residenzbäume schuldig zu sein glaubten, ein ennuirtes Aussehen anzunehmen. Schien ihr doch selbst das Grün der jungen Blätter hier viel frischer zu sein, und sah sie doch in den heiligen stillen Wald, wenn sie Morgens ihre Augen öffnete, statt daß sie früher graue Mauern vor sich hatte, verhängte Fenster und zuweilen verdrießliche Gesichter, die sich grämlich niederbeugten auf kränkliches Epheu und grämliche Geranien.

Und erst die Morgenkonzerte hier außen; der vielstimmige Gesang der luftig gefiederten Waldsänger, das schmetternde Aufwirbeln der Lerche, das Pochen des Spechtes, das

eitle Geschrei eines frühen Kukuks — zwischen diesen Harmonieen klang als Grundbaß das Rauschen der Mühlwerke und das Klappern der Streckhämmer, und all' diesen Konzerten konnte sie ohne Toilette und ohne Eintrittsgeld beiwohnen.

Es waren Briefe der Glückseligkeit, durch die die junge Frau im Rapport mit ihrem Elternhause blieb; sie hatte ja nicht so viel zu thun, um nicht täglich ein paar Stunden mit ihren Angehörigen plaudern zu können, und dabei bekam jeder seine Epistel; es wurde Jedem geschildert, was gerade für ihn paßte, und wenn dadurch die einzelnen Schreiben sehr verschiedenen Inhalts waren, so klangen sie doch am Ende alle zusammen aus derselben Tonart: kommt nur, kommt, sobald als möglich, da der Frühling jetzt da ist; es wird Euch hier Alles gefallen, und es wird uns recht glücklich machen. Letzterer Satz wurde häufig durch ein paar herzliche Worte des Herrn Bärenberg bekräftigt, und man kann sich denken, daß darauf hin die ganze kriegsräthliche Familie die ausschweifendsten Reiseprojekte machte, ja der alte Kriegsrath selber sprach anticipando darüber mit seinem Departementschef, als er denselben nach Erhaltung eines neuen Großkreuzes in besonders guter Laune traf, über diesen Gegenstand und meinte, nach zwanzigjähriger urlaubsloser Dienstzeit doch in diesem Sommer einmal Anspruch auf einige Wochen Freiheit von den Fesseln seines Schreibtisches machen zu können.

Daß auf die Briefe Elisens eben so viele Antworten gegeben wurden, versteht sich von selbst, besonders war darin die Kriegsräthin unermüdlich und ließ es an Rathschlägen und praktischen Anweisungen nicht fehlen; auch sandte sie der jungen Haushaltung eine Menge Dinge, die in ihrer Wirthschaft entbehrlich geworden waren, oder mit denen eine junge Haushaltung noch nicht recht versehen ist, eben weil sie eine junge Haushaltung ist, als zum Beispiel kleine Speisekammervorräthe, an denen man im Frühjahr so froh ist, Konserven und Eingemachtes aller Art; doch wurden die

Sendungen nur als Tauschobjekte behandelt, und dafür kamen wilde Enten zurück, Schnepfen und Erzeugnisse des Geflügelhofes, vom Ei an bis zum gemästeten Huhn.

Die Briefe der jungen Frau kamen selbstverständlich nach den ersten Monaten ihrer Ehe nicht mehr so zahlreich, wie früher, besonders nicht an Vater und Geschwister, denen sie mit ein paar Worten schrieb: „ich kann Euch mein Glück nicht jedesmal wiederholen, aber kommt nur selbst und seht;“ der Mutter dagegen schrieb sie so häufig als früher, und wenn auch diese Briefe gleich herzlich blieben, so war doch die junge Frau ruhiger in ihrem Glücke geworden, und das sprach sich auch in ihren Zeilen aus: Ihr Mann, schrieb sie, bleibe sich gleich in seiner Liebe und Aufmerksamkeit; natürlich könne sie nicht verlangen, daß er den ganzen Tag mit ihr scherze und lache, dafür sei er Geschäftsmann, und seine Geschäfte meistens sehr ernster, wichtiger, auch wohl verdrießlicher Natur. Morgens nach unserem Frühstück verläßt er mich, geht in die Fabrikgebäude, und da ist denn oft so viel zu thun, daß er nicht immer im Stande ist, unsere Essenszeit einzuhalten. Daran habe ich mich aber gewöhnt und bin, Dank Deinen Ermahnungen, liebe Mutter, dann um so froher, wenn ich ihn aus dem Walde hervor auf unser Haus zugehen sehe.“

„Anfangs bat ich, ihn zuweilen an der Fabrik abholen zu dürfen, doch hat er das nicht gerne, und mit vollem Rechte, wie ich jetzt einsehe; es sind da unten so viele rohe und wilde Gesellen. Häufig würde ich ihn auch gar nicht finden, da er zuweilen nach den Eisengruben hinaus reitet, und an solchen Tagen geschieht es dann wohl, daß unsere Suppe statt um ein Uhr erst um vier Uhr auf den Tisch kommt. Das ist für eine Hausfrau gerade nicht angenehm, aber man gewöhnt sich auch daran.“

Ein andermal schrieb Elise an ihre Mutter: „Ich hätte doch jetzt nach vier Monaten geglaubt, unser Haus ganz genau zu kennen, denn Du kannst Dir denken, daß es mir ein wahres Vergnügen macht, alle Räume zu durchsuchen

und Alles auf's Genaueste zu durchstöbern, mein Mann forderte mich ja dazu auf und gab mir alle Schlüssel; doch war es mir bei der eigenthümlichen Bauart des kleinen Jagdschlosses mit seinen Thürmen und Vorsprüngen entgangen, daß sich neben unserem Schlafzimmer noch ein anderes Gemach befand. Im Geiste sehe ich dich lachen, liebe Mutter, und höre Dich kopfschüttelnd sagen: das hätte ich in den ersten Tagen entdeckt; aber wenn Du einmal hierher kommst, liebe Mutter, und Dir das ganze Haus ansiehst, wirst Du mir Recht geben. Dieses Gemach befindet sich nämlich in dem mittleren Stockwerke des alten, dicht am Hause stehenden Thurmes, und das große Fenster, durch welches dasselbe erhellt sein muß, schien mir unabhängig von unserer Wohnung in dem eben erwähnten Thurme zu sein. In dem Thurme selbst war ich bis jetzt noch nicht, da mein Mann die alte morsche Treppe dort neu machen läßt, um, wie er lachend sagt, ein würdiges Söllergemach einzurichten für den Besuch des Burgfräuleins Sophie.

„Aber höre, wie ich zur Entdeckung jenes Gemaches kam. In unserem Schlafzimmer steht ein alter, ungeheuer großer Kleiderschrank aus Eichenholz, in welchem ich neulich etwas suchte, was ich lange nicht finden konnte, weßhalb ich mit den Händen in allen Ecken des weitläufigen Möbels herumtastete und so an der Rückwand desselben hinten in der Ecke an einen Knopf stieß und absichtslos auf denselben drückte. Denke Dir nun aber mein Erschrecken, als der Schrank, nachdem ich kaum gedrückt, anfing, durch Federkraft sich langsam zu drehen; ich kann Dich versichern, liebe Mutter, ich war so erschrocken, daß ich zurückfuhr und auf meinen Stuhl niederfiel. Die ganze Sache kam mir so geheimnißvoll, ja übernatürlich vor, und erst, als der Schrank nach einer Viertelswendung wieder ruhig stand, wagte ich es, in weiten Bogen scheu um ihn herumzugehen und dann hinter ihn zu blicken. — Da entdeckte ich nun eine Thüre, die in ein Nebenzimmer führen mußte, und nicht nur fest verschlossen war, sondern von dessen Schlosse man auch noch die Griffe

weggenommen und die dadurch entstandene Oeffnung sorgfältig mit Holz verstopft hatte. Obgleich ich nun, wie ich Dir eben geschrieben, ganz zufällig das Geheimniß dieses Schrankes entdeckte und man mir ganz gewiß nicht den Vorwurf der Neugierde machen konnte, so erschrak ich doch, als in diesem Augenblicke mein Mann in's Zimmer trat, und um so mehr, als er seine Augenbrauen finster zusammenzog und mich mit einem so barschen Tone, wie ich ihn bisher noch nie an ihm gehört, fragte: ‚Was machst Du da?‘ Ich erzählte ihm der Wahrheit gemäß den ganzen Hergang, worauf er lächelte, aber es war kein Lächeln heiter und offen, wie ich es bisher an ihm gesehen. ‚Ach ja,‘ sagte er alsdann in gleichgültigem Tone, ‚ich hatte vergessen, Dir das zu sagen: es ist dort ein großes Thurmzimmer, das auch noch einen Eingang von drüben hat, und welches ich benutze, um Rumpelwerk, allerlei zerbrochene Geschichten, besonders aber Theile von Maschinenmodellen aufzubewahren. — Du kannst Dich aber beruhigen, liebes Kind, die Thüre hier ist fest verwahrt und lange nicht mehr geöffnet worden; auch hat der Schrank seit Jahren seinen Platz nicht mehr verlassen.‘

„Die hastige Art, mit der mein Mann gegen seine Gewohnheit mit mir sprach und auch den Kleiderkasten wieder an seine Stelle brachte, befremdete mich etwas, besonders aber, daß er mir sagte, die Thüre sei seit Jahren nicht mehr geöffnet worden und der Schrank habe lange seinen Platz nicht verlassen; denn in diese Worte setze ich meinen Zweifel, und Du wirst mir Recht geben, wenn ich Dir sage, daß weder an der Thüre zum Nebenzimmer, noch an der Rückseite des Kleiderkastens Staub und Spinnengewebe und dergleichen zu sehen waren, doch ich schlage mir das aus dem Sinne und will nicht mehr daran denken.“

Die Kriegsräthin las diesen Brief mit größter Ruhe durch und hatte anfänglich die Absicht, denselben ihrem Gemahl, wie sie meistens, nicht gerade immer, zu thun pflegte, zur Durchsicht zu übergeben. Dießmal aber faltete sie ihn ruhig zusammen und sprach kopfschüttelnd und lächelnd ein

von den meisten Frauen beliebtes, großes Wort gelassen aus: „Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen.“ Mein Schwiegersohn,“ setzte sie nach einer Pause mit sich selbst redend fort, „braucht bei seinem großen Geschäfte mehr als eine Rumpelkammer, und da er schon eine Zeitlang wieder als Junggeselle gelebt hat, so mag es darin wohl so unordentlich aussehen, daß er sich vor seiner Frau schämt — und wenn ich hinaufkomme, will ich mich des Gemaches annehmen und da Ordnung schaffen — eine Kleinigkeit das, fast ein Vergnügen,“ sagte sie kopfaufwerfend und setzte nach einem längeren Nachsinnen hinzu: „aber mit meinem Kriegsrath davon zu reden, Gott soll mich bewahren; was der in dieser einfachen Geschichte für Gespenster sehen würde: ein alter Kleiderschrank, welcher sich auf den Druck einer Feder bewegt, dahinter eine Thüre, die zu einem Gemache führt, das man jahrelang nicht mehr geöffnet — o, er wäre bei seiner Phantasie im Stande, daraus eine förmliche Kriminalgeschichte zusammenzusetzen — nein, nein, ich schweige darüber.“

Und es war auch gut, daß sie gegen den Kriegsrath schwieg, aber sie hätte auch ihrer Tochter Sophie nichts davon sagen sollen um nicht beunruhigt zu werden; denn dieses empfindsame Mädchen wiegte ihr Haupt bedächtig hin und her, seufzte etwas Weniges und sagte alsdann mit einer gepreßten Stimme: „das ist doch seltsam, Mama; solche Geheimnisse, meine ich, sollte ein Mann nicht vor seiner Frau haben, und wenn Du es Dir genau überlegst, so wirst Du mir zugeben müssen, es ist das ein sehr geheimnißvolles Geheimniß, so plötzlich neben seinem Schlafzimmer eine alte Rumpelkammer zu entdecken. — Gehört eine alte Rumpelkammer neben ein Schlafzimmer? Meiner Ansicht nach gewiß nicht. Und sind wir auch sicher, daß das verschlossene Gemach wirklich eine Rumpelkammer ist?“

„Nun, was sollte es sonst sein? vielleicht eine Speisekammer oder ein Tanzsaal?“

„Das wäre ebenso unpassend,“ entgegnete Sophie mit großer Entschiedenheit, „als neben dem Schlafzimmer eine

Rumpelkammer zu haben, von der die Frau nichts weiß — mich soll man überhaupt nicht überreden, daß es eine Rumpelkammer ist."

„Das wäre auch vergebliche Mühe, Dich zu etwas überreden zu wollen," antwortete die Mutter ungeduldig, die den harten Kopf ihrer Tochter kannte, „aber sage mir um des Himmels willen, warum soll es nicht das sein, was Dein Schwager sagt."

Sophie zuckte auffallend hoch und lang mit den Achseln, ehe sie sich herbeiließ, eine Antwort zu geben, dann sagte sie: „warum es meiner Schwester verheimlichen, wenn es in der That nichts Anderes ist? Ich an Elisens Stelle hätte mir augenblicklich dieses geheimnißvolle Thurmzimmer öffnen lassen, um selber nachzusehen — — ich fürchte," setzte sie nach einem längeren Stillschweigen hinzu, „Elise läßt sich tyrannisiren."

„Sieht denn Dein Schwager aus, wie Jemand, der tyrannisiren will?"

„Das kommt auf die Augen an, mit denen man ihn betrachtet; Elise und auch Du freilich habt in ihm von Anfang an nur einen Ausbund aller vortrefflichen Eigenschaften erblickt. Du lieber Gott, und Ihr mögt auch vielleicht Recht haben, wie kann ich, ein unerfahrenes Mädchen, darüber entscheiden; nur so viel darf ich mir vielleicht erlauben zu sagen, daß ich zuweilen einen Ausdruck seiner Augen bemerkt habe, und ein höhnisches Lächeln, das mir kalt in's Herz schnitt — Du wirst schon sehen, Mama."

„Ich bitte Dich, Sophie," entgegnete die gute Frau ärgerlich, „laß mich aus mit Deinen düsteren Prophezeiungen, man sollte fast glauben, Du mißgönnest Deiner Schwester ihr Glück."

„Ich, meiner Schwester etwas mißgönnen, und besonders — das Glück? O, Mama, Du kennst mich nicht." Sie blickte bei diesen Worten gen Himmel oder vielmehr an die Zimmerdecke empor, während ein etwas verächtliches Lächeln um ihre Mundwinkel spielte.

Wir können es aber nicht läugnen, daß diese Unterredung ein bitteres Gefühl zurückließ in dem Herzen der sonst so arglosen Kriegsräthin, und daß sie das Gespräch mit ihrer Tochter, als sie darauf allein in ihrem Wohnzimmer saß, mit sich selbst fortsetzte, und wir müssen noch hinzufügen, daß ein Brief Elisens, der ungefähr vierzehn Tage später einlief, sie leider veranlaßte, sich die Bemerkungen Sophiens lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Ach liebe Mutter," schrieb die junge Frau Bärenberg, „Du wirst mich ausschelten, wenn ich Dir sage, daß ich meine Neugierde nicht unterdrücken konnte, um zu erfahren, ob das verschlossene Gemach neben unserem Schlafzimmer in der That eine Rumpelkammer sei; aber diese Neugierde war so unbezwinglich und mächtig, daß sie mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ: wo ich ging und stand, oder, wenn ich allein in meinem Schlafzimmer saß, ja selbst im Traume sah ich eine verschlossene Thüre vor mir und bemühte mich eine Oeffnung zu finden, wodurch ich in das Nebengemach gelangen konnte. Mehrmals sprach ich auch mit meinem Mann darüber, doch gab er mir mit einem eigenthümlichen Lächeln immer sehr kurze Antworten darauf und sagte: „Später einmal kannst Du dort nach Belieben umherstöbern und so lange bleiben, wie Du willst, für jetzt aber ist es noch mein Geheimniß, und ich bin von Dir, meiner verständigen Frau, überzeugt, daß, wenn ich Dir die Schlüssel zu dem Nebenzimmer geben würde, Du dasselbe doch nicht gegen meinen Wunsch beträtest." Nach einer solchen Unterredung sah ich denn auch jedesmal ein, daß mein Verlangen recht kindisch sei und lachte über mich selber — — — — — — — — aber, liebe Mutter, ich weiß nicht, woher es kommt, ich kann in der letzten Zeit nicht mehr so herzlich lachen wie früher, zuweilen überfällt mich ein unbestimmtes Gefühl von Unruhe, ja von Angst, so daß ich an's offene Fenster eilen muß und es mir wohl thut, wenn ich dort die frische Waldluft einathme. — —

„Aengstige Dich aber nicht über meine Worte, ich bin

nicht krank, nur sind meine Nerven seltsam aufgeregt, aber nicht so, daß es mich gerade immer unglücklich macht; denn wenn ich auch jetzt, ohne zu wissen warum, traurig und verstimmt bin, so durchzieht mich gleich darauf wieder ein solch' unnennbares Gefühl des höchsten Glückes, daß ich nicht im Stande wäre, es Dir zu beschreiben, dann liegt eine Zukunft vor mir, so klar und sonnenhell, so ohne jeden Schatten, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich die Thränen, die mir in die Augen treten, vor lauter Glück und Seligkeit reichlich über mein Gesicht hinabtropfen lasse. — Ist das nicht seltsam, liebe Mutter?

„Aber, um wieder auf meine unbezwingliche Neugierde zu kommen, und was daraus folgt, so muß ich Dir so gut als möglich mittheilen, was ich gethan: Es war am Morgen nach einer Nacht, in der ich einen garstigen Traum hatte. Denke Dir nur, mir träumte das alte dumme Märchen von Blaubart, und es war mein Mann, der, ehe er wegritt, mir einen goldenen Schlüssel zum Nebenzimmer gab, aber ausdrücklich verbot, dasselbe zu betreten; doch folgte ich ihm nicht, das heißt, Alles im Traum, liebe Mama, vielmehr hatte ich kaum gehört, wie sich der Hufschlag seines Pferdes auf dem weichen Waldboden verloren, als ich rasch den goldenen Schlüssel gebrauchte, die Thüre öffnete und hineintrat. Doch denke Dir mein Entsetzen, als ich im nächsten Augenblick keinen Boden mehr unter meinen Füßen fühle, sondern tief, tief hinabstürze in ein unheimliches, finsteres und feuchtes Gewölbe. O, wie war ich so froh, als ich von diesem Sturze erwachte und dann fühlte, daß ich nur geträumt habe. Zufälligerweise nun ritt mein Mann am andern Morgen in das benachbarte Städtchen, und kaum war sein Pferd zwischen den Bäumen verschwunden, so überfiel mich eine solche Unruhe, daß ich, um nicht augenblicklich sich den Schrank wegdrehen zu lassen und nach einer Oeffnung in der verschlossenen Thüre zu suchen, mein Schlafzimmer verließ, es abschloß und den Schlüssel der Katharine gab. So, dachte ich, zwinge ich mich selber und zähme meine Neugierde

— aber sie war stärker als meine guten Vorsätze. Ich ging eine Stunde in den Garten spazieren, setzte mich dann mit einem Buche in der Hand auf die Moosbank unter den ersten Bäumen des Waldes, von denen aus man unser Haus sieht, versuchte aber vergeblich zu lesen, denn die Buchstaben tanzten vor meinen Blicken, und wenn ich die Augen schloß, sah ich die geheimnißvolle Thüre. Es zog mich wie mit Gewalt in's Haus zurück, und wenn ich mich auch zurückhalten wollte, so flüsterte mir eine Stimme zu, sieh' doch nach, damit endlich einmal Deine quälende Unruhe aufhört: wie wirst Du so glücklich sein, wenn es wirklich eine Rumpelkammer ist, ja selbst, wenn Du es fändest, wie Du es im Traume gesehen, daß es von Deinem Schlafzimmer tief in den Thurm hinabginge, wärest Du zufrieden und würdest Deinem Manne die kleine Nothlüge verzeihen, die er ja doch nur angewandt, um Deine Einbildung nicht durch das Wähnen eines leeren, wüsten Raumes zu erschrecken — nun, und ich bin ja ebenso die Frau des Hauses, wie er der Herr desselben ist. — Was soll ich Dir, liebe Mama, weiter von dem Für und Wider schreiben, das durch meine Seele zog; genug, ich ließ mir meinen Schlüssel wieder geben, hatte aber dabei recht deutlich das Gefühl meines Unrechts, als Katharine sagte, ich sähe so blaß aus. In der That trugen mich kaum meine Füße, als ich die Treppe hinanstieg, und oben angekommen, mußte ich mich tiefathmend niedersetzen, um erst wieder zu Kräften zu kommen; dann aber war der Schrank rasch auf die Seite gedreht, mit einem kleinen Bohrer, den ich mir schon lange zu diesem Zwecke verschafft, zog ich eines der Holzpflöckchen aus der Thüre und sah — — ach, liebe Mama, ich sah, daß mein Mann nicht die Wahrheit mit mir gesprochen, was mir um so unbegreiflicher war, da er mir eine wahre Schilderung von dem Nebengemache hätte machen können, das heißt von dem, das ich durch die kleine Oeffnung, an der mein Auge ruhte, sehen konnte. Etwas freilich erschreckte mich, doch reden wir lieber nicht darüber — — oder später, ich sah nämlich in ein großes, gut ein-

gerichtetes Zimmer, das wahrscheinlich recht freundlich gewesen wäre, wenn nicht die herabgelassenen Vorhänge das Gemach mit einem etwas düsteren Lichte erfüllt: das Zimmer hatte eine ziemlich helle Tapete, bequeme Möbel, unter Anderem einen großen Lederfauteuil und ein breites, weiß überzogenes Bett, von dem ich aber trotz meiner Anstrengung nur die untere Hälfte sehen konnte; es war etwas hoch gebettet, und da, auf der weißen Decke, bemerkte ich etwas — — doch ich wollte es Dir eigentlich nicht sagen, bis ich mich überzeugt, ob es in der Wahrheit ein rothes Band war, denn so sah es aus, obgleich man es auch für Blutflecken hätte halten können. — Lange konnte und mochte ich nicht hineinschauen, denn ich fühlte mich so schwach, wie noch nie in meinem Leben, und sah den Augenblick voraus, wo ich vor der Thüre in Ohnmacht fallen würde, und das ist keine Uebertreibung, liebe Mama, — denn kaum hatte ich das Holzpflöckchen hineingeschoben und den Schrank wieder vor die Thüre gedreht, als es mir schwarz vor den Augen wurde, ich gegen mein Bett zuschwankte und auf demselben lag, als ich wieder zu mir kam. Katharine stand vor mir, rieb mir weinend die Schläfe mit Essig und erzählte mir alsdann, sie sie wäre zufällig in's Zimmer gekommen, als sie bemerkte, daß ich von dem Bette auf den Boden hätte sinken wollen. Uebrigens war diese Ohnmacht rasch vorübergegangen, und als ich nach einer Stunde wieder aufstand, fühlte ich nichts mehr davon, doch bemerkte ich dann erst zu meinem Schrecken, daß ich mir, wahrscheinlich beim Hineindrücken des Holzpflöckchens, meinen Finger blutig geritzt, und zwar so arg, daß ich ihn verbinden mußte, um das Blut zu stillen. Was sollte ich darüber meinem Mann sagen, als er Nachmittags nach Hause kam, denn mit seinem scharfen Auge mußte er die kleine Wunde augenblicklich entdecken. Glücklicherweise erzählte ihm Katharine, als er vor dem Hause vom Pferde stieg, in ihrer Geschwätzigkeit von meiner Ohnmacht, worauf er in ein paar Sprüngen die Treppe heraufeilte, leise die Thüre des Zimmers öffnete und mich alsdann erregt, wie

ich ihn nie gesehen, und zärtlich besorgt in die Arme nahm, ja auf's Herzlichste meine Augen küßte, als ich zu weinen anfing, und mich mit tausend Schmeichelworten versicherte, dieser Anfall habe gar nichts zu sagen aber er wolle es doch so einrichten, daß er in der nächsten Zeit nicht mehr genöthigt sei, länger vom Hause wegzubleiben; die Verwundung am Finger, die er sogleich sah, nahm er als durch meinen Fall verursacht an, nur ein einziges Mal war es mir, als schaue er mit einem eigenthümlichen Blick nach dem alten Kleiderkasten. — Beunruhige Dich aber nicht, liebe Mama; was ich Dir soeben geschrieben mit dem verschlossenen Zimmer, wird gewiß seine guten Gründe haben, und bin jetzt fest überzeugt, daß es rothe Bänder waren, die ich gesehen, und keine Blutflecken."

Dieser Brief war wohl geeignet, die Heiterkeit der Kriegsräthin, mit der sie jedesmal den Brief ihrer Tochter in Empfang nahm, bedeutend zu dämpfen, und so geschah es auch in der That. Sie ließ das verhängnißvolle Schreiben in ihren Schooß niederfallen und dachte mit ernstem Gesichte über den Inhalt nach. Wenn ihr, als einer praktischen und gescheidten Frau, auch Manches erklärlich war und sie dasselbe als ganz natürlich ansah, so war ihr dagegen die Geschichte mit der geheimnißvollen Thüre wichtig genug, um darüber voll Unruhe nachzudenken. Dabei trug es nicht zur Besänftigung ihrer aufgeregten Stimmung bei, daß Sophie gerade in's Zimmer trat, und als sie mit ihrem scharfen Auge einen Brief ihrer Schwester gewahrte, wie ein Stoßvogel darauf losfuhr und trotz der Einreden ihrer Mutter triumphirend las.

„Siehst Du wohl?" sagte sie alsdann, und schlug mit der rechten Hand heftig auf das Blatt, „siehst Du wohl, wie meine Befürchtungen gerechtfertigt waren? — — arme Elise! Glaubst Du noch nicht, Mama, daß sie in die Hände eines herzlosen Tyrannen gefallen ist? O, diese Männer! Keiner hat ein Herz, selten ist einer im Stande, das zarte Gemüth eines weiblichen Wesens zu verstehen und es scho-

nend, wie es sein soll, zu behandeln. O, Mama, ich halte es für meine Pflicht, zu meiner Schwester zu eilen und ihr rathend zur Seite zu stehen."

„Das wäre mir ein rechter Unsinn," erwiederte die Kriegsräthin mit großer Ruhe, „Du mit Deinem empfindsamen unpraktischen Wesen wärest wohl im Stande, da helfend einzugreifen. Ueberlaß das Leuten, die etwas davon verstehen. Daß Elise ein wenig schwarz sieht, finde ich ganz natürlich, und die Geschichte mit dem verschlossenen Zimmer wird sich auch noch sicher aufklären."

„Könnte ich nur seinen Blick vergessen," sprach die reife Jungfrau mehr zu sich selber, als zu ihrer Mutter, „jenen Blick, mit dem er oft lauernd um sich schaute, und dabei das höhnische Zucken seiner Mundwinkel."

„Vergiß das Alles so gut Du kannst," erwiederte die Kriegsräthin, „und überlaß uns diese Angelegenheit, sei aber so gut und sprich nicht darüber; es ist nicht nothwendig, Deinen Vater zu beunruhigen."

Diesen dringenden Wunsch ihrer Mutter erfüllte Sophie übrigens nur sehr bedingungsweise; denn wenn sie ihrem Vater auch nicht gerade die ganze Geschichte erzählte, so ließ sie doch zuweilen Aeußerungen fallen, die den guten Kriegsrath nach und nach stutzig machten und zu weiteren Nachfragen veranlaßten. So kam es denn, daß er endlich seine Frau ernsthaft aufforderte, ihm die letzten Briefe Elisens vorzulegen. Nachdem er sie gelesen, schüttelte er sehr ernsthaft mit dem Kopfe, legte die Hände auf den Rücken und sagte seine Meinung in der Art eines Selbstgesprächs, wie er oft zu thun pflegte, und von dem er hie und da einen Satz durch eine fragende Wendung an seine Frau richtete.

„Wozu braucht man überhaupt in einem Hause," meinte er, „heimliche Gemächer, die beständig verschlossen sind und angeblich als Rumpelkammer dienen? Oder, warum sagt man seiner Frau nichts davon und erregt ihren Verdacht, indem man sie durch das Schlüsselloch zufällig sehen läßt, daß es keine Rumpelkammer ist, sondern ein ehemaliges Schlafzim-

mer mit herabgelassenen Vorhängen? — Findest Du darin einen Sinn, mein Kind?"

„Ich kann mir seine Absicht bei dieser Verheimlichung allerdings auch nicht erklären," warf die Kriegsräthin dazwischen, „doch halte ich unsern Schwiegersohn für einen Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, und bin überzeugt, er hat seine Gründe dafür, die Elise schon erfahren wird, wie er ihr ja auch gesagt."

„Was die Blutflecken anlangt," fuhr der Kriegsrath düster fort, „so könnte man denken, unsere Tochter habe sich allerdings getäuscht und es sei ein rothes Band gewesen — doch mußt Du auch nicht vergessen, daß in diesen alten Schlössern oftmals geheimnißvolle Sachen vorfielen, die eben solche Spuren hinterließen."

„Aber Bärenberg würde diese Spuren vertilgt haben, wenn er wirklich so etwas vorgefunden."

„Mit dieser Aeußerung," entgegnete der Kriegsrath, indem er stehen blieb, um tief aus seiner weißen Halsbinde hervor seine Gattin anzuschauen, „bringt man uns auf die Höhe der Situation: fand man allerdings derartige Spuren vor, so würde man sie vertilgt haben, oder wäre anzunehmen, oder vielmehr man könnte annehmen, oder noch besser, mit Grund zu Argwohn wäre man vielleicht berechtigt anzunehmen, diese Spuren, welche da sind, seien nicht vorgefunden worden, sondern erst später entstanden, und das würde allerdings diese Sachen etwas düster und verwickelt machen."

„Lieber Mann," entgegnete die Kriegsräthin mit scheinbarer Unbefangenheit, jedoch mit etwas zweifelhaftem Lächeln, „jetzt spricht aus Dir der ehemalige Auditor, der über einen Aktenstoß brütet und sich die größte Mühe gibt, den verhängnißvollen Faden aufzufinden. Ich will Dir was sagen, mein Lieber, Du hast mich immer Deine praktische Frau genannt, und ich glaube mich dieses Namens einmal wieder recht würdig zu machen, wenn ich mich in der nächsten Zeit aufmache, um Elisen zu besuchen: sei versichert, ich komme schon hinter das Geheimniß dieses verschlossenen Zimmers."

Der Kriegsrath zog lang und hörbar den Athem in sich hinein, senkte alsdann, wieder langsam auf und ab gehend, seine gedankenvoll gefurchte Stirn tief auf die Brust hinab und erwiederte nach einer längeren Pause: „Im Grunde hast Du Recht; Bärenberg hat Dich so oft und dringend eingeladen, die Sommertage sind angenehm, sie laden zum Reisen ein, und für alle Fälle gebe ich Dir gewichtige Schreiben mit an den Oberamtsrichter jenes Bezirks, dessen Namen ich mich von früher erinnere, und der Dir im Nothfalle mit Rath und That an die Hand gehen würde."

So wurde denn die Reise der Kriegsräthin beschlossen, da aber diese gute Frau ihr Haus seit langen Jahren nicht mehr verlassen, so vergingen ein paar Wochen, ehe ihre Vorbereitungen so weit gediehen waren, daß sie sich im Stande sah, den Tag ihrer Abreise festzusetzen. Wer weiß aber, ob dieser Tag nicht noch mehrmals hinausgeschoben worden wäre, wenn nicht ein Umstand die Kriegsräthin veranlaßt hätte, ihre Abreise so viel als thunlich zu beschleunigen. Elise hatte nämlich nach jenem von uns erwähnten Briefe noch ein paarmal und dann immer nur sehr wenige Zeilen geschrieben, durch die unverkennbar ein Hauch der Trauer wehte, und dann war auffallender Weise eine Zuschrift des Herrn Bärenberg eingelaufen, worin er sagte, seine Frau befände sich nicht ganz wohl, das Schreiben greife ihre Nerven an, weßhalb er mit Vergnügen ihre Korrespondenz besorge.

Sophie versäumte nicht, das unter dem Verdächtigen als das Allerverdächtigste zu finden. „Elise," sagte sie, „die so gerne schreibt, meine starke und gesunde Schwester, sollte in wenigen Monaten so weit herunter gekommen sein, daß es ihr Mühe macht die Feder zu halten, um an ihre Eltern zu schreiben. Und doch glaube ich Alles, was der Herr Schwager sagt," setzte sie mit einem hysterischen Lächeln hinzu, „heruntergekommen wird sie allerdings sein, wenn sie überhaupt noch lebt; aber wodurch kann sie in so kurzer Zeit heruntergekommen sein, das frage ich, aus welchem Grunde kann die

gute, heitere, lebenslustige Elise in so kurzer Zeit so ernst und traurig geworden sein, wie aus ihren letzten Briefen hervorgeht? Das möchte ich erfahren."

Die Kriegsräthin wechselte einen bezeichnenden Blick mit ihrem Mann, dann gab sie ihrer Tochter zur Antwort: „Es gibt Dinge, die man Dir bei Deinem gewiß nicht kleinen Verstande dennoch nicht genügend erklären kann; glaube mir aber, daß es besser wäre, wenn Du Deine ewigen Aufhetzereien bleiben ließest und Deiner Mutter zutrautest, daß sie schon selbst in dieser Sache klar sehen wird — also in acht Tagen, nach unserer großen Wäsche, die ich nothwendig vorher abhalten muß, reise ich ab."

Und so geschah es auch. Nachdem die Wäsche wieder in Schränken und Kasten untergebracht war, verließ die Kriegsräthin, wenigstens halbberuhigt, mit dem Eilwagen die Residenz, und schrieb auch schon nach zwei Tagen, daß sie glücklich angekommen sei, daß sie glaube, Bärenberg habe sich recht gefreut, sie zu sehen, daß es Elisen recht ordentlich ginge, und daß sie, die Mutter, in ein paar Tagen den ausführlichsten Bericht einsenden würde über Alles, was ihr interessant erscheine, und gewiß auch über das geheimnißvolle Zimmer.

Aber dieser ausführliche Bericht blieb aus: es vergingen acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen, die Kriegsräthin sandte keine Zeile, nicht als ob man während dieser ganzen Zeit ohne Nachricht von Elisen geblieben wäre, im Gegentheil, Herr Bärenberg schrieb pünktlich von Woche zu Woche und sagte in diesen Schreiben, es ginge Alles vortrefflich, der Kriegsräthin gefiele es außerordentlich auf dem Lande, doch machten sich beide Frauen, Mutter und Tochter, so viel in der Haushaltung zu schaffen, daß sie gar nicht zum Schreiben kämen.

Diese Briefe gab Sophie, sobald sie sie gelesen, ihrem Vater mit einem stummen, vielsagenden Blick zurück, und wenn er sich darauf zuweilen achselzuckend gegen sie wandte, so sagte sie kopfnickend und mit einem unbeschreiblichen Lä-

cheln um ihre dünnen Lippen: „Natürlich, reden darf ich nicht, wie es mir um's Herz ist, sonst heißt es, ich verläumde, hetze auf, aber der Tag wird noch kommen, wo man mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber zu spät — zu spät — arme Elise!“

Da sie bei der Abwesenheit ihrer Mutter freie Hand hatte, ihre liebevollen Ansichten über den Schwager und das häusliche Glück ihrer Schwester preiszugeben, so braucht bei ihrer Gemüthsstimmung, bei ihrem Hasse gegen die ganze Männerwelt wohl kaum erwähnt zu werden, daß sie davon die umfassendste Anwendung machte, und daß es ihr vollkommen gelang, den sonst so ruhigen Kriegsrath in eine quälende Unruhe hineinzujagen. Hatte sie doch etwas Furchtbares erfahren und nicht versäumt, dieses ihrem Vater zur geeigneten Zeit mitzutheilen: Eine alte treue Nätherin nämlich, eine etwas geschwätzige Person, unter deren geschickter Hand die Aussteuer Elisens entstanden, und die lange Jahre in dem kriegsräthlichen Hause aus- und eingegangen war, hatte es sich nicht nehmen lassen, diese Aussteuer bei der Verheirathung ihres Lieblings, Elisens, mit dem Packwagen selbst nach der neuen Heimat der jungen Frau zu geleiten und dort für das Unterbringen der Unmassen Leinwand u. s. w. selbst Sorge zu tragen. Sie war acht Tage damit beschäftigt gewesen und äußerte sich im Allgemeinen über das Haus, wo Elise wohnen sollte, über die Einrichtung desselben, die Dienerschaft und Aehnliches ziemlich wohlwollend. Nur war es damals schon Sophien aufgefallen, daß die alte Nätherin mit einem Seufzer häufig den Wunsch wiederholte, Elise möge mit ihrem Manne doch auch recht glücklich werden. Die zartfühlende Schwester hatte anfänglich den bezeichnenden Seufzer zu diesem Wunsche nicht beachtet, nicht verstanden, jetzt aber erinnerte sie sich mit einer wahren Gier desselben. Sie machte die Alte bei einer guten Tasse Kaffee vertraulich, ließ sich auf's Neue von der Umgebung Elisens erzählen, brachte die Rede geschickt auf Herrn Bärenberg, und als sie mit großer Befriedigung jetzt den gewissen Seufzer wieder

vernahm, seufzte sie auch ihrerseits, spielte auf ein getrübtes Verhältniß an, entlockte der Nätherin zustimmende Aeußerungen, forschte und bohrte weiter mit einer unglaublichen Geschicklichkeit und erfuhr dann endlich, daß ihr Schwager mit seiner ersten Frau durchaus nicht glücklich gelebt, daß man von heftigen Scenen wisse, die zwischen Beiden vorgefallen, und daß das Ende der armen, unglücklichen Frau ein außerordentlich rasches gewesen sei.

Daß Sophie, als sie ihrem Vater hierüber Mittheilung machte, nichts that, um das Gehörte durch irgend einen Zusatz zu mildern, oder auch nur hinzugesetzt, das Ganze sei ein vages Dienstbotengeschwätz, verstand sich bei ihrer angenehmen Gemüthsstimmung von selbst; im Gegentheil, sie drückte ihre Hände krampfhaft zusammen, blickte den armen Kriegsrath tief seufzend an und sagte, langsam mit dem Kopfe nickend: „Und einem solchen Ungeheuer hat man meine unglückliche Elise überliefert! Gott, wie danke ich dir, daß du es in deiner Gnade gefügt, mich mit einem Manne zu verschonen."

Wir wollen es nicht verrathen, daß der Kriegsrath in diesem Augenblicke still in sich hinein denselben Gedanken aussprach, aber im Namen des jungen Männergeschlechts, denn seine Tochter Sophie erschien ihm in ihrer Gehässigkeit höchst unliebenswürdig.

„Ha," rief er aus, indem er sein Kinn frei und stolz aus der umhüllenden Halsbinde erhob, „sollte man doch glauben, dieser gute Bärenberg sei in der That ein Wärwolf, ein mörderischer Blaubart? — Lächerlichkeiten ohne Ende. Ich werde meiner Frau schriftlich tüchtig den Kopf waschen, daß sie mir nicht selbst schreibt, oder daß sie nicht wenigstens Elise veranlaßt, ihren Briefwechsel mit uns fortzusetzen."

„Die Aermste," erwiederte Sophie mit einem Blicke gen Himmel, „wenn sie überhaupt noch im Stande ist zu schreiben, wenn wir überhaupt noch eine Zeile von ihrer Hand zu sehen bekommen."

„Albernes Geschwätz, das ich mir verbitte," rief entrüstet der Kriegsrath, „und das Du wenigstens nicht loslassen solltest in Gegenwart Deiner kleinen Schwester, die Dich mit großen Augen ansieht und nicht weiß, was sie von all' dem dummen Zeug zu halten hat."

Und in der That blickte Pauline, die auf einem Schemel am Fenster saß und an einem Strumpfe strickte, ziemlich verwundert auf, als ihr Vater und Sophie ihre Stimmen so laut erhoben, was namentlich der Erstere sonst nicht zu thun pflegte.

„Ich muß mich wahrhaftig an dieses Kind wenden," fuhr der Kriegsrath feierlich fort, „um in ihrer kindlichen Antwort eine Beruhigung zu finden gegen Deine gehässigen Reden. Nicht wahr, Pauline," wandte sich der einigermaßen geängstigte Vater an das kleine Mädchen, „Du magst Deinen Schwager leiden, Du freust Dich, ihn zu besuchen?"

„Ja, wenn er Elise nichts zu Leide gethan hat," gab diese zur Antwort, wobei sie mit wichtiger Miene emsig fortstrickte.

„Was soll er ihr zu Leide gethan haben?" rief der Kriegsrath heftig entrüstet, „wer sagt dergleichen dummes Zeug?"

„Unten in der Küche sprechen sie davon," erwiederte Paulinchen, „und sie sagen, er wäre der Blaubart."

„Nein, das ist zu toll," rief der Vater, die Hände zusammenschlagend, „solchen Unsinn vorzubringen, solch' elende Dummheiten auszusprengen über einen Mann, von dem ich, der Vater, weiß, daß er meine Tochter außerordentlich liebt."

„Im Gegentheil, au contraire,
Der Blaubart liebt sein Weib nicht mehr,"

rezitirte das kleine Mädchen altklug ein Sprüchlein, das sie ebenfalls in der Küche oder sonstwo gehört.

„Nun denn, in's Himmels Namen," rief der Kriegsrath in höchster Ungeduld, „so wollen wir uns Alle mit eigenen Augen überzeugen, wie es da droben steht — und

wenn — doch nein," unterbrach er sich selbst, „wie kann ich als ein erwachsener Mensch, als ein verständiger Mann und Beamter solchen Unsinn in meinem Kopfe beherbergen." Er sagte das allerdings in einem sehr entschlossenen Tone, doch vermied er dabei seine Tochter Sophie anzuschauen, um deren Lippen etwas zu sehen war wie ein triumphirendes Lächeln.

„Auf Dein dummes Gerede hin," fuhr der Vater nach einer Pause fort, „würde ich wahrhaftig nicht daran denken, nur einen Fuß zum Hause hinaus zu setzen, aber Seine Excellenz der Herr Kriegsminister sprachen mir gestern davon, daß es jetzt eine passende Zeit sei, um mit meinem Urlaubsgesuch zu kommen. So will ich's denn auch thun und gebe Euch beiden acht Tage Zeit, um Eure Sachen in Ordnung zu bringen."

„Und ich soll auch mit zum Blaubart?" fragte das kleine Mädchen halb ängstlich, halb erfreut, doch setzte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, entschlossen hinzu: „Nur wenn Papa mitgeht und Du, Sophie, da habe ich keine Angst, mich frißt er doch zuletzt, und ohne Euch möchte ich auch nicht mehr da sein."

Die acht Tage gingen vorüber wie Alles in der Welt, der Urlaub war bewilligt, die Sachen der beiden Mädchen eingepackt, und an einem schönen Herbstmorgen, denn der Sommer war unterdessen vergangen, hielt Morgens um sechs Uhr ein Lohnkutscher vor dem Hause des Kriegsraths, um die Familie von dannen zu führen. Sie brachen bei so guter Zeit auf, um vor Abend den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, denn es war bis dahin ungefähr zehn Stunden, und unterwegs mußte auch den Pferden Zeit zum Fressen und Ausruhen gegeben werden.

Die Gegend, durch welche man fuhr, war so herbstlich schön und malerisch ausgeschmückt, wie sich eine erbleichende Kokette je noch schmücken kann, indem sie ihre Toilette verziert mit den Tausenden rother und gelber Blätter, mit dem Alles vergoldenden Sonnenstrahl auf dem Hintergrunde des klarsten dunkelblauen Himmels.

„Ach, wie ist die Welt so schön," seufzte Sophie, „und wie ist es so traurig, daß diese wunderbare Welt mit so furchtbaren Charakteren bevölkert ist und blutig gefärbt wird von grauenhaften Verbrechen — o Gott! — lieber nicht leben, als so gedrückten Herzens."

Dieß schien jedoch am heutigen Tage nicht der Fall beim Kriegsrathe zu sein, wenigstens bemerkte man an seinem Benehmen während des Vormittags, auch im Verlaufe des Mittagessens, und in den ersten Nachmittagsstunden nichts an ihm von einem gedrückten Herzen; im Gegentheil, er war so heiter, wie man ihn lange nicht gesehen, und es that ihm wohl, wie er heute schon ein paar Dutzendmal gesagt, statt des Aktenstaubes Gottes herrliche Luft einathmen zu können.

„Und da, inmitten der Wälder wird's —" noch besser sein, wollte er sagen, noch schöner, ja förmlich poetisch, doch schnitt ihm ein Blick auf seine Tochter Sophie, die ihm ganz im vernichteten Bewußtsein einer geknickten Lilie gegenüber saß, das Wort vom Munde, und ließ ihn mit einem stillen Seufzer der Ergebung schließen.

Als sie endlich ihrem Ziele näher und näher gerückt, als der Kutscher ihnen einen weißen Punkt als das Jagdschloß bezeichnete, wo Herr Bärenberg hauste, da verdüsterte der Gedanke an seinen Schwiegersohn, der alle Anlagen zu einem wirklichen Blaubart hatte, die helle Seele des bis jetzt so glücklichen Beamten. Vielleicht wurde er in der That von den geängstigten Weibern da oben als Retter sehnlichst erwartet, vielleicht erkletterte jetzt eine derselben den hohen Wartthurm, um hinauszuschauen nach den helfenden Brüdern, während der Blaubart unten sein furchtbares „komm' herab!" erschallen ließ.

Sie kamen näher und näher; es ging furchtbar geschwind mit diesen doch so müden Gäulen. Jetzt trat der schwere Thurm des Schlosses mit seinem grauen Gemäuer deutlich hervor auf dem grünen Waldhintergrunde, und jetzt rief die kleine Pauline, welche von den Dreien das schärfste Auge hatte: „Sieh', Papa, auf dem Thurme dort scheint Je-

mand zu sein, eine Gestalt, die wie mit einem weißen Tuche winkt."

Und so war es in der That; man sah da oben etwas wie eine Figur mit einem weißen, flatternden Gewande, die sich auffallend hin und her bewegte.

„Seltsam," murmelte der Kriegsrath, und blickte fragend in die Augen seiner ältesten Tochter, welche dieselben aber starr auf den Thurm und die Gestalt gerichtet hielt und alle ihre Sehkraft anstrengte, um in derselben ihre arme Mutter oder ihre unglückliche Schwester zu entdecken.

— Ha! mit einem Male war sie verschwunden, die Gestalt nämlich, und gerade, als sie in dem nächsten Augenblick so nahe kommen mußten, daß sie deutlich unterscheiden konnten, welche der beiden bejammernswerthen Frauen ihnen hülfeflehend die Hände entgegenstreckte.

Sophie wußte nichts Besseres zu thun, als die Augen mit ihrem Sacktuche zu verdecken; sie hätte sich auch gerne die Ohren verstopft, denn sie fürchtete irgend einen gräßlichen Schrei zu hören, und während der Kriegsrath etwas starren Blickes der Entwicklung all' dieser Räthsel entgegen sah, war die kleine Pauline die Einzige, welche sich über die schöne, malerische Lage des Schlosses freute.

Jetzt fuhr der Wagen durch den Thorbogen und hielt an der geöffneten Thüre des alten Wartthurms. Sophie hatte schon vorher den Wagenschlag geöffnet, sprang hinaus und eilte, von einem richtigen Instinkt getrieben, so rasch als sie konnte, die hohen Treppen hinauf, um vielleicht doch noch etwas beitragen zu können zur Rettung der unglücklichen, so eben räthselhaft verschwundenen Gestalt. Eilig kletterte sie höher und höher, so daß ihre Kniee zitterten, und daß sie Mühe hatte Athem zu holen. Oben führte die Treppe gegen eine Thüre, die nur angelehnt war, weßhalb sie dieselbe hastig aufstieß und in ein kleines Thurmgemach stürzte, wo sie aber, sich rings umschauend, weder die Gestalt von vorhin noch sonst irgend etwas Lebendes erblickte. Das Zimmer war übrigens wohnlich und hübsch eingerichtet, und das ge-

öffnete Fenster zeigte wie eingerahmt ein Stück der weiten schönen Ebene. Doch war jetzt wahrlich keine Zeit, um Aussichten zu betrachten; sie wandte sich rasch wieder gegen den Ausgang des Zimmers, um vielleicht eine Treppe höher zu finden, was sie suchte, als sie bemerkte, daß die Thüre von außen zugedrückt wurde, als sie hörte, daß man einen schweren Riegel vorschob, und als sie sah, wie sich ein Paar Augen an einer kleinen vergitterten Oeffnung eben dieser Thüre zeigten. Auch ließ sich der zu diesen Augen gehörende Mund mit tiefer, heiserer Stimme vernehmen und sprach also: „Der Herr dieses Schlosses hat erfahren, daß es Euch, hochedle Jungfrau, gelungen ist, hinter seine so wohlverwahrten Geheimnisse zu kommen, und beschloß, Euch hier oben in Gewahrsam zu halten, bis er Zeit finden wird, Euch die nöthige Aufklärung zu geben; ein Imbis nach gehabter anstrengender Fahrt wird wohl nicht nöthig sein, da Alles rasch vorübergeht."

Vernichtet sank die unglückliche Jungfrau auf ihren Stuhl, blickte thränenden Auges hinaus in die von den Strahlen der Abendsonne goldig beschienene Landschaft. „Jetzt wäre der Augenblick gekommen, wo ich sehnsüchtig spähen müßte nach aufwirbelndem Staube, nach glänzenden Harnischen, strahlenden Helmen und funkelnden Schwertern — aber vergebens," sprach sie weiter, „wer wird meiner gedenken, die hier oben einsam und gefangen ist; welch' treues Herz schlüge schneller, wenn es von meinem Unglücke hörte? ach keines — keines, und das ist gerade der Jammer."

— — — — „So komme denn, Wüthrich — Ungeheuer," rief sie mit der ganzen Entschlossenheit einer deutschen Jungfrau, „sende Deine Schergen, ich will mit Standhaftigkeit ertragen, was das Schicksal mir bestimmt."

— — — — Kopfschüttelnd hatte der Kriegsrath gesehen, daß seine ältere Tochter rasch entschlossen in dem Wartthurm verschwand, und da er überzeugt war, daß deren entschlossener Charakter mit allen Schrecken, die dort oben vielleicht sein möchten, fertig werden würde, zog er

Pauline aus dem Wagen, allerdings einigermaßen verwundert, daß noch immer Niemand zu seinem Empfange erscheine, als ein alter Diener mit einem etwas finsteren Blick, der mit einer stummen Verbeugung den Haupteingang in's Schloß zeigte. Dort auf der Treppe, die in den untersten Stock führte, erschien nun allerdings Herr Bärenberg mit überraschter Miene über den unverhofften Besuch, auch reichte er seinem Schwiegervater die Rechte, die dieser übrigens etwas zögernd annahm, und murmelte von vielem unverhofftem Vergnügen. Droben traten sie in ein geräumiges Zimmer ein; der alte, mürrische Diener, der ebenfalls gefolgt war, nahm hier die Hand der kleinen Pauline, flüsterte ihr ein paar Worte zu und führte sie darauf durch eine Nebenthüre in ein anderes Gemach.

Der Kriegsrath blickte dem kopfschüttelnd zu, und erst als sich die Thüre hinter seiner letzten Tochter geschlossen und er einen lauten, wie es ihm schien, ängstlichen Ruf derselben vernahm, wandte er sich hastig an seinen Schwiegersohn und sagte mit einigermaßen erregter Stimme: „aber sagen Sie mir um's Himmels Willen, was soll das Alles bedeuten? Meine Frau, zuerst durch Klagen meiner Tochter und dann durch deren Stillschweigen beunruhigt, reist hieher, und statt uns zu berichten, was sie hier Eigenthümliches gefunden — ich wollte sagen, wie sich Elise befindet, läßt trotz unseres wiederholten Schreibens keine Zeile von sich vernehmen. Wir eilen — ich gestehe es, Herr Schwiegersohn, mit nicht ganz ungerechtfertigter Besorgniß hierher und finden einen seltsamen Empfang; auf dem Wartthurm sehen wir eine Gestalt, die uns zu winken scheint und dann verschwindet, und weder meine Frau noch meine Tochter läßt sich vor uns erblicken; ein grämlicher Diener entführt meine kleine Pauline, und Sie, Herr Schwiegersohn, stehen stumm vor mir und befleißigen sich eines fatalen, unmotivirten Stillschweigens."

Darauf strich sich der also Angeredete, indem ein seltsames Lächeln auf seinen finsteren Zügen spielte, mit der Hand über sein glattrasirtes Kinn, wo die nicht zu vertil=

genden Ueberreste des schwarzen Bartes auffallend blau durch die weiße Haut schimmerten, und antwortete nach einer langen, beängstigenden Pause: „Was wollen Sie, mein werther Herr Schwiegervater? so ist nun einmal der Empfang im Hause des Blaubarts, und damit ich Sie in diesem fürchterlichen Hause, langsam wie es sich gehört, von Schrecken zu Schrecken führe, so ersuche ich Sie mir zu folgen. — Belieben Sie zu bemerken," fuhr er in trockenem Tone fort, „daß dieses Gemach, wo wir uns gerade befinden, ein Vorzimmer ist, in dem ich meine unglücklichen Schlachtopfer zu empfangen pflege; dort rechts ist eine größere Halle, wo man bei fröhlichen Veranlassungen zu speisen pflegt, und wenn wir — ich bitte, mir zu folgen — das anstoßende Gemach durchschritten haben, so gelangen wir, wie Sie sehen, in das Schlafzimmer des fürchterlichen Blaubarts. Treten Sie beruhigt ein, alle Spuren seiner grausamen Verbrechen sind getilgt."

Der überraschte und einigermaßen verblüffte Kriegsrath wußte nicht wie ihm geschah, und was er von diesen sonderbaren Reden zu halten habe. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir gestehen, daß er etwas befangen in das Schlafzimmer trat, dessen ganze Einrichtung er aus einem Briefe Elisens kannte. Dort war auch der geheimnißvolle Schrank, und auf diesen schritt Herr Bärenberg zu, wobei er mit düsterem Tone sprach: „dort ist die gewisse Thüre, an der ich die Neugierde meiner Frauen zu prüfen pflege, und da auch Elise diese Probe nicht vollkommen glänzend bestand, so sehen Sie mit eigenen Augen, was weiter daraus erfolgte."

Mit einer leichten Kraftanstrengung drehte er den schweren Kasten von seiner Stelle, öffnete dann die Thüre in's Nebenzimmer so weit als möglich und lud durch eine Handbewegung seinen Schwiegervater ein, näher zu treten.

Dieser machte so kleine Schritte, als er nur immer machen konnte, und es wechselte mit jedem Schritte die Stimmung seines Gemüthes. Seine anfängliche Furcht ging in ein gelindes Hoffen über, als er statt eines düsteren Gemaches

ein angenehm erhelltes Zimmer sah, von dem weiße, leuchtende Vorhänge den grellen Sonnenstrahl abhielten. Dieses Hoffen verwandelte sich bei dem nächsten Schritte, den er vorwärts that, in die angenehme Gewißheit, daß sein Schwiegersohn, der Blaubart, doch keiner von jenen allzu blutgierigen Blaubärten sei, welche gleich ganze Familien auszurotten pflegen; denn an sein Ohr schlug das heitere Lachen seiner kleinen Tochter Pauline, die in ihrer lustigen Laune ganz das Ebenbild der Mutter war und von dieser im nächsten Augenblicke accompagnirt wurde. — Durch Staunen und Hoffnung glitt hierauf das Herz des Kriegsraths, als er auf der Schwelle des geheimnißvollen Zimmers stand, zur innigsten Freude, ja zu wahrem Entzücken über, als er hier ein Familienbild sah, wie er's sich nur in seinen kühnsten Phantasien ausgemalt, dabei aber immer ein Fragezeichen gemacht, welches bedeuten sollte, ob ihm hienieden wohl ein solches Glück bescheert sein würde. — Und es war Alles Wahrheit, was er sah, keine Täuschung der Sinne, keine trügerischen Zauberbilder. Da saß seine geliebte Tochter Elise in einem breiten Fauteuil, lächelte ihm auf's Liebevollste zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Sie sah ganz gut aus, die junge Frau Bärenberg: ihre Augen leuchteten vor Glück und Seligkeit, nur waren ihre Gesichtszüge von einer interessanten Blässe bedeckt.

Hinter dem Fauteuil stand die Kriegsräthin strahlend vor Wonne und dunkelroth vor unterdrücktem Lachen. Später sagte sie oft, sie wäre in diesem Augenblicke fast erstickt an einem krampfhaften Lachanfall, den sie gewaltsam hätte niederhalten müssen, so äußerst komisch wäre das Gesicht ihres Gemahls gewesen.

Für dessen Augen aber lag die Hauptanziehungskraft im Anblick der kleinen Pauline, die zu den Füßen ihrer Schwester auf einem kleinen Schemel saß und auf ihren Knieen einen kleinen Erdenbürger hielt, der sich im höchsten Staate eines weißen Kissens mit blutrothen Bändern befand — o, diese blutrothen Bänder!

Das Erste, was der Kriegsrath nach all' diesen gewaltigen Gemüthsbewegungen that, war, daß er mit beiden Händen seinen Schwiegersohn am Kragen faßte, ihn derb schüttelte, dann mit komisch verzogenem Gesichte in des Blaubarts seltsam funkelnde Augen schaute, und daß er hierauf seiner kriegsräthlichen Würde so ganz und gar vergaß, um dem Schwiegersohn zwei schmatzende Küsse auf die Wangen zu drücken. Dann ging er gravitätisch auf seinen kleinen Enkel zu, nahm ihn sorgsam in die Arme, betrachtete aufmerksam, als hätte er nie etwas Aehnliches gesehen, das rosige Gesicht des schlafenden Staatsbürgers, seine zusammengeballten Fäuste, worauf sein glücklicher, zufriedener Blick deutlich bezeichnete, daß er an dem neuen Ankömmling nichts auszusetzen habe.

— — Und Sophie, die eingekerkerte Jungfrau im Thurmgemache? Sie hatte sich vollkommen in ihr Schicksal ergeben, endlich auch die Beute des fürchterlichen Blaubarts zu werden. Sie hatte es über sich vermocht, am Fenster stehend, mit ziemlicher Ruhe in die abendlich glühende Landschaft zu schauen.

„Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth," hatte sie deklamirt, und sonst noch Allerlei von verschiedenen Dichtern. Sie dachte, komme was da kommen mag, und ihr Herz schlug nicht einmal geschwinder, als nun der alte mürrische Diener erschien, um sie ihrem wahrscheinlich schauerlichen Verhängnisse entgegenzuführen.

Um aber nicht in den Fall zu kommen, wiederholen zu müssen, setzen wir nur noch hinzu, daß Sophie beinahe den gleichen Gang, wie ihr Vater, zu gehen hatte, und auch endlich von ähnlichen Empfindungen beseelt, Mutter, Schwester und den kleinen Neffen sah. Eines bitteren Gefühls aber konnte sie sich nicht entschlagen, als der Blaubart ihre Hand ergriff, sie herzlich schüttelte und ihr sagte: „ein wenig Strafe hatten Sie schon verdient, denn Sie waren es doch eigentlich, welche durch Ihr Mißtrauen mich zum Blaubart gestempelt haben."

„Nicht durch mein Mißtrauen allein,“ erwiederte die Jungfrau, „sondern Ihr geheimnißvolles, mir noch nicht erklärliches Wesen in Betreff dieses Zimmers hat nicht ungerechte Veranlassung zu meinem Mißtrauen gegeben — wenn übrigens Elise zufrieden ist, so kann ich es ja auch sein.“

„Gewiß, liebe Schwester,“ rief die junge Frau mit leuchtenden Augen, „ich bin nicht nur zufrieden, sondern namenlos glücklich.“ Dann zog sie Sophie näher zu sich herab, schlang ihre beiden Arme um deren Hals und flüsterte ihr in's Ohr: „das Zimmer hier war schon für mich und den Kleinen eingerichtet, lange vorher, ehe ich es wissen durfte — das verstehst Du doch, Sophie?“

Nun sind wir freilich nicht ganz überzeugt, ob Sophie das vollkommen verstand, aber sie war klug genug, zu thun, als habe sie es verstanden, und auf ihrem Gesichte, nachdem sie sich wieder emporgerichtet, die vollste Zufriedenstellung zu zeigen. Ja, sie näherte sich ihrem Schwager, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich verzeihe Ihnen“.

Nehmen wir an, daß Herr Bärenberg darüber sehr glücklich war, wenigstens zeigte er eine Heiterkeit und eine lustige, fast muthwillige Laune, wie man bisher nie an ihm gesehen, und wetteiferte in diesem Punkte mit der glücklichen Kriegsräthin, die im Hause schaltete und waltete, als sei sie die eigentliche Hausfrau. Selbst das Gesicht des mürrischen Dieners hatte sich vollkommen aufgeklärt, ja er schmunzelte still vergnügt, als er nun mit der Meldung in's Zimmer trat, daß das Essen aufgetragen sei.

Hierauf wurde der schlafende kleine Blaubart von seiner Wärterin in Empfang genommen, und die Familie begab sich in die Halle, die in der That ein köstliches Gemach war mit hohen Bogenfenstern, durch welche Sophie jetzt die gleiche Landschaft sah wie vorhin auf dem Thurme, nur jetzt mit anderen, behaglicheren Empfindungen. Ja, diese Empfindungen der Jungfrau gingen während des Mahles in eine weiche, heitere Stimmung über, denn Herr Bärenberg hatte zu seinem heutigen Gastmahle ein paar Freunde aus der

Nachbarschaft und den ersten Beamten der Eisenwerke eingeladen. Und so saß denn Sophie zwischen einem unternehmenden Ingenieur und einem kühnen Förster, Beide ledig, Beide über jene Jahre hinaus, wo gewissenlose jüngere Männer mit schwachen Mädchenherzen verbrecherisch zu tändeln pflegen.

Lassen wir aber der Zukunft ihr Recht, und gehen wir in unseren Erörterungen nicht weiter, als daß wir sagen, der kühne Jäger habe am Schlusse des Mahles einen tüchtigen Schritt vor dem unternehmenden Ingenieur voraus gehabt und gewagt, Sophien zuzuflüstern, wie er so einsam sei in seinem stillen Försterhause, und wie er das bis jetzt nie so traurig gefühlt. —

Das Diner aber war der Art, um Jedermänniglich, besonders aber die Herren, in eine heitere, glückliche Stimmung zu versetzen. Da waren Gerichte und Weine, deren manche der gute Kriegsrath nur vom Hörensagen kannte, weßhalb er es für seine Pflicht hielt, namentlich mit dem Geschlechte der Letzteren eine genaue Bekanntschaft, ja eine alles Andere vergessende Freundschaft zu schließen.

Und als nun die Champagnerpfropfen flogen, als alle möglichen Toaste ausgebracht waren, füllte der glückselige Kriegsrath sein Glas, winkte seinem Schwiegersohne bedeutungsvoll über den Tisch hinüber und stieß mit seiner ihm gegenüber sitzenden Tochter an: „Auf das Wohl des Blaubarts, wie wir ihn kennen gelernt!"

Knospenstudien.

Er war ein Polytechniker von so angenehmem Aeußern, daß man hätte glauben sollen, die Natur, als sie ihn erschaffen, habe sich vorgenommen, etwas Hübsches zu Stande zu bringen: er war von mittlerer Größe, schlank ohne mager und rund ohne dick zu sein; er hatte lebhafte Augen, eine gut geformte Nase, einen frischen Mund mit weißen Zähnen, blondes, lockiges Haar und dazu einen feinen, weißen Teint, um den ihn manches Mädchen beneidete. Dabei hatte er achtzehn Jahre zurückgelegt, ein Alter, das uns auch noch sonstige Vorzüge verleiht, als da sind: fröhliche Anschauung an sich verwickelter Verhältnisse, einen guten Muth, Lebhaftigkeit des Geistes, praktische Ausführung des Sprichwortes: Wagen gewinnt, und dabei die Idee, daß es in der Welt nichts Schönes und Hohes gebe, was unerreichbar sei für Fleiß und Ausdauer. Seine polytechnischen Studien waren im Speziellen der Baukunst gewidmet; er entwarf und konstruirte mit leichter Hand und nicht ohne Geschmack; seine Zeichnungen und Pläne waren sauber wie gestochen, und er hatte auch schon die gefährlichste Klippe der Architektur, Voranschläge und Vorausberechnungen glücklich zu umschiffen angefangen, indem er für einen älteren Bekannten den Umbau eines Weinberghäuschens geleitet, wobei er den Voranschlag

nicht bedeutend mehr als ein Drittel der ausgeworfenen Bausumme überschritt, an sich schon ein nicht ungünstiges Resultat, wenn man annimmt, wie leicht erfahrene Baumeister in diesem Punkte ohne Erfahrung sind.

Unser junger Polytechniker bereitete sich zum Staatsexamen vor, war aber immer noch mit Leib und Seele auch im Aeußern der Schule zugethan; so trug er nicht gerne eine andere Kopfbedeckung als die Mütze mit den Farben irgend einer fabelhaften Verbindung, hatte eine eigene Scheu vor Halsbinden aller Art, trug einen kurzen Rock, bei zweifelhaftem Wetter die Beinkleider in die Stiefel gesteckt, und ging selten ohne einen grau karrirten Plaid aus, den er malerisch auf der linken Schulter zu balanciren wußte.

Er war der Sohn einer Wittwe, die einiges Vermögen besaß, und mit welcher er als ein guter, folgsamer Sohn zusammen wohnte. Allerdings war diese Wohnung bescheiden; in einer vom Mittelpunkte der Stadt ziemlich entlegenen Seitenstraße war ein altes Haus, neben dem ein breiter Thorweg in einen ziemlich verwilderten Garten führte, sowie zu einem großen Hinterhause, das von mehreren Familien bewohnt wurde, die, verschiedenen Ständen angehörend, wenig Verkehr mit einander unterhielten, was auch wohl daher kam, daß das Hinterhaus auch von der andern Seite her einen Eingang hatte, der von einem Theil der Bewohner benützt wurde.

Das jetzige Hinterhaus war in früherer Zeit einmal das Hauptwohnhaus gewesen und mitten in den Garten hineingesetzt, um recht angenehm vom Grün umgeben wohnen zu können; seine Nachkommen aber, weniger poetisch gestimmt und weniger empfänglich für die Natur, hatten an die Straße gebaut, das Haus im Garten allmälig vernachlässigt und es endlich Fremden und weniger bemittelten Miethern überlassen.

Unser Polytechniker mit seiner Mutter wohnte im dritten und obersten Stocke dieses Hauses, zu dem eine besondere, allerdings etwas schmale Treppe hinaufführte, was aber auch wieder sein Angenehmes hatte, da man so mit den übrigen

Hausbewohnern, die man, wie oben schon bemerkt, doch nicht kannte, in keine Berührung zu treten brauchte.

Dort oben in ziemlicher Höhe hatte man eine angenehme Aussicht über die Stadt und den rings umherliegenden Garten, aus welchem ein Paar alte Linden und Kastanien so hoch hinaufgewachsen waren, daß man die Spitzen ihrer Zweige von der Altane, welche diese Wohnung hatte, mit der Hand hätte erreichen können — ja eine Altane war vorhanden oder vielmehr ein Balkon oder eine Veranda, welche an der ganzen hintern Seite des Hauses hinlief, in der Mitte ihrer Länge aber durch einen breiten Holzverschlag in zwei Theile getheilt war, von denen der eine Theil zur südlichen Wohnung, der unseres Polytechnikers, der andere zum nördlich gelegenen Theile dieses Stockwerks gehörte. Wer da wohnte, wußte Mutter und Sohn nicht, es kümmerte sie auch wenig; bekannte Leute waren es auch nicht, oder sonst Jemand, der einen nachbarlichen Verkehr gewünscht, denn sonst hätten ja die Bewohner des nördlichen Theiles, die später eingezogen waren, einen Besuch machen können. Dieß unterblieb jedoch, und Alles, was man von den Nachbarn erfuhr, war, daß es sehr stille und zurückgezogene Leute sein müßten, die selbst im Frühling und Sommer, wenn die Knospen anschwollen und aufplatzten und die grünen Blätter hervordrangen, jetzt vor der Altane ein wonnig grünes Blättermeer bildend, oder auch später, wenn sich die mächtigen Kastanienbäume mit ihren weißen und rothen Blüten schmückten, so daß sie aussahen wie riesige Weihnachtsbäume — oder gar noch später, wenn die Linden namentlich in der stillen Nachtzeit ihren himmlisch süßen Duft aushauchten, nie auf der Altane hören oder sehen ließen. Das Letztere wäre allerdings schwierig gewesen; denn der existirende, vorhin erwähnte Bretterverschlag, welcher die Terrasse in zwei Theile trennte, war über Manneshöhe, so daß man nicht über ihn hinwegsehen konnte, und obendrein hatte die Mutter unseres Polytechnikers ihre Seite mit einer lebendigen Hecke geschmückt, bestehend aus Epheu und Schlingrosen, die sie wie leibliche Kinder hegte

und pflegte. Die Frau hatte eine merkwürdige Leidenschaft für Baumblätter, Blüten und Blumen, und diese Eigenschaft war auch auf ihren Sohn, unseren jungen Architekten, übergegangen. Schon als kleines Kind konnte er stundenlang dasitzen, den leise rauschenden Blättern der alten mächtigen Bäume lauschend und sich ihres kräftigen Wachsthums erfreuend. Ja im Frühjahr trieb er förmliche Knospenstudien, und alsdann war sein erster Gang an jedem Morgen auf die Terrasse, um zu sehen, welche Partie der langsam aber doch sichtlich treibenden Bäume sich zuerst und schneller entfalte.

Das hat wirklich einen eigenen Reiz, und es ist gerade so, als wenn man das langsame Sichentfalten kleiner, lieber Kinderwesen betrachtet. Wie dort, so ist auch hier eine liebliche, streng eingehaltene Reihenfolge. Betrachtet man die Zweige eines Baumes, wie sie heute noch nackt, kahl, gerade, ohne jede Regung des Lebens unter einem kalten Nord- oder Ostwinde erzittern, und wie sie kurze Zeit darauf, beim Hauche einer linden West- oder Südströmung leicht erschauernd, förmlich beginnen tief aufzuathmen, daß die Knospen langsam zu schwellen anfangen, wie die von warmen Trieben durchströmte wogende Brust eines jungen Mädchens, dann ist es gerade, als schäme sich der Baum seiner Entwicklung, und wenn man ihn von Weitem betrachtet, hat er sich wie mit einem duftigen Schleier umhüllt, dessen anfänglich trübdunkle Farbe sich nach wenigen Tagen lichter färbt, einen zarten röthlichen Schimmer annimmt und endlich in grüne Töne übergeht, wenn gewöhnlich nach einer einzigen Nacht, wo ein süßer, warmer Regen wie mit feuchten Lippen die Knospen berührt hat, alle die zarten Blättchen wie von zarter Sehnsucht getrieben jauchzend ihre Hülsen sprengen, und wie mit zarten Fingerchen die würzige Luft umarmen. Viel zu rasch entwachsen sie alsdann ihrer Kindheit und scheinen das mit Thränen zu beweinen, die Blätter entrollen sich fast sichtbar, erstarken, und unter ihrem Schutze treibt dann die würzige Blüte hervor.

Stundenlang konnte unser Polytechniker dem süßen Treiben und Drängen der Knospen zuschauen, und es war für ihn die liebste Zeit, wenn sich auf ihren Spitzen der erste rosige Schimmer zeigte; dann versank er in ahnungsvolle Gedanken, und da er Phantasie hatte, so war es ihm möglich, sich eine Vorstellung zu machen von den Gedanken irgend welcher Knospe, von den Hoffnungen, welche die Schlummernde erfüllen und von ihrer Enttäuschung, wenn sie nun, so rasch in's Leben eingetreten, von einem kalten Nachtwinde unsanft berührt wurde. Oft, wenn an einem heiteren Frühlingstage sich die Tausende von Knospenaugen, durch einen warmen Sonnenstrahl wachgeküßt, vertrauensvoll geöffnet hatten und dann plötzlich aus dunkeln, frostigen Wolken, welche die versinkende Sonne rasch zu verdrängen schienen, eisiger Lufthauch über die Erde hinstrich, so fühlte er für sie wie für wirklich lebende Wesen und konnte sich lebhaft den Augenblick vorstellen, wo es ihm eine Seligkeit sein würde, eine menschliche, fühlende Herzensknospe, die sich ebenfalls rasch und warm erschlossen an seiner Brust, vor den Stürmen dieses Lebens zu beschützen. — Das blieb ihm freilich ziemlich lange räthselhaft und unerklärlich, und er war, wie Eingangs bemerkt, achtzehn Jahre alt geworden, ohne zu irgend einer richtigen Erkenntniß gekommen zu sein, daß es außer den Knospen an den Bäumen vor seiner Altane auch noch andere gebe, deren Anschwellen und Entfalten man mit einer unbeschreiblichen Seligkeit geistig und leiblich zulauschen könne.

In dem Miethvertrag, den seine Mutter mit dem Hausherrn geschlossen, war auch für sie ausnahmsweise der Zutritt in den Garten gestattet worden, eine Bedingung, von der übrigens die gute Frau den allermäßigsten Gebrauch machte; sie zog es vor, auf ihrer Altane zu sitzen, dort das Spinnrad schnurren zu lassen und über die sich bildenden Fäden und das drehende Rad hinweg freundliche Blicke zu senden auf die grünen Laubmassen, auf die Blumen und Blüten.

Unser junger Architekt dagegen nutzte den eben angeregten Paragraphen des Miethkontraktes ziemlich aus und saß träumend und mit seinen Büchern beschäftigt täglich stundenlang, soviel als ihm seine Zeit oder das Wetter erlaubte, in einer etwas verwilderten Geisblatt- oder Rosenlaube, die für seinen poetischen Sinn eben durch das lustige Durcheinander der Ranken etwas Malerisches hatte. Da konnte er sich im Frühlinge, im so oft gepriesenen wunderbaren Wonnemonat, träumend zurücklehnen an die alte Holzbank und hinaufschauen in das Gewirr und anscheinend regellose Netz- und Flechtwerk der phantastisch geformten Zweige, die so still und verstohlen anfingen, sich nach einer warmen Regennacht mit Trieben und Knospen auszuschmücken. Bald hier bald da erschienen die röthlichen und hellgrünen Punkte, und unter dem Gezwitscher eines glücklichen Vogels, der heiter sein Frühlingslied in die blaue würzige Luft hinausschmetterte, vollbrachten die glückseligen Knospen ihre süße Wandelung: die kleinen Blättchen strebten gegen einander hin, berührten sich weich und innig, während sie sich langsam aufrollten, umschlangen einander, tauschten unter dem Wehen eines träumerischen Nachtwinds Kuß um Kuß, und waren vielleicht in ihrer Unschuld selbst verwundert, als nun kurze Zeit darauf aus ihrem geöffneten Herzen die wunderbar duftigen Blüten hervorbrachen. — Wer hätte das gedacht? Das war so leicht und still vor sich gegangen, und sie hatten so gar nichts dazu gethan, als gänzlich unwissend ein wenig zusammengekost, wovon eigentlich der Nachtwind die Hauptursache war; hatte er allein doch ihre Bekanntschaft angeregt und vermittelt, war er es doch gewesen, der ihnen eigenthümliche Melodieen vorsummte, während sie sich schlaftrunken und träumend auf- und abwiegten.

Ja der Hauch einer Frühlingsnacht hat etwas wunderbar Ergreifendes für das Menschenherz, namentlich wenn man den Blick versenkt in frischgrüne Blätter und aufspringende Blütenknospen, besonders aber, wenn dazu der Mond sein silbernes Licht herabgießt, wenn er unser Gesicht berührt

mit seinem milden, Sehnsucht erweckenden Schein, wenn er Schatten und Lichter bildet, die uns so unbeschreiblich anziehen, die unsere feuchten Lippen öffnen, um Knospen und Blüten zu suchen.

Besonders aber ergreift uns der Hauch einer Frühlingsnacht mit Mondschein und schwellenden Knospen, wenn wir achtzehn Jahre alt sind und es nicht verschmähen, Blumenduft und Mondlicht auf unser empfängliches Herz einwirken zu lassen.

So erging es unserem Polytechniker an einem gewissen Abend im Mai, und er erinnerte sich noch nach Jahren des Datums und der Stunde. Eine verliebte Nachtigall hatte gerade ihr süßes buhlerisches Lied gesungen, und als sie nach dem lockenden, lang anhaltenden Schlag mit einem jauchzenden, jubilirenden Schmettern schloß, war es dem Zuhörer nicht anders, als könne er noch einmal so tief als bisher aufathmen, und dabei hatte er ein wunderbares Gefühl, als müsse ihm in der nächsten Zeit etwas Unerhörtes und sehr Angenehmes begegnen.

Und das begegnete ihm auch wenige Tage nachher, als er gerade mit einem älteren Bekannten nach dem Schluß einer sehr anregenden Vorlesung über Architektur durch die Straßen der Stadt spazieren ging. Der Professor hatte docirt über den gothischen Baustyl und hatte ihn mit einem emporstrebenden Pflanzenorganismus verglichen, dessen kunstvoll in einander verwobene Zweige oben in den Spitzen mit aufwärts blickenden, schwellenden Knospen und reichen Blumen endigten. Der ältere Bekannte unseres jungen Freundes knüpfte an den eben gehörten Vortrag noch einige richtige Bemerkungen über Stein- und andere Knospen und schloß dieselben, indem er vom Theoretischen in's Praktische überging und seinen Begleiter auf ein Paar junge Mädchen aufmerksam machte, die in das Gespräch vertieft so unbekümmert gerade ausgingen, daß unsere beiden jungen Leute ihnen Platz machen mußten, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. So unvorhergesehen war diese Begegnung, daß sich das Er-

schrecken des einen der jungen Mädchen durch eine aufflammende Röthe seines Gesichts kund gab, als es plötzlich aufblickend und fast zurückprallend in das erstaunte Gesicht unseres jungen Freundes blickte, das andere half sich damit, daß es seitwärts schauend rascheren Schrittes vorüberging.

„Ihr Blick Dir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich,"

sagte lachend der ältere Begleiter, indem er in das Gesicht seines Freundes blickte, der wie auf der Stelle festgebannt den Beiden nachschaute.

„Hätte ich doch nie geglaubt," sagte dieser endlich nach einer langen Pause, „daß es in unserer Stadt ein so reizendes Geschöpf gäbe; wie mich das überrascht und verwirrt hat. — Kennst Du sie?"

„Wer kann Alles das kennen?" entgegnete der Andere achselzuckend, „dem Aeußern nach scheinen es mir ein Paar kleine Putzmacherinnen zu sein, doch erinnere ich mich nicht, sie je gesehen zu haben."

„Warum denn auch gleich ein Paar Putzmacherinnen?" entgegnete unser junger Freund verdrießlich.

„Nun für ein Paar Gräfinnen wirst Du sie trotz all' Deiner Unschuld doch auch nicht gehalten haben? ich rathe auf ein Geschäft mit der Nadel und glaube nicht, daß ich mich darin täusche. Töchter stiller Beamtenfamilien sind es nicht, die wären schwerlich so unbefangen plaudernd über die Straße gegangen, hätten ein Paar beachtungswerthe Polytechniker wie wir schon früher bemerkt, und wären uns wahrscheinlich in einem koketten Bogen ausgewichen."

„Deine Ansicht ist nicht unrichtig und spricht zu Gunsten dieser Beiden."

Dem Theater gehören sie auch nicht an. Die sich dort Künstlerinnen nennen, kenne ich so ziemlich; Gesangschülerinnen gehen nie ohne Notenhefte aus, und Tänzerinnen pflegen bei ihrem zierlichen Gange etwas mehr ihre Röcke zu bewegen, auch die Füße auffallend auswärts zu setzen, wären auch bei

unserer Begegnung nicht erschrocken, ebenso wenig auf die Seite gewichen, sondern hätten uns mit stolz erhobenem Haupte zu diesem Manöver genöthigt — es sind Putzmacherinnen," fügte der ältere Begleiter des jungen Polytechnikers mit großer Entschiedenheit bei.

„Warum können es nicht Bürgerstöchter sein?"

„Diese sind selten an Werktagen zwischen zwölf und ein Uhr sichtbar; als häusliche deutsche Jungfrauen beschäftigen sie sich stillgemüthlich um diese Zeit am Kochherde — mit Ausnahme von Sonn- und Festtagen, wo die Musik der Wachparade und glänzend anziehende und bezaubernde Lieutenants sie zu einer Promenade verlocken — ich wiederhole Dir, es waren das ein Paar Putzmacherinnen, aber in der That beachtenswerth."

„Meinetwegen denn, seien es Putzmacherinnen; aber ich kann Dir sagen, der Anblick der einen hat einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht."

„Ganz wie ich vorhin zitterte!

Ihr Blick Dir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich."

„War sie nicht auffallend schön? ja was noch mehr ist, von einer ergreifenden Lieblichkeit? Blick' dorthin und betrachte wenigstens ihren leichten, elastischen Gang — wie sie uns entschwebt gleich einem schönen Traum."

„Es ist doch die auf der linken Seite, die mit dem hellgrauen Kleide?"

„Natürlich ist es die," erwiederte der Andere entrüstet, „wie kann man nur die beiden Mädchen einen Augenblick verwechseln; die Andere tappt schwer und plump daher, während jene leicht wie auf Rosen schreitet; jene hat schon in ihrem Aeußeren etwas ganz Gewöhnliches, während sie, die ich meine, wie von einem leichten Schein der Verklärung umgeben ist."

„Wie alt bist Du eigentlich?"

„Achtzehn Jahre vorüber, doch das thut nichts zur Sache. Hast Du den seelenvollen Blick ihres Auges bemerkt, sahest

Du die unbeschreiblich duftige Röthe, welche über ihr Gesicht flammte, als sie fast anprallte an so ein Paar plumpe Gesellen wie wir sind?"

„Erlaube mir, dieses Prädikat weder für mich noch für Dich in Anspruch zu nehmen, Du bist doch ziemlich wohlgebaut, aber ich verzeihe Dir Deine Uebertreibung in jeder Richtung."

Unser junger Polytechniker blickte mit schwärmerischem Blicke die Straße hinab, an dessen Ende das halbgraue Kleid eben um die Ecke verschwunden war, dann senkte er nachsinnend seine Augen auf die Trottoirplatten, über die so eben ihre Füße gewandelt, und es hätte ihn gar nicht gewundert, wenn dort leuchtende Spuren derselben zurückgeblieben, oder wenn jeder ihrer Schritte von einem duftenden Rosenblatte bezeichnet gewesen wäre.

„Welch' himmlisch süße Knospe!"

„Zu Studien allerdings geeigneter," sagte lachend sein Begleiter, „als ihre steinernen Schwestern der gothischen Architektur, über die ich soeben das Glück hatte Dich unterhalten zu dürfen; aber nimm mir nicht übel, mein Freund, ich verstehe die jetzige jüngere Generation nicht mehr; dazumal, als ich achtzehn Jahr alt war, es ist freilich noch keine Ewigkeit her, hätte ich mich auf dem Absatze umgewandt, um wenigstens zu sehen, wo und wie meine Schöne wohne."

„Das wäre auffallend gewesen und deßhalb unzart, und ich kann Dich versichern, dieses Mädchen hat einen solch merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich vor dem Gedanken zurückbeben würde, in ihren Augen gemein und aufdringlich zu erscheinen — so eine herrliche Mädchenknospe. Gib mir wenigstens zu, Du prosaischer Mensch, daß sie auffallend schön war."

„Mir ist ihre Schönheit nur durch Deinen Enthusiasmus bemerklich geworden, sonst wäre sie mir wahrscheinlich entgangen, immerhin aber will ich nicht abstreiten, daß sie ein Engel sein kann. Doch sei zufrieden, daß der Geschmack verschieden ist. Was würde daraus erfolgen, wenn auch ich so begeistert durch ihren Anblick geworden wäre?"

„Vielleicht ein Zweikampf auf Leben und Tod," sagte der Andere in allem Ernste, doch setzte er stilllächelnd zu sich selbst redend hinzu, „jetzt weiß ich doch, warum ich lebe und träume."

Bald darauf trennten sich die Beiden, und der ältere sagte zu seinem jüngeren Freunde: „Du magst immerhin ein Bischen schwärmen, das bringt Deiner Jugend keinen Schaden, nur vergiß mir über der lebenden Knospe der steinernen nicht, sie hat auch ihre Schönheit."

„O unbesorgt, ich werde aller Knospen gedenken."

Das that er denn auch, und als er am Abend wieder in seinem Garten saß in der Laube, und zu den wild durcheinander gewachsenen Ranken hinaufschaute, betrachtete er die Knospen dort und die durchschimmernden Blütenblätter schon mit viel besserer Erkenntniß, und da er bemerkte, daß anschwellende Rosenknospen aussahen wie verlangende Lippen, kam eine bisher unbekannte Klarheit in seine Träume und seine Phantasieen gestalteten sich zu einem System.

Diesem System, aus welchem er sich einen festen Plan bildete, folgend, befand er sich am andern Tage genau um dieselbe Stunde, in der er gestern die beiden Mädchen gesehen, wieder an der gleichen Stelle, auf eine abermalige Begegnung hoffend, doch war ihm das Glück weder heute, noch morgen, noch übermorgen günstig. Es erging ihm wie so manchem Andern, daß sein emsiges Streben keine Früchte trug, sondern daß er Alles dem Zufall verdanken sollte, und nachdem er verschiedene Tage nacheinander vergeblich stundenlang die Stelle auf- und abgetreten, wo er damals leuchtende Fußstapfen und Rosenblätter zu sehen geglaubt, geschah es eines Morgens, daß er, an keine Begegnung denkend, dem Hörsaale zuschritt, träumend den Blick auf den Boden gesenkt, mit einem Male, als er seine Augen zufällig erhob, das junge Mädchen, nach welchem er sich so lange gesehnt, dicht vor sich gehen sah. Wie schlug ihm das Herz, ja so auffallend stark, daß es ihm fast den Athem zersetzte, und er einen Augenblick stehen blieb um sich zu sammeln und sein

Gefühl zu zügeln, das ihn zu rascheren Schritten antreiben wollte, damit er, an ihr vorübergehend, seine Seele in ihr süßes Gesicht versenke. Er hielt sich gewaltsam zurück, da es ihm nicht schicklich erschien an ihr vorüberzustürzen, und weil er seiner selbst nicht sicher genug war, um nicht die Befürchtung zu hegen, er bleibe auf einmal vor ihr stehen, irgend welche unpassende Worte stammelnd, was ihm doch hier auf offener Straße als unangemessen vorgekommen wäre, und doch mußte er sie sehen, langsam und mit Bedacht, wozu er als das Passendste erachtete, daß er, wie gleichgültig vorübergehend, einige Dutzend Schritte vor ihr seinen Plaid, den er malerisch auf der Schulter trug, auch so malerisch als möglich von der Schulter herabgleiten ließ, um, diesen aufhebend, alsdann stehen zu bleiben und ihr in's Auge zu schauen. Vielleicht gedachte er auch jenes jungen Kavaliers aus der Zeit der Maiden-Queen, der an einer nassen und feuchten Stelle seinen Mantel zu den Füßen der Königin fallen ließ, damit sie, wie auf einem Teppich, darauf hinschreite, was ihrer Majestät Herz ganz besonders gerührt. Da es in der Nacht geregnet hatte, so war eine nasse Stelle allenfalls aufzufinden, doch sind wir nicht im Stande genau anzugeben, ob der Plaid gerade an einer solchen herabglitt. Daß er aber herabglitt ist Thatsache, ebenso daß unser junger Architekt in diesem Augenblicke stehen blieb, sich umwandte, um zu sehen, daß das junge Mädchen hinter ihm verschwunden war — unergründliches Mißgeschick! — Tücke des Schicksals, die wenigstens das Gute für ihn hatte, daß er sich fest vornahm, bei einer nächsten Begegnung nicht wieder vorauszueilen, auch nicht wieder seinen Plaid malerisch herabgleiten zu lassen, sondern das junge Mädchen fest im Auge zu behalten, bis er einen Blick mit ihm getauscht.

Am andern Morgen war ihm denn auch das Glück fast auf der gleichen Stelle günstig, und da er dießmal nicht wieder mit zu Boden geschlagenen Augen einherging, sondern eifrig vor sich hinspähte, so sah er das junge Mädchen frühzeitig genug, um, ohne seine Schritte plötzlich zu beschleuni-

gen, unbefangen an ihr vorüberkommen, dann unbefangen vor einem Bilderladen halten und ebenso unbefangen, während er dort ein Paar Kupferstiche betrachtete, in ihr Antlitz schauen zu können, als sie vorbeiging.

„Ach, wie schön sie ist!“ dachte er in der Tiefe seines Herzens bewegt, „schöner wie irgend ein Mädchen, das ich bis jetzt gesehen.“ Und daß sie in der That schön war, müssen wir eingestehen, ohne deßhalb eine Schilderung ihrer Schönheit zu versuchen. Der geneigte Leser kennt schon irgend ein weibliches Wesen, dem sie hätte ähnlich sehen können, und deßhalb wollen wir nur noch hinzufügen, daß sie wie eine Knospe war, die eben im Begriffe ist, sich einem süßen Sonnenstrahl zu erschließen.

Bemerkt schien sie ihn heute übrigens noch nicht zu haben, auch am folgenden und nächstfolgenden Tage, wo er zur gleichen Stunde am Bilderladen stand, und dort irgend eine Landschaft mit dem innigsten Interesse zu beobachten schien. Gleichmuthig blickte sie vor sich hin, als ob es weder Bilderläden gäbe, noch einen jungen, schlanken Polytechniker, der sie mit innigem Blick herankommen, vorübergehen und um die nächste Ecke verschwinden sah.

Endlich am fünften oder sechsten Tage, wir wissen das nicht mehr so ganz genau, warf sie einen gleichgültigen Blick auf die Kunstschätze des Bilderladens und blieb dann einen Moment stehen, um irgend eine kleine Photographie anzuschauen, und zwar das Bild eines jungen Bauernmädchens, das mit einer Schürze voll Gras vom Felde heimkehrt, zur Seite eine schlanke Ziege, die lüstern einen Grashalm entwendet.

Als das junge Mädchen hierauf weiter gegangen war, heftete er sein Auge mit einer Innigkeit auf die kleine Photographie, als habe jenes etwas von seinem seelenvollen Blick auf die junge Bäuerin übergestrahlt. Ja er fand sogar eine Aehnlichkeit zwischen Beiden, weßhalb er das Bildchen augenblicklich kaufte mit der noch nicht ganz klaren Absicht, es entweder für sich zu behalten oder es ihr einstens anzubieten.

Am selben Tage traf er seinen ältern Bekannten, der

ihm das Studium der steinernen Knospen anempfohlen, und da er sein übervolles Herz nicht verschließen konnte, so erzählte er seine vergeblichen Versuche, welche Mittheilung ihm die nicht ganz unwichtige Bemerkung eintrug, daß er sich im Grunde sehr ungeschickt benommen, und daß er sein überaus schüchternes Wesen in eine anständige Dreistigkeit verwandeln müsse, um zu irgend einem Ziele zu gelangen.

Diesen Rathschlägen, so viel es ihm möglich war, folgend, kam er doch seinem ersehnten Ziele, mit dem jungen Mädchen auch nur ein Paar Worte zu wechseln, nicht im Geringsten näher. Darin hatte sein Freund recht gehabt, daß sie eine Putzmacherin sei: sie arbeitete in einem großen und sehr gut renommirten Geschäfte, war aber nicht im Laden desselben beschäftigt, was indessen für den jungen Polytechniker sein Gutes hatte, da er so nicht in den Fall kam, durch häufige Besuche dieses Ladens und daraus erfolgten Ankäufen von allerlei unnöthigen Dingen seinen Geldbeutel zu ruiniren.

Alle seine Versuche, irgend eine Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen, waren bis jetzt vergeblich gewesen. Daß sie auf den hübschen jungen Mann, der so unaufhörlich ihren Weg durchkreuzte, endlich aufmerksam geworden war, ist nicht zu läugnen, und ebensowenig können wir annehmen, daß sie seine Blicke nicht verstanden, mit denen er sie betrachtete, und die bald einen Ausdruck der innigsten Liebe strahlten, bald zum Erschrecken finster und schwermüthig waren, ohne daß dagegen die ihrigen auch nur im Geringsten ein freundliches Einverständniß verriethen. Bei seiner übergroßen Schüchternheit hatte er das Uebermögliche gethan, sie ein paarmal auf's Ehrerbietigste mit abgezogener Mütze anzureden, ohne daß sie ihm jedoch nur die geringste Antwort gegeben hätte. Ja bei solchen Gelegenheiten blickte sie so kalt und unbefangen neben ihn hinaus, als sei er ein Schatten, ein wesenloses Etwas oder dergleichen.

Daß diese Behandlung nicht dazu gemacht war, die Flamme seines Herzens zu ersticken, versteht sich von selbst, und je weniger es ihm möglich war, von ihr ein Wort oder

auch nur einen Blick zu erhaschen, um so heißer und unbezwinglicher ward seine Liebe.

Daß er an den schönen Frühlingsabenden stundenlang auf dem Söller saß, und in den Mond blickend nur an sie dachte, verstand sich ebenso von selbst, als daß er Liebeslieder dichtete und Lieder ohne Worte empfand, wenn er auch nicht im Stande war, die Ersteren niederzuschreiben, die Letzteren zu komponiren. Ach, wenn er die Tausende von jungen Blättern und Trieben betrachtete, die sich naturgemäß aus ihren Knospen entwickelten, so konnte und wollte er nicht begreifen, wie die heiße Liebe, die sein Herz erfüllte, nicht im Stande sein sollte, auch ihre Gefühle knospenhaft anschwellen zu lassen.

Die Ansichten seines älteren Freundes, die etwas unpoetisch waren und zu durchgreifenderen Maßregeln riethen, ließen ihn mit seinem zarteren Gefühle des Gegenstands seiner Liebe nicht gerne gegen ihn erwähnen, und doch konnte er Anspielungen auf verfehlte Hoffnung, auf zerstörtes Lebensglück und ähnliche schauerliche Dinge zuweilen nicht unterlassen, die aber sein älterer Freund trocken hinnahm, indem er ihm achselzuckend entgegnete: „wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen; Du bist ein unpraktischer Schwärmer und willst mir nicht glauben, daß unpraktische Schwärmerei bei den jungen Mädchen durchaus nicht beliebt ist. Ich habe nichts dagegen, daß ein kleines Verhältniß so anfängt, als Ouverture, ehe sich der Vorhang erhebt, dann aber muß es zu irgend einer Handlung kommen."

„Ich habe gehandelt, wie es mir mein Herz eingab."

„Du hast schüchtern gefragt, ob es Dir nicht erlaubt sei, die junge Dame ein Paar Schritte begleiten zu dürfen, oder Du warst anständig genug, den Wunsch auszusprechen, sie im Hause ihrer Eltern besuchen zu dürfen."

„Ja, das that ich und erhielt keine Antwort, keinen Blick."

„Schön, worauf Du mit verlegenem Blick Deine Mütze wieder aufsetztest — die Du doch abgezogen in der Hand hieltest," fragte der ältere Freund mit einem Lächeln, „stehen bliebst und sie, schmerzlich bewegt und im Innersten gekränkt,

davon flattern sahst ohne ihr nachzueilen, und an ihrer Seite wandelnd Deine Bitte ein paar Dutzendmal zu wiederholen."

„Das kann ich nicht — das widerstreitet meinen Gefühlen, es würde sie bloßstellen und ihre Abneigung gegen mich noch vergrößern," setzte der junge Polytechniker seufzend hinzu.

„Das ist wahr aber unpraktisch — weißt Du, wo sie wohnt?"

„Leider nein; in dem Hause, wo sie arbeitet, konnte ich doch unmöglich darnach fragen, und daß ich ihr einigemale gefolgt bin, brachte mich meinem Zwecke nicht näher; bald verschwand sie mir in irgend einem Hause und kam auch nach stundenlangem Warten nicht mehr zum Vorschein, bald schloß sie sich andern Mädchen an, die ihr begegneten, kehrte auch wohl lachend und plaudernd mit diesen zurück, und ich wäre mir förmlich lächerlich vorgekommen, es ebenso zu machen und ihr wiederum zu folgen. — Gestern hoffte ich schon, es würde mir besser gehen, denn denke Dir meine Freude — ich folgte ihr sehr von weitem und sah sie endlich in unser eigenes Haus eintreten."

„In das Vorderhaus?"

„Ja. Du kannst Dir denken, mit welchen Schritten ich die Straße hinabflog."

„Und als Du endlich bei Dir selbst anlangtest, war sie hinten durch den Garten schon wieder entflogen?"

„So war es, und ist das nicht trostlos? O sie wußte, daß dort ein Durchgang war, und wählte ihn um mir zu entgehen — also sie flieht mich und Du wirst mir zugeben, daß ich keine Hoffnung mehr habe."

„Nun so denke an die Inschrift an dem Eingang zur Hölle:

Laß alle Hoffnung hinter Dir."
(Voi ch'entrale lasciate ogni speranza.)

„Das wäre allerdings für mich eine Hölle," erwiederte der junge Polytechniker mit einem tiefen schweren Seufzer und einem so trostlosen Gesichtsausdruck, daß ihn der Andere kopfschüttelnd betrachtete, und zum ersten Male anfing einiges

Mitleid für ihn zu empfinden. „Ja," sagte der Aeltere, „da ist allerdings guter Rath theuer."

„Nicht zu theuer für eine Million, wenn ich eine solche besäße, aber denke nach, überlege, gib mir einen guten Rath um unserer Freundschaft willen."

Der Andere schien in der That, während sie so dahin gingen über diesen verzweifelten Fall nachzudenken, er blickte auf den Boden nieder, er schüttelte ein paarmal mit dem Kopfe, er faßte an seine Stirne, wie man bei solchen Veranlassungen zu thun pflegt, dann stand er plötzlich still und fragte: „Hast Du einen Regenschirm?"

„Laß Deine Possen, wozu die Frage?"

„Es sind das keine Possen; sage mir, hast Du einen Regenschirm oder hast Du keinen, eine Frage, die ich mir übrigens selbst beantworten könnte, denn bei Euch ist der Plaid Mantel und Regenschirm."

„So ist es — auch zuweilen Fußteppich," setzte er mit einem schwärmerischen Nachdenken hinzu.

„So kaufe Dir ein hübsches Instrument der oben erwähnten Art, einen anständigen Regenschirm, und stelle Dich an einem regnerischen Tage auf die Lauer, das heißt, es sollte ein Tag sein, wie man sie im Frühjahre zuweilen findet, wo ein impertinenter Regenguß wie ohne alle Vorrede plötzlich aus heiterem Himmel über uns hereinbricht. Hast Du alsdann Glück, woran ich nicht zweifle, so wird sie Dir erscheinen, ängstlich und unentschlossen auf die fallenden Regentropfen blickend, und das ist der Moment, wo Du Dich, eingewickelt in Deine ganz natürliche Liebenswürdigkeit, ihr zu nähern hast, und ich wette alsdann zehn gegen eins, sie läßt sich von Dir nach Hause begleiten. Sorge übrigens dafür, daß Dein Regenschirm selbstredend von Seide aber nicht von auffallender Farbe ist, auch einschläfrig, wie man zu sagen pflegt, damit Ihr dichter zusammen gehen müßt. Du bietest ihr galant Deinen Arm, sie nimmt ihn an —

Er seufzt Schönste, sie spricht Liebster,
Bald heißt's Bräutigam und Braut.

Hast Du mich verstanden? hast Du meine Idee in Dich aufgenommen?"

„Vollkommen," rief der junge Polytechniker erfreut, „nimm meinen herzlichen Dank dafür, ich bin überzeugt, so kann mir geholfen werden."

„Wie weit Dir damit geholfen ist, weiß ich nicht," entgegnete der Andere in trockenem Tone, „probat ist aber das Mittel, darauf kannst Du Dich verlassen, doch da es Dir neu war, reut mich's fast, es Dir mitgetheilt zu haben."

Damit trennten sie sich, und unser junger Freund kaufte sich noch am selben Tage einen seidenen Regenschirm von dunkelgrüner Farbe, und blickte nun hoffend jeden Morgen auf den blauen Himmel und auf die Wetterfahnen, ob sie nicht so freundlich sein wollten etwas Westwind anzuzeigen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir leider gestehen, daß das Experiment mit dem Regenschirm so günstig von Statten ging, als er es sich nur wünschen konnte. Freilich hatte er manche Stunde an der Ecke gewartet, bis sich der ersehnte Regenguß einstellte, dann kam er aber auch so überwältigend und so plötzlich, daß das erschrockene junge Mädchen nicht anders konnte, als das schützende Dach und seinen Arm anzunehmen. Glücklicher Weise wehte ihnen noch ein heftiger Wind gerade in's Gesicht, weßhalb er den Regenschirm tief herabsenken mußte, und so die Beiden dicht aneinander geschmiegt wie in einem kleinen, behaglich lauschigen Stübchen zusammen dahin gingen, unbekümmert um den Wind und die prasselnden Regentropfen. Ach es war ein glückseliges Wetter, um eine Bekanntschaft so fest anzuknüpfen, daß der hierdurch entstandene Knoten nicht leicht wieder zu lösen war — ein Wetter, wo man sicher war vor jeder Beobachtung und vor dem Anstarren neugieriger Augen; denn der Begegnende wie der ihnen Folgende hatte genug mit sich selber zu thun, um auf unser Pärchen Acht zu geben.

Er fühlte auf diesem Gange, so dicht und warm an ihrer Seite, die Wahrheit des Sprichworts, daß nur der erste Schritt auf irgend einer Bahn der ist, welcher uns Mühe

verursacht; sind wir erst einmal im Geleise, so gehts munter vorwärts oder abwärts. Wagte er es doch schon in den ersten fünf Minuten, ihr die bittersten und süßesten Vorwürfe zu machen, daß sie so grausam gewesen sei, und ihm weder einen Blick noch viel weniger ein Wort geschenkt habe. Freilich gab sie ihm im ersten Augenblick allerlei Ausweichendes zur Antwort, ungefähr so: „aber mein Herr, die Verlegenheit, in die mich das Regenwetter versetzt, sollte Ihnen kein Recht geben so mit mir zu reden,“ oder: „Ihr Schutz, den ich nun einmal gezwungen bin anzunehmen, braucht Sie nicht zu veranlassen, mir Dinge zu sagen, auf die zu antworten ich nicht im Stande bin,“ oder: „Sie erwähnen da etwas, was ich durchaus nicht verstehe und — nicht verstehen darf.“

„O Sie dürfen, Sie dürfen,“ rief er hierauf dringend, indem er es wagte, ihren Arm fest an sein klopfendes Herz zu drücken — er ging nämlich auf ihrer rechten Seite, um sie besser vor dem Regen zu bewahren — „gewiß, Sie dürfen und Sie müssen sogar, da Sie gewiß der Versicherung meiner heißen und innigen Liebe Glauben schenken werden, einer Liebe, die so gewaltig ist wie dauernd, so heiß als rein, einer Liebe, die überglücklich wäre für einen kleinen, süßen Blick aus Ihren schönen Augen,“ — natürlicher Weise für den Anfang, dachte er bei sich selbst, denn wenn er ihre jetzt schalkhaft lächelnden, frisch rothen und schwellenden Lippen sah, so kamen ihm andere noch süßere Wünsche, und sein Blick verwirrte sich momentan dergestalt, daß er ihre zierliche Hand, die so allerliebst zwischen seinem Arme hervorblickte, faßte und sanft drückte, als wenn das nothwendig gewesen wäre, um sie auf die kleine Wasserlache aufmerksam zu machen, die sich vor ihren Füßen befand, und doch tappte er in die nächste dieser Wasserlachen mitten hinein. Das geschah aber, als sie ihm sagte, daß er schon lange nicht unbemerkt von ihr geblieben sei, und daß sie ihm gerne — nein, das sagte sie ihm gerade nicht, sondern daß sie hätte abwarten wollen, wie lange er dieses komische Spiel forttreiben würde.

„An dessen glücklicher Lösung ich beinahe verzweifelte,“

gab er seufzend zur Antwort, worauf sie sagte: „und deßhalb lauerten Sie mir mit einem Regenschirm auf? Glauben Sie aber ja nicht, daß Sie Ihren Zweck erreicht hätten, wenn — —"

„Nun, wenn?" fragte er dringend, als sie stockte.

„Nun, wenn ich nicht mit Ihnen hätte gehen wollen, lieber wäre ich durch und durch naß geworden."

„So hätte ich in stummer Verzweiflung die Regentropfen beneiden müssen," erwiederte er, ohne sich dessen, was er sagte, in seinem vollen Umfange bewußt zu sein. Erst später fiel ihm schauernd ein, welch' ein gefährliches Bild er gewagt, als er die Regentropfen beneidet, von denen sie durch und durch genäßt worden wäre. Er mußte sich das Bild einer Rosenknospe vergegenwärtigen, die, an einem heißen Gewittertage halb geöffnet aufwärts blickend wie in träumerischer Sehnsucht, den ersten fallenden Regentropfen aufnahm und in sich hineinsaugte — ach und auch das junge Mädchen an seiner Seite, so reizend und frisch, so rund und warm, war so rosenknospenartig — glückselige Regentropfen!

— „Wenn ich nicht gewollt hätte," hatte sie gesagt. Diese Worte drangen in sein Ohr und hallten so gewaltig in seinem Herzen wieder, daß es fast seine Seele verwirrt und ihn zu unüberlegten Handlungen hingerissen hätte. Ja er beging sogar eine unüberlegte Handlung, eine Handlung, die man übrigens unter diesen Verhältnissen selten thut, wenn man sie vorher überlegt; denn als sie an einen breiten mit Regenwasser gefüllten Rinnstein kamen, ließ er sanft ihren Arm los, faßte sie leicht um die Taille und hob sie hinüber — frei, schwebend in der Luft hob er sie hinüber, weßhalb es begreiflich war, daß er sie fest an sich drücken mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. — Wie glücklich würde es ihn gemacht haben, hätte dieser Rinnstein die Breite eines mäßigen Flusses gehabt. — Auch sonst noch allerlei Wünsche stürmten durch seine Phantasie, z. B. statt des ebenen Pflasters etwas Felsgegend mit rollenden Kieseln und Dorngestrüpp, durch welches er sie auf seinen Armen wie ein kleines hülfloses Kind getragen hätte, ganz Paul

und Virginie — und da er einmal an Felsgegend und Dorngestrüpp war, auch der beiden ebengenannten liebenden Kinder gedachte, so verwandelte sich das leicht in einen tropischen Urwald voll schwankender Palmen, duftender Blüten, wehender Schlingpflanzen, und da sich die Beiden zufälliger Weise verirrt hatten, auch die Nacht rasch hereinbrach, so suchte er ein stilles Plätzchen, wo sie sich auf weichen Rasen niederließen und dort ruhten, Eines innig in des Andern Auge blickend.

Der Urwald mit seinen Palmen, Blüten und Schlingpflanzen war nun allerdings unter dem schützenden Regenschirme nicht vorhanden, doch was bei dem nächsten sehr prosaischen Windstoße von seinen exotischen Träumereien übrig blieb, war genug, daß er hätte laut aufjauchzen mögen: ein Blick aus ihrem schönen Auge, der tief in sein Herz drang und ihn mit zitternden Lippen nach ihrem Vornamen fragen ließ, während er hinzusetzte: „ich heiße Robert."

„Und ich Frida," sagte sie mit niedergeschlagenem Blick, setzte jedoch leise hinzu, „was kann's aber nützen, daß wir unsere Namen austauschen?"

Diese Frage, welche aus dem Herzen kam, bezeugte ihr in der That unschuldiges Gemüth, und daß sie die Gefahren eines Austausches der Vornamen nicht kannte; daß aber in einem solchen Austausch Gefährliches liegt, wird uns Jeder, der sich in einem ähnlichen Falle befindet, wohl bezeugen. Ein Gegenstand unserer Liebe, dessen Namen wir noch nicht wissen, hat etwas Unbestimmtes, Körperloses, etwas ohne Halt, etwas nicht Greifbares. Sie, zu der wir unsere heißen Wünsche erheben, auch wenn sie in ihrem schönen harmonischen Ganzen lebhaft vor unserem Auge steht, bleibt doch immer für uns gewissermaßen ein Phantasiegebilde, so lange wir in Monologen, die an sie gerichtet sind, nicht ihren süßen Namen einschalten können, ja sogar unsere Hoffnungen erstarken daran; denn so lange wir nicht unserer süßen Frida gedenken können, vermögen wir uns auch nicht so recht lebhaft in die Süßigkeit des Gefühls zu versetzen, mit der wir

den Arm um ihre Taille legen, sie sanft an uns drücken und ihr schmeichelnd in's Ohr flüstern „o meine Frida!“

Gerade so erging es auch unserem jungen Polytechniker. All' die goldenen, flatternden Träume, all' die phantastischen Fäden und Ranken unbekannter Wunderblumen, mit denen er bis jetzt arabeskenhaft das Bild des geliebten, namenlosen und unbekannten Mädchens umsponnen, zogen sich in feste Gebilde zusammen, in den Namen eines Wesens, das sich Frida nannte, an welches er nun seine glühenden Empfindungen in Worten und Gedanken richtete.

Fast unmerklich und sich selbst kaum bewußt, glitt er auch, nachdem er ihren Namen erfahren, über das förmliche Sie in's trauliche Du hinüber, und auch das ist eine der Gefährlichkeiten, die aus der Nennung eines Vornamens entstehen, besonders wenn man bei Regen und Wind mit dem Gegenstand seiner Neigung und unter einem Regenschirm spazieren geht.

„O Frida,“ sagte er dringend, „wenn ich nur einmal von Deinen süßen Lippen meinen Vornamen hören könnte,“ — ein Verlangen, das sie anfänglich kopfschüttelnd von sich abwies und erst nach langen Bitten so weit nachgab, daß sie „Robert“ flüsterte ohne sonst noch ein Wort vorzusetzen.

Vielleicht hätte der ungestüme junge Mensch ihren feinen Lippen doch noch einen Artikel in dieser Richtung ausgepreßt, wenn nicht der Weg, den sie gemeinschaftlich machten, am Hause des jungen Polytechnikers sein Ende erreicht haben würde. Wie sie sich ohne Widerstreben dort hinführen ließ, sind wir im Augenblick nicht im Stande genau anzugeben, obgleich wir es von seiner Seite begreiflich finden, daß er die ihm so wohlbekannten Straßen einschlug, indem er dabei gedacht, sie werde ihm schon Zeichen geben, wenn sie rechts oder links abbiegen wolle. Als sie aber an der Thüre des Vorderhauses stand, da schämte er sich ordentlich, das geliebte Mädchen ohne eigentliche Absicht hierher geführt zu haben, und wäre nicht im Stande gewesen ihr zu gestehen, daß er in diesem Hause wohne. Sie blickten sich Beide zweifelnd an, worauf er jetzt erst fragte, ob sie ihm nicht erlauben würde,

sie nach ihrem Hause zu begleiten? Leider war das Unwetter, ein Frühlingsregenschauer, vollständig vorübergegangen, und zwischen grauen zerrissenen Wolken lachte der blaue Himmel so freundlich hervor, daß es ferner für unser Paar ohne Aufsehen zu erregen unmöglich war, unter dem kleinen Regenschirm gemeinschaftlich zu spazieren, weßhalb sie auch seine Frage ablehnend beantwortete.

„Aber ich sehe Sie wieder?" bat er mit zärtlichem Tone. „Darf ich hoffen, morgen um dieselbe Stunde — und auch ohne Regenwetter?"

Wir müssen hiebei bemerken, daß, sobald der schützende Schirm und der herabstürzende Regen sie nicht mehr traulich einhüllte, er es nicht ferner wagte, sie mit Du anzureden, besonders da sie jetzt ihren Arm etwas hastig aus dem seinigen zog.

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, indem sie entgegnete, das würde auffallend sein und sie in's Gerede bringen.

„So darf ich Sie vielleicht morgen Abend erwarten, wenn Sie nach Hause gehen, um auch zu erfahren wo Sie wohnen?"

Ein eigenthümliches Lächeln flog über ihre Züge, während sie ihn forschend betrachtete und alsdann sagte: „überlassen wir das dem Zufall, der uns vielleicht wieder zusammenführt, wenn es nicht besser ist, unsere kurze Bekanntschaft hier zu schließen."

„O wie grausam Sie sind, nur so etwas auszusprechen," erwiederte er mit traurigem Blick, „also so leicht würde es Ihnen werden, mich nicht wieder zu sehen?"

„Das habe ich nicht gesagt — doch schauen Sie um sich," fuhr sie mit ängstlicher Stimme fort, „wie man nach dem warmen Regen überall die Fenster öffnet; es wäre mir nicht lieb, wenn man uns hier beisammen stehen sähe. — Leben Sie wohl und glauben Sie meiner Versicherung, daß ich auf den Zufall nicht böse sein werde, wenn er uns recht bald wieder zusammenführt."

Nach diesen Worten, welche sie leise sprach, schlüpfte sie in die offen stehende Hausthüre und wäre im nächsten Augenblicke in dem dunkeln Gange verschwunden, wenn er nicht

überrascht gefragt hätte, „aber Eines sagen Sie mir noch, wen besuchen Sie in diesem Hause?“

„O Niemand, der Sie interessiren könnte,“ gab sie lachend zur Antwort, „ich gehe zu einer älteren Frau, die mich sehr lieb hat und nach der ich häufig sehe.“ Damit war sie verschwunden.

„Daß sie dich liebt, begreife ich wohl,“ sprach er zu sich selber, indem er der nacheilenden schlanken Gestalt mit innigen Blicken nachsah, dann fuhr er fort, wie bei sich selbst erwägend, „wenn ich mein älterer Bekannter wäre, so würde ich ihr unbedingt folgen, um zu sehen, wo die Frau wohnt, zu der sie häufig geht und die sie so lieb hat.“ — Einen Augenblick schwankte er, es ebenso zu machen, wie es sein älterer Bekannter thun würde, „doch nein,“ setzte er entschlossen hinzu, „das hieße ihr Vertrauen mißbrauchen; sie hat mich auf den Zufall verwiesen, und auf seine Macht, die mir heute so günstig war, will ich auch mein ferneres Glück bauen.“ Ja er war so zartfühlend, daß er nicht einmal den Weg durch das Vorderhaus nahm, um in den Garten zu gelangen, wie er häufig zu thun pflegte, vielmehr ging er um das ganze Häuserquadrat herum und gelangte so in seine Wohnung, in deren engen und dumpfigen Zimmern er es mit seinem vollen Herzen nicht gut aushalten konnte, sondern auf die Terrasse hinaustrat, um den wunderbaren Duft einzuathmen, den nach dem erquickenden Regen alle Blätter, Blüten und Knospen aushauchten.

„Du warst recht im Regen,“ sagte die Mutter unseres jungen Freundes, „Dein Schirm ist durch und durch naß, und von Deinem Plaid laufen die dicken Tropfen hinab.“ Besorgt, wie sie immer um ihn und seine Sachen war, stellte sie den Schirm aufgespannt auf die Terrasse und warf seinen Plaid über die nachbarliche Scheidewand, dort sollte er trocknen, und that das auch recht bald unter den warmen, jetzt wieder hervorgebrochenen Sonnenstrahlen.

Nachdem er, am Rande der Altane stehend, heiße Grüße und Küsse nach allen Richtungen der Windrose hin versandt

hatte, ging er mit dem beruhigenden Gefühle, daß sich wenigstens einer dieser stummen Zeugen seiner Liebe dorthin verloren haben müsse, wo sie weile, in sein Zimmer zurück, um seufzend seine Bücher vorzunehmen, und trockene Konstruktionen herzustellen und zu berechnen, wobei es ihm aber wiederfuhr, daß er im Spitzbogenstyl viel mehr weiche Rundungen anbrachte als erlaubt sind, daß die rasch entworfene steinerne Knospe eines Strebepfeilers gegen alle Regeln der Baukunst ganz das Ansehen einer halbgeöffneten Rose hatte, und daß die Zacken an eben diesem Strebepfeiler wie eine zierlich verschlungene Kette von lauter F erschienen.

Auf den Regen war ein heiterer Nachmittag gefolgt und diesem ein wunderschöner Abend. Wie bezeugten Blumen und Blüten ihre Dankbarkeit für das erquickende Naß durch die lieblichsten Düfte, wie hauchten selbst die Blätter Wohlgerüche aus, wie bemühten sich sogar alle noch unentwickelten Knospen, ihre Hüllen zu sprengen und an diesem wunderbaren Maiabende in's Leben zu treten.

Unser Freund hatte seine Bücher zusammengeworfen, als er glaubte annehmen zu können, daß es nächstens im Zimmer zu dunkel werden würde, um ohne Gefahr für seine Augen weiter zu studiren, und begab sich auf die Altane. Er nahm einen Stuhl und setzte sich an die nachbarliche Scheidewand, wobei er mit wahrer Wonne sanft träumend dem Gewirr der Ranken zu folgen sich bestrebte, und seine Augen nur hie und da ruhen ließ, wenn sie auf eine besonders schön geformte Knospe fielen.

Die alte Frau, seine Mutter, war ausgegangen, doch ehe sie das Zimmer verließ, hatte sie ihn an seinen Plaid erinnert und ihn ermahnt, denselben, da er nun vollständig getrocknet sei, wieder herabzunehmen und hübsch ordentlich im Zimmer aufzubewahren. Daran dachte er jetzt, als er sich mit dem Kopfe an die nachbarliche Scheidewand lehnte und sein Haar den wollenen Stoff berührte. Er wandte den Blick aufwärts, um ihn sanft zu sich herabzuziehen. Da fühlte er einigen Widerstand, was wohl daher kommen mochte, daß sich die Fransen des Tuchs drüben in einen Nagel oder der-

gleichen verwickelt. Er zog etwas heftiger, ohne daß es etwas genützt hätte. Das Gescheiteste, was er deßhalb thun konnte, war, auf den Stuhl zu steigen, über die nachbarliche Scheidewand wegzuschauen, um zu sehen, wodurch das andere Ende seines Plaids zurückgehalten würde. Er konnte dabei auch nicht wohl fürchten gegen seine Nachbarn eine Indiskretion zu begehen, da anzunehmen war, es befinde sich Niemand von diesen auf der Terrasse; wenigstens hatte er keinen Laut vernommen, nicht den Tritt eines Fußes, noch ein gesprochenes Wort oder dergleichen — daneben mußten überhaupt Leute wohnen, die von der Annehmlichkeit einer solchen Terrasse, von dem Schauen in das Blättermeer des Gartens, durchaus keinen Begriff hatten, da sie so wenig Gebrauch davon machten.

Er rückte seinen Stuhl dicht an die Wand, er trat hinauf, beugte sich über die Scheidewand, und fuhr im nächsten Augenblick verwirrt, fast erschrocken zurück, da er sah, daß die Terrasse nicht, wie er vermuthet, leer war, sondern so besetzt, wie er es in seinen kühnsten Hoffnungen nicht gedacht. —

Heftiger schlug ihm das Herz, als er seinen Kopf vorstreckte, um wieder hinüberzuschauen. Drüben an der Scheidewand stand ebenfalls ein Stuhl, und zwischen der Lehne desselben und dem Holzwerk, an welches dieselbe fest angedrückt war, stack sein Plaid. Auf dem Stuhle aber saß dasselbe junge Mädchen, an die er unaufhörlich gedacht, welche ihm sein Herz geraubt, die heute mit ihm unter dem Regenschirm gewandelt war — da saß sie, eine Knospe unter anderen Knospen. Sie hatte ihr Köpfchen rückwärts an die Scheidewand gelehnt und schlief. Dafür sprachen nämlich ihre geschlossenen Augen, ihre regelmäßigen Athemzüge und das sanfte Wogen ihres Körpers, welches er mit entzücktem Auge betrachtete — o diese Knospenstudie! Er hätte stundenlang, tagelang da hinabschauen mögen; zwar drängte es ihn gewaltig, sie mit einem süßen Wort aufzuwecken, aber er fand das richtige nicht; jedes, welches er hätte aussprechen mögen, erschien ihm prosaisch, unpassend, und doch konnte er nicht zurücktreten, ohne ihr ein Zeichen seiner Gegenwart gegeben

zu haben, ohne ihr zu sagen, wie glücklich ihm abermals der Zufall gewesen, wie er ihre Wohnung gefunden, und wie er vor Glück sich nicht zu fassen wisse, daß nur eine armselige Scheidewand ihn von ihr trenne. Das Alles wollte er ihr mit einem einzigen Blick sagen und war überzeugt, daß sie ihn verstände.

Er brach eine Rosenknospe ab, und, nachdem er sie geküßt, ließ er sie auf die Schulter des jungen Mädchens hinabfallen.

Sie schrack zusammen, blickte um sich, und wäre vielleicht des Glaubens geblieben, die Knospe, welche zwischen den Falten ihres weiten Ueberrocks verschwunden war, sei zufällig auf sie herabgefallen, wenn er sich hätte enthalten können leise ihren Namen zu rufen.

Da aber mochte ihr Alles wie ein Traum erscheinen, aber dem Ausdruck ihres Gesichtes nach wie ein süßer Traum. Sie sprang rasch empor, sie strich lächelnd ihr Haar aus der Stirne, und als er gar so herzig und rührend bat, blickte sie ihn nicht nur mit einem innigen Ausdrucke an, sondern reichte ihm auch ihre beiden Hände, deren Fingerspitzen er mit seinen Lippen erreichen konnte, nachdem er sich so weit vorn übergebeugt, daß er fast über die neidische Scheidewand hinweg zu ihren Füßen gestürzt wäre. Dabei flogen die Antworten rasch hin und her, und es däuchte den Beiden der köstlichste Zufall, daß sie, schon lange nur durch eine Rosenhecke mit zahllosen Knospen getrennt, neben einander gewohnt hätten, ohne zu wissen, daß sie sich so nahe — so erreichbar seien.

Und dabei können wir nicht verschweigen, daß der ungestüme junge Mensch im Feuer des Gesprächs ihre Hände sanft an sich zog, und daß sie, um ihn nicht in der That herabstürzen zu sehen, nachgeben und sich ihm nähern mußte, was sie bewerkstelligte, indem sie auf den Stuhl stieg und die Beiden alsdann — — zwei frische verlangende Knospen, getrennt von unzähligen andern Knospen, über diesen, welche ihnen halbgeöffnet im Dämmerschein des Abends lustig zuzulauschen schienen, Mund auf Mund die wundervollsten Knospenstudien machten.

F. W. Hackländer's

Humoristische Schriften

Sechster Band.

Bilder aus dem Leben.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Bilder aus dem Leben.

Von

F. W. Hackländer.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Druck von Gebrüder Mäntler. Stuttgart.

Vergnügen auf der Jagd.

Wenn ich von dem Manne, den ich hier aufzuführen die Ehre habe, bemerke, daß er kein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, so will das nicht sagen, er habe ein Steinschloß von einem Percussionsschloß nicht unterscheiden können, oder er habe nicht gewußt, daß man Feldhühner im Sommer und Hasen im Winter schießt. Nichts weniger, besagter Mann kannte sogar den größten Theil der gangbaren Jägerausdrücke, und hätte um Alles in der Welt nicht von den Hörnern eines Rehbocks oder den Beinen einer Schnepfe gesprochen. Hierin war er sehr korrekt, und vierzehn Tage nach der Jagdzeit konnte es ihm wohl begegnen, daß er Jemand versicherte, seine Lichter seien außerordentlich gut, und über seine Ständer könne er sich nicht beklagen.

So eben hat er ein Billet erhalten mit der Einladung zu einem Treibjagen, woselbst Füchse, Hasen und Böcke geschossen werden. Besonders auf letzteres freut er sich außerordentlich; denn obgleich er gesprächsweise wohl von diesem oder jenem schwierigen Schusse spricht, den er einem unglücklichen Reh männlichen Geschlechts beigebracht, so ist die Sache doch im Grunde eine Dichtung, was er vertrauten

Freunden eingesteht und alsdann versichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe, die Jagden zu besuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinsel anbelangt, da kann man nicht vorsichtig genug sein.“

Also die Einladung ist angekommen. Das Rendezvous ist vier Stunden von dem Orte, wo sich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh sieben Uhr festgesetzt. So sehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, so ist ihm doch der Umstand, Morgens vor sieben Uhr einige Stunden fahren zu müssen, äußerst fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er sich nicht so sehr darauf freute, heute Abend in Gesellschaft auf die stehende geistreiche Phrase: „Aber heute ist es kalt!“ leicht hinwerfen zu können: „Pah, was ist für uns Jäger die Kälte!“ — „So, Sie lieben die Jagd?“ — „Leidenschaftlich,“ antwortet er, indem er sich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit, viel Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt, einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund X. dringend eingeladen hat.“

Das Wetter ist, wie es ein Jäger nur wünschen kann. Seit heute Nachmittag hat sich der Himmel aufgeklärt; es ist Frost eingefallen, und als unser Freund Abends nach Hause geht, tritt er in so viel Wasserlachen, als er eben erreichen kann, um sich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen ist Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal.

Was die Jagdausrüstung anbelangt, so ist unser Dilettant damit versehen wie Einer. Er besitzt einen grauen Jagdrock, dicke kurze Hosen, wollene Strümpfe, die bis über's Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausstehlichen Gestank verbreiten, dafür aber auch, weil sie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Nässe gutwillig den Eintritt verstatten. Er hat sich einen grauen Filzhut angeschafft, mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn ist zum Aufdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen ein=

gerichtet, Alles auf's Neueste. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus derselben nicht zu handhaben versteht, so wird sie nur zur Parade mitgenommen und er müht sich meistens ab, mit den erstarrten Fingern das Zündhütchen aufzusetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr besitzt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Dasselbe schießt weit hin und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig zusammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es stößt sehr stark und hätte dem Liebhaber bei einem ersten Versuch mit etwas starker Ladung beinahe zwei seiner schönsten Backzähne gekostet.

Der Jagdliebhaber kommt in sein Zimmer und ruft seinem Bedienten. — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hosen, die hohen Strümpfe und die langen Stiefel." — Bald sind alle diese Sachen um ihn versammelt und er sieht sich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wischer zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefressen und in der Hose einen Theil verletzt, den man gern in gutem Zustande besitzt. Dieser Wischer wird bedeutend verstärkt, da die Stiefeln, trotz der häufigen Ermahnungen, sie fleißig einzuschmieren, vor Dürre ordentlich klappern. Im Grunde tröstet sich der Jagdliebhaber damit, daß es nicht viel zu sagen hat, wenn auch an den Kleidungsstücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zustande ist.

Diese steht, sorgfältig in ein grünes, wollenes Futteral gesteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruste von Rost bedeckt ist, und als er sieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver starrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie ist das möglich?" Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr selbst in's Futteral gesteckt, rein und blank, nachdem er es sorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein schweres Gewitter steigt über dem Haupt des Bedienten empor, der

trostlos dasteht und sich nach den ersten Worten als Thäter bekennt. Er hat das Gewehr mit zu einer Herbstfeier genommen, und nachdem er an einem schönen Nachmittage zwei Pfund Pulver daraus verknallt, hat er's ungeputzt in's Futteral gesteckt und das Putzen vergessen. Glücklicherweise ist der sehr biegsame und schmiegsame Ladstock nicht eingerostet, und Herr und Diener beschäftigen sich sofort mit einer sehr eindringlichen, aber unangenehmen Herbstnachfeier. — Was ist zu thun? Das Gewehr muß geputzt sein, und da es unterdessen eilf Uhr Abends geworden ist, so muß man sich selbst damit beschäftigen. Die Waffe wird auseinander geschraubt, und nach zweistündiger mühsamer Arbeit tritt der feste Grund des Rohrs überall wieder zu Tage; die Batterie ist sauber und blank, und während dem hat der Bediente Rock und Hose etwas geflickt und die Stiefeln mit Oel und Talglicht gehörig bedient.

Als endlich Alles in Ordnung ist, schlägt es zwei Uhr, und da der Postwagen nach dem Orte des Rendezvous um halb drei abfährt, so ist keine Zeit mehr zu verlieren. Der Jagdliebhaber, ohne zu Bette gekommen zu sein, wirft sich geduldig in die Jagdkleider, hängt Pulverhorn, Schrotbeutel und Zündhütchenuhr um, nimmt den Muff, setzt den Jagdhut mit der Spielhahnfeder auf und wickelt sich in den Mantel. Es wird rasch eine Tasse Kaffee gekocht, und nach einem halb wehmüthigen Blick auf sein unberührtes Bett eilt er nach dem Posthofe, den Vergnügungen entgegen, die seiner harren.

Draußen ist es grimmkalt, die Sterne funkeln am klaren Himmel, der Schnee knirscht unter den Füßen des Dahinwandelnden, und ehe er noch den Posthof erreicht, hängen große Eiszapfen an seinem Barte. — Im Eilwagen ist er die einzige Person, und wenn er deßhalb auch die Beine nach Belieben ausstrecken kann, so leidet er dafür sehr an Frost. Umsonst wickelt er sich in seinen Mantel, die Nachtluft dringt schneidend durch. Seine Zähne klappern und aus den Füßen ist alles Gefühl verschwunden.

Endlich nach vier langen Stunden kommt er am bestimmten Orte an. Es ist halb sieben und der Tag fängt an zu dämmern. Im Wirthshause, wohin er beschieden worden, wird er in eine große Stube gewiesen, wo ihm ein dicker Holzrauch sagt, daß das Feuer eben angelegt worden. — Er ist der Erste auf dem Platze, und nachdem er das Gewehr von sich gelegt, trippelt er, halb erstarrt, in der Stube auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Bald erscheint ein Kellner mit sehr verschlafenem Aeußern, der ihn gähnend fragt, was er zu genießen wünsche. — Nachdem der Jagdliebhaber einige Augenblicke überlegt, entscheidet er sich für Chokolade mit geröstetem Brod und Butter.

Unterdessen wird es Tag und vor dem Gasthofe versammeln sich die Treiber. Sie haben lange hellgraue Leinwandkittel an, Pelzmützen auf dem Kopfe und die Hände stecken in dichten Filzhandschuhen. Die meisten führen einen langen Stock und Alle springen im Schnee herum, schlagen in die Hände, um diese zu erwärmen, und blasen ihren Athem in dicken Dampfwolken von sich. — Jetzt kommen auch einige herrschaftliche Jäger an, mit andern Treibern hinter sich, deren einer einen Frühstückranzen trägt und einen Schweißhund an der Leine führt. Alle haben blaue Backen und roth angelaufene Nasen; ein Anblick, der dem Jagdliebhaber jetzt um so schmerzlicher an die vergangene Nacht erinnert, da der Ofen anfängt, eine behagliche Wärme auszuströmen und die duftende heiße Chokolade vor ihm auf dem Tische steht.

Dort steigt die Sonne über die Berge und wirft einen feuerrothen Schein auf den Schnee bis vor das Wirthshaus, den Rauch vergoldend, der aus den Schornsteinen des Dorfs hie und da aufzusteigen beginnt. Die Jagdhunde schauen empor und schütteln sich. — Eben ist die Chokolade und ein ganzer Teller voll gerösteten Brods mit Butter verzehrt, als draußen unter den Treibern eine allgemeine Bewegung entsteht. Herr v. X., der nahe beim Dorf während der Jagdzeit auf seinem Landgut wohnt, kommt mit einigen andern

Herren, und die Jagd kann beginnen. — Unser Held ergreift sein Gewehr und eilt vor das Haus. Allgemeine Begrüßung. Man wird vorgestellt und läßt sich vorstellen, und ist in wenigen Augenblicken bekannt.

Gleich vor dem Dorf beginnt der erste Trieb. — Ein alter Jäger des Herrn v. X. führt unsern Jagdliebhaber und einen andern jungen Herrn auf ihren Stand. Während sie so im Schnee dahin gehen, leitet der Jäger die Conversation mit den Worten ein, daß es doch nicht mehr so kalt sei wie gestern; er zeigt auf einige Wolken, die unterdessen emporgestiegen sind, und schüttelt halb verdrießlich mit dem Kopf, wobei er eine Hand voll Schnee vom Boden aufhebt, um zu zeigen, daß er naß sei und sich leicht zusammenballen lasse.

Bald ist der Stand erreicht, die Beiden werden aufgestellt, und da die Treiber einen weiten Weg zu machen haben, so gesellt sich der junge Herr aus der Nachbarschaft zu unserem Liebhaber, und Beide beginnen ein Jagdgespräch, aus welchem der Letztere zu seinem großen Schrecken ersieht, daß jener heute wahrscheinlich zum erstenmal eine Jagd mitmacht. Er weiß nicht, was ein Zwilling ist, er spricht vom Haar des Hasen, und der Jagdliebhaber bekommt beinahe Krämpfe, als ihm der Andere von einem Rehbock erzählt, der ein ganz verdrehtes Horn gehabt habe. Kurz, in einer Viertelstunde ist es heraus, daß der junge Herr noch nie auf der Jagd gewesen, denn er bittet den Jagdliebhaber, ihm beim Laden seines Gewehrs behülflich zu sein. — Man kann sich den Schrecken des Mannes denken. In aller Kürze, denn die Treiber erscheinen schon auf den Höhen des Feldes, gibt er dem jungen Herrn die allernothwendigsten Anweisungen und bittet ihn auf's Dringendste, nicht auf den Weg zu schießen, auf dem Beide stehen.

Der Trieb beginnt, die Treiber fangen an ihr Jellow! Jellow! zu schreien, und ein einzelner Hase kommt in voller Flucht über's Feld einher, gerade mitten zwischen unsern beiden Freunden. Der Jagdliebhaber nimmt sein Gewehr

auf und macht sich in größter Ruhe fertig; der junge Herr, der vor dem Trieb noch ein nothwendiges Geschäft hat verrichten wollen, knöpft in aller Hast seinen Rock zu, fackelt mit dem Gewehr herum, der Hase stutzt, wendet sich und eilt in einem weiten Bogen den andern Schützen zu, deren einer ihn gemächlich niederstreckt.

Bald folgen mehrere diesem ersten Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit. Sie springen behend auf dem Schnee hin und her, gejagt von den Treibern und stutzend vor den aufgestellten Schützen; sie kommen vor und eilen zurück, springen rechts und springen links, stehen und halten die Löffel empor. Drei bis vier der beherztesten machen einen tollkühnen Versuch und eilen gerade auf die Schützen los. Piff! paff! pum! drei wälzen sich in ihrem Blute, und der vierte, der nahe an unserem Jagdliebhaber vorbeikommt, schnellt unter dem Schusse dahin und zeigt hohnlachend sein weißes Hintertheil.

Die Treiber kommen näher, das Gefecht wird hitziger. Hasen die Menge; es knallt auf allen Seiten. Der junge Herr, der wüthend in den Schnee hinein schießt, erlegt einen angeschossenen, halbtodten Hasen, der sich mühsam vor ihm hingeschleppt hat. Tollkühn gemacht durch diesen Sieg, wendet er sich mit dem Gewehr und knallt einigen Flüchtlingen nach, ohne ihnen die Wolle anzubrennen. Jetzt kommen noch einige Nachzügler und unser Jagdliebhaber, der noch nichts erlegt hat, verstärkt schnell die Ladung seines Gewehrs, um von diesen letzten Früchten noch eine für sich zu brechen.

Ein sehr starker Hase kommt ihm gerade in den Schuß. In der Hitze drückt er beide Läufe zugleich los; freilich stürzt der Hase im Feuer zusammen, aber der Jagdliebhaber bekommt zugleich einen so fürchterlichen Schlag von seinem Gewehr, daß er einen lauten Schrei ausstößt. Im selben Augenblick knallt es neben ihm: der junge Herr hat trotz aller Ermahnung über den Weg geschossen. Unser Jagdliebhaber hört hinter sich die Schrotkörner in den Schnee schlagen und steht da, von doppeltem Entsetzen gefesselt.

So endigt der erste Trieb. Die Treiber kommen vor den Schützen in einer langen Linie aus den Büschen heraus. Viele bringen geschossene Hasen mit, die in die Linie zurückgelaufen und dort liegen geblieben. Der Trieb ist sehr gut ausgefallen, der Jagdeigenthümer reibt sich die Hände und überzählt vergnügt die lange Reihe von getödteten Hasen, die vor ihm auf dem Schnee ausgebreitet werden; die Hunde, an der Leine gehalten, dringen sehnsüchtig näher, die Getödteten beschnuppernd und hie und da den Schweiß aufleckend. Der Jagdliebhaber untersucht mit der verdrießlichsten Miene von der Welt sein Gewehr, und kann nicht begreifen, weßhalb es so furchtbar stößt. Seine rechte Wange ist roth und aufgelaufen, als habe er seit mehreren Tagen mit furchtbarem Zahnweh gekämpft.

Der Himmel hat sich unterdessen bezogen und einzelne Schneeflocken, vom Winde hin und her gejagt, schweben als Vorposten eines wahrscheinlich starken Schneegestöbers langsam herab. Die Hasen werden auf große Stöcke gestreift und auf einen Wagen gehängt, der der Jagd langsam folgt. — „Meine Herrn," sagt der Jagdeigenthümer, „glauben Sie, daß es noch zu früh zum Frühstücken ist? Wie es Ihnen beliebt. Wollen wir jetzt einen kleinen Imbiß nehmen oder noch einen Trieb machen?" — Bei dem Worte Frühstück tritt ein stämmiger Bauer aus dem Haufen hervor; derselbe trägt einen Stuhl mit einem einzigen Bein, an welchem eine starke eiserne Spitze, um ihn in den Boden zu treiben, und an diesem Stuhl hängt ein gewaltiger Ranzen, mit einem großen Wolfspelz überzogen, und dieser Ranzen enthält ein ganz vortreffliches Frühstück. Da sich aber die meisten Jäger dafür entscheiden, noch einen oder zwei Triebe zu machen, so tritt der Bauer mit dem Ranzen wieder unter die Treiber zurück.

„Meine Herren," sagt der Jagdeigenthümer, „wir wenden uns dort links aus dem Walde hinaus, gegen die Heide hin, und ich bitte nur, keinen der Füchse durchgehen zu lassen, die wahrscheinlich in Menge erscheinen werden. —

Haben Sie schon Füchse geschossen?" sagt er zu dem Jagdliebhaber und dem jungen Herrn. Der letztere verneint, der erste aber zeigt stillschweigend seinen Jagdmuff, der allerdings von Fuchspelz ist, was aber im Grunde nicht viel sagen will. — „Also vorwärts!" ruft der Jagdeigenthümer. Die Förster stellen die Treiber an und die Jäger ziehen links in den Wald hinein, wo derselbe lichter zu werden beginnt.

Zu dem jungen Herrn gesellt sich ein alter Förster, der ihn von früher kennt und vorhin zugesehen, wie er sich ziemlich ungeschickt benommen; er gibt ihm einige freundschaftliche Ermahnungen. — „Wissen Sie was?" sagte der Alte, „gehen Sie mit mir in den Trieb, das ist recht amusant, namentlich wo es viele Füchse gibt. Der Fuchs ist von einer unbegreiflichen Schlauheit; er ist im Stande, sich in einer Wegfurche zu verstecken, läßt die Treiber vorbeigehen und reißt dann hinten aus. Da kann man ihm nachknallen, daß es ein wahres Vergnügen ist." — Der junge Herr nimmt das Anerbieten dankbar an und folgt mit dem alten Jäger den Treibern. Er wirft sein Gewehr über die Schulter und watet plaudernd durch den tiefen Schnee.

„Sind Sie schon lange bei der Jägerei?" fragt er den alten Förster, und dieser entgegnet: „Ja, das mögen schon an die vierzig Jahre sein; aber damals und jetzt, welch ein Unterschied! Man kann das heutzutag keine Jagd mehr nennen, die paar Hasen und Füchse und hie und da ein Reh! Du lieber Gott! was war das noch für ein Hochwildstand vor dreißig Jahren! und die Sauen, die es da gab! Auch schoß man jeden Winter einen bis zwei Wölfe."

„Ach ja, Wölfe!" meint der junge Herr und schnalzt vor Jagdlust. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, so einen Wolf zu schießen. Aber man spürt ja seit längerer Zeit wieder Wölfe hier im Land. Kamen sie nicht in dieses Revier?" — „Waren auch da, junger Herr," erwiedert der alte Förster, den plötzlich die Lust anzukommen schien, einiges

Latein preis zu geben. „Man hat in den Zeitungen von zweien gefaselt. Ja, prosit die Mahlzeit! Es war ein ganzes Rudel. Gott straf mich, aber es waren wenigstens ihrer zwanzig.“ — „Ah!“ — „Wenigstens zwanzig. Sie haben doch die Berichte von den Schafen gelesen, die sie zerrissen haben, von der ungeheuren Menge Schafe? Das thun nicht zwei Wölfe. Sie waren, wie man es so nennt, ordentlich constituirt, und der Luchs, der damals geschossen wurde, führte so eine Art Oberkommando über sie. Sehen Sie“ — und damit blieb der Alte plötzlich stehen — „hier auf diesem Fleck stand ich, dort drüben auf der Heide war der Schäfer des Orts, und da unten, wo die umgestürzte Eiche liegt, sah ich sie vorbei kommen; wie gesagt, wenigstens ihrer zwanzig, und der Luchs voran; der trug ein Reh, und jeder der Wölfe hatte ein Schaf im Rachen. Ja, das war für die Schäfer eine harte Zeit.“ — „Aber,“ entgegnet der junge Herr, „man hat ja nur zwei geschossen, da müssen die andern noch im Lande sein, und es könnte uns heute zufällig ein Wolf begegnen.“ — „Das ist wohl möglich,“ meint der alte Förster, „freilich nicht sehr wahrscheinlich; aber was ist in der Welt nicht schon Alles geschehen, namentlich auf der Jagd? Ja, da kommen Dinge vor! Aber jetzt müssen wir den Treibern nach, sie sind schon weit voraus.“

Die Beiden schreiten rüstig drauf los und sind bald auf der Linie, von der aus getrieben wird. Der junge Herr versucht sein Gewehr von Neuem zu laden, benimmt sich aber dabei wieder so ungeschickt, daß der alte Jäger überlegt, ob es rathsam sei, ihn mit in die Treiberlinie zu nehmen, ob es nicht besser wäre, ihn an irgend einem verlorenen Posten aufzustellen, wo er Niemand Schaden zufügen könnte. Er wählt das Letztere. Die Beiden stehen gerade an der umgestürzten Eiche. — „Das ist ein sehr merkwürdiger Platz,“ sagt der alte Förster. „Die Eiche hier heißt die Fuchseiche.“ — „Ei, warum die Fuchseiche?“ — „Das sollten Sie nicht wissen,“ meint der alte Förster, „und

waren doch so viel auf der Jagd?" — „Ja, ich erinnere mich dunkel, etwas davon gehört zu haben."

„Natürlich," entgegnete der Förster. „Der Fuchs ist das schlauste Thier, das es gibt. Daß er sich bei den Dörfern, an den Hühnerställen herumtreibt, wissen Sie. Sollte man aber glauben, daß so ein Vieh eine Ahnung davon hat, wenn er den andern Tag getrieben werden soll und wo die Jagd losgehen wird? Gott straf mich! und das wissen sie manchmal besser als die Jägerburschen." — „Unglaublich!" — „Das ist noch nicht Alles," fährt der Alte fort. „Sie machen während der Jagd Zeichen an gewisse Bäume und theilen sich dadurch mit, wo die schlechten Schützen stehen und wo es am hitzigsten hergeht. Und deßwegen heißt dieß hier die Fuchseiche. Was sie für Zeichen machen, das kann kein Mensch wissen; aber so viel ist gewiß, daß die Füchse während des Triebs ihre Richtung vor allem hieher nehmen, und wenn sie gesehen haben, was sie sehen wollten, gehen sie entweder gerade aus oder kehren um und suchen sich zu retten wie sie können."

„Ei!" meint der junge Herr, „und wer macht denn die Zeichen an die Eiche?" — „Das thut immer der gescheidteste Fuchs, der Oberfuchs." — „So muß ja hier ein absonderlich guter Platz sein?" — „Das will ich meinen; ich habe mich hier aufstellen wollen, aber wenn's Ihnen Vergnügen macht, so bleiben Sie da." — „Das wäre mir wirklich recht angenehm." — „Also abgemacht! Bleiben Sie hier stehen. Halten Sie sich aber still und rühren Sie kein Glied am Leib." Im Abgehen fügt der Alte hinzu: „Am Ende haben Sie sogar das Glück und schießen den Oberfuchs." — „Aber," ruft ihm der junge Herr nach, „woran erkennt man denn eigentlich den Oberfuchs?" — „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß Sie den Oberfuchs nicht zu unterscheiden wissen!" lacht der alte Jäger und geht seines Wegs. — „Natürlich!" erwiedert der junge Herr und stellt sich in Positur.

Auf der andern Seite sind die Schützen auch aufge-

stellt; der Jagdliebhaber hat wirklich einen guten Platz bekommen und steht zwischen dem Herrn von X. und einem andern vortrefflichen Schützen. Vor sich haben sie eine junge Waldkultur, von der sie durch einen tiefen, mit niedrigem Gesträuch bewachsenen Graben getrennt sind; in ihrem Rücken ist die Heide. Der Jagdliebhaber ist ungemein aufgeregt, theils weil er wirklich begierig ist, einmal einen Fuchs zu schießen, theils weil er fürchtet, sich vor den guten Schützen zu blamiren. Herr von X. legt beide Hände vor den Mund und ruft ihm leise zu: „Wenn der Fuchs kommt, sich nur nicht gerührt!" — Die Aufstellung der drei Herren ist sehr gut gewählt. Jeder steht hinter einer großen Buche, die ihn vollständig deckt.

Der Trieb beginnt. Lange ist Alles still; hie und da steigt eine Elster krächzend auf, oder es streift ein Rabe mit schwerem Flügelschlag durch den Wald. Jetzt erschallt in weiter Ferne ein leises Jellow, Jellow! Doch ist's wohl nur ein blinder Lärm; man hört nichts weiter als den Ruf des Echos in den Bergen. Jetzt wieder: Jellow! Jellow! Zuerst ein einzelner Ruf, dann mehrere hinter einander, und nicht lange, so ruft es: Jellow Fuchs! längs der ganzen Linie der Treiber. Der Jagdliebhaber stellt sich auf die Fußspitzen, faßt krampfhaft sein Gewehr und sein Herz pocht hörbar. Drüben im Laub, ihm gerade gegenüber, raschelt es; er sieht rechts Herrn von X. an: dieser macht ihm ein dringendes Zeichen aufzupassen; er sieht links: der andere Schütze bedeutet ihm dasselbe. Er strengt seine Augen unglaublich an. Jetzt ist ihm, als bemerke er drüben auf der andern Seite des Grabens einen kleinen gelben Sandhaufen, der aber plötzlich wieder verschwindet. Das Rascheln kommt näher — er sieht nichts. Sein Nachbar links gibt ihm ein dringendes Zeichen, indem er den Zeigefinger wie ein Gewehr an die Wange legt, und Herr von X. arbeitet wie ein Telegraph. Dem Jagdliebhaber bricht der Schweiß aus: er soll schießen und sieht nichts. Drüben erscheinen die Treiber, einige vorwitzige Buben voraus; einer derselben wirft seinen

Prügel in den Graben und brüllt hinaus: „Jellow! Jellow Fuchs!“ Herr von X. stößt einen derben Fluch aus, der andere Schütze zielt kaltblütig wie auf das Fußgestell des Jagdliebhabers. Dicht vor demselben fährt ein Fuchs in die Höhe, beinahe zwischen seinen Füßen durch, über die Heide hin. Es knallt von allen Seiten. Der Jagdliebhaber, dem es schwarz vor den Augen geworden ist, wendet sich ebenfalls gegen den Fliehenden, drückt abermals die beiden Läufe seines Gewehrs zugleich ab, erhält einen noch furchtbareren Schlag als das erstemal, verliert das Gleichgewicht, stürzt rücklings in den Graben und liegt da in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, umtobt von dem Gelächter der Treiber.

Glücklicherweise hat der Jagdeigenthümer den Fuchs erlegt; er ist im Feuer zusammengestürzt. Der gute Schuß mildert seinen Zorn über die Ungeschicklichkeit des Jagdliebhabers. — Man richtet ihn auf, und da er glücklicherweise keinen Schaden genommen hat, so erzählen ihm seine beiden Nachbarn, wie der Fuchs nicht drei Schritte vor ihm hinter einem abgehauenen Baumstamme gesteckt. „Auf Ehre, so nahe,“ sagte Herr v. X., „daß wenn ich nach ihm geschossen hätte, ich unfehlbar Ihre Waden mit verletzt haben müßte.“

So endigte der zweite Trieb. — Die Treiber umstehen den Fuchs, er hat die Augen verdreht und zeigt noch im Tode die Zähne. Einer gibt ihm noch einen derben Schlag auf den Kopf, denn man hat Beispiele, daß der Fuchs sich nur todt stellt und nachher die Treiber, die ihn fortschleppen wollen, in die Waden beißt. — „Meine Herren,“ ruft der Jagdeigenthümer, „jetzt kommt der Frühstückstrieb! Wo ist der Caspar mit dem Ranzen?“ — „Caspar ist zurückgeblieben und wird gleich erscheinen,“ meinten die Treiber.

Die Bauern lagern sich an den Rand des Grabens, ziehen ihr Stück Brod aus der Tasche und erzählen sich Jagdabenteuer. Herr v. X. schaut ungeduldig nach Caspar in den Wald hinein, und der alte Förster begreift nicht, wo der junge Herr von der Fuchseiche bleibt, der ebenfalls noch nicht da ist. Es ist im Wald so still wie in einer Kirche; man hört

die nassen Blätter von den Bäumen rascheln. Auf einmal fällt ein entfernter Schuß; Alles lauscht. Gleich darauf fällt ein zweiter, und man hört in der Entfernung ein gedämpftes Hurrah. — „Was ist das?“ fragt Herr v. X. — Der alte Förster meint, es sei in der Gegend der umgestürzten Eiche, nimmt einem der Treiber den Schweißhund ab und macht sich eiligst dahin auf den Weg.

„Gehen wir mit,“ ruft Herr v. X. Die Schützen folgen und der größte Theil der Treiber schließt sich an. Eilig dringt man vor. Der alte Förster hat recht, die Schüsse sind in der Richtung der umgestürzten Eiche gefallen. Dort liegt sie, und — merkwürdiger Anblick! vor ihr sieht man Caspar, den Frühstückträger, wie er im Begriff ist, dem jungen Herrn das Gewehr aus der Hand zu winden. Man springt hinzu, und es ergibt sich für Jäger, die einige Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt, von mehreren starken Trieben hungrig und durstig sind, die trostloseste Geschichte. Caspar vermag vor Grimm nicht zu sprechen, und so erzählt denn der junge Herr, hochroth vor Scham und stotternd vor Verlegenheit.

„Ich stand,“ fängt er an, „lange sorgfältig umherspähend an der Fuchseiche. Endlich riefen die Bauern Jellow. Doch mit jeder Minuute entfernten sie sich weiter und weiter von mir. Ich stand da, einsam und allein, nur mit meinen Gedanken beschäftigt, von einem recht großen Jagdglück träumend. Ich gestehe, ein Hase, selbst ein Fuchs, wäre für mich nichts gewesen, sogar der Oberfuchs nicht.“ — Bei diesem Ausdruck sieht sich die ganze Gesellschaft erstaunt an. — „Nein,“ fährt der junge Herr fort, einen Wolf zu schießen, das war mein Gedanke, einen von den achtzehn, die noch im Revier herumspucken.“ — Abermaliges Erstaunen. — „Alles ist ruhig. Ich sehe rings um mich her, da gewahre ich endlich zwischen den Gesträuchen einen Gegenstand, der meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Meine Herren, ich sehe im Gesträuch, keine zwanzig Schritte vor mir einen Wolf.“ — Drittes Erstaunen. — „Ich ziele genau, ich drücke

ab, der Wolf liegt unbeweglich — ich ziele nochmals, ich schieße wieder, da ertönt neben mir ein lauter Schrei; der Bauer dort stürzt auf mich zu und behauptet, ich habe in den Frühstücksranzen geschossen."

Bei dem Worte Frühstücksranzen entsteht unter den Jägern allgemeine Aufregung. — „Das ist zu arg," meint Herr v. X. — „Unerhört!" ruft der Jagdliebhaber, und Alles eilt der Gegend zu, wo das Corpus delicti im Gesträuch liegt. Man schnallt den Wolfsranzen auf. Leider hat der junge Herr sehr gut gezielt: die Blechkapsel ist mehrmals durchlöchert und die gebratenen Hühner, die Zungen, die Schinken, das Brod schwimmen in rothem Wein. — Was ist zu thun? Der junge Herr ist durch die Scham und Verlegenheit sattsam bestraft; Herr v. X. sucht die unversehrten Trümmer aus dem Ranzen zusammen und fängt als gebildeter Mann zuerst an zu lachen. Der Jagdliebhaber stimmt eifrig ein; er ist außerordentlich vergnügt, daß es noch einen ungeschickteren Schützen gibt als er, und unter allgemeiner Heiterkeit geht der Frühstückstrieb vor sich, der auch ohne Störung und zur mäßigen Zufriedenheit abläuft.

Nach dem Frühstück steckt man sich eine Cigarre an; die Jagdgesellschaft mit Treibern und Hunden wendet sich über die vorhin erwähnte Heide einer größern Waldstrecke zu, wo sich nach der Aussage der Jäger ein ziemlich geschonter Rehstand befindet. „Freilich," meint einer, „schießen die Gemeindeschützen Alles ohne Noth zusammen; aber ein bis zwei Rehböcke in jedem Trieb wären doch nicht unmöglich."

Wer auf der Jagd so ausgesprochenes Unglück hat, wie unsere beiden Nimrode, der Jagdliebhaber und der junge Herr, der wird leider von den andern Schützen gemieden wie ein Angesteckter, und da die Zeiten vorbei sind, wo der Jagdherr das Recht hatte, für eine geschossene Gaise dem Uebelthäter fünf mit dem Waidmesser aufzählen zu lassen, so stellt man solch unglückliche Individuen lieber auf einen verlorenen Posten, wo nie etwas anläuft, wo ihnen die Finger vor Kälte starr und blau werden, wo sie nichts hören, als das Gekrächze

eines Raubvogels. Und dabei sagt man ihnen nicht, auf welch schlechtem Stand sie sich befinden; vielmehr rückt der Forstbeamte, der sie anstellt, bedeutsam an seinem Hut, sieht sich schlau um, und macht bloß ein Zeichen mit der Hand, Alles ganz leise und geheimnißvoll, als bemerke er schon ein ganzes Rudel Hochwild, oder er sagt auch: „Hier haben im vorigen Jahre der Herr Graf von N. einen starken Bock geschossen."

Unterdessen wird es empfindlich kalt; die Sonne ist hinter dem Waldrand verschwunden, Nebel steigen auf und die Gesichter des Jagdliebhabers und des jungen Herrn schillern in Blau, Violett, Roth und Gelb wie eine Farbenschachtel. Rings herum knallt es lustig, bei ihnen ist's öd und still. Plötzlich aber huschen auf hundert, hundert und zwanzig Gänge im Wald einige Rehe vorbei. Wie schlägt den Beiden das Herz! Links knallt es; die Rehe halten an und wenden, was im Laub auf dem Boden ein großes Geräusch macht. Beide legen das Gewehr an die Wange und strengen ihr Sehorgan unmenschlich an, um das Gewicht oder den Pinsel zu erblicken. Vergebens, sie sehen nur die Umrisse der Thiere. Die beiden Schützen erinnern sich, daß man ihnen gesagt hat, der Bock oder die Gais breche gewöhnlich zuerst hervor, aber wer von den Beiden, ob Bock oder Gais zuerst, das haben sie vergessen. Die Rehe kommen näher, erschrecklich näher. Jeder denkt: wenn der Andere schießt, kann auch ich schießen, der wird den Bock schon kennen. Jetzt faßt der Jagdliebhaber ein Herz und schießt beide Läufe ab. Vier Rehe fahren in ungeheuren Sätzen zwischen Beiden durch, hinter ihnen in den Wald hinein. Der junge Herr schickt den Fliehenden zwei Schüsse nach; aber es stürzt nichts.

Der Trieb ist beendigt und Alles versammelt sich, um heimzuziehen. — „Nun, haben Sie geschossen?" sagt der alte Jäger zum Jagdliebhaber. „Ihnen müssen ja vier Rehe angelaufen sein." — Von unsern beiden Nimrods will eben jeder versichern, er habe dem starken Bock, der darunter gewesen, ein Tüchtiges versetzt, als ein alter Treiber hinzutritt

und bemerkt, er habe die vier Rehe deutlich gesehen, es seien vier Gaisen gewesen. — Der Jagdliebhaber und der junge Herr verstummen plötzlich und beten in Gedanken: „Heiliger Hubertus, wenn nur kein Unglück geschehen ist!“

Die Jagd ist zu Ende und man kehrt tüchtig durchfroren auf das Dorf zurück, wo der erste Trieb begonnen hat. Hier wird zum Beschluß der letzte und beste Trieb gemacht, an der Wirthstafel nämlich, wo ein Sauerkraut mit Umständen, d. h. mit Erbsen, Schweinefleisch, Blutwurst und dergleichen aufgetischt ist. Man ißt sehr viel, man trinkt noch mehr, renommirt wird ungeheuer, und am Ende fährt Alles nach Hause.

Mitten in der Nacht kommt der Jagdliebhaber in sein Zimmer; ihn fröstelt und er läßt sich einen Kamillenthee machen, der auch seine Wirkung thut. Am andern Morgen wacht er mit einem starken Husten und Schnupfen auf. Sein Barbier erschrickt, als er ihn im Bette liegen sieht, und bringt ihm einen Handspiegel. Die rechte Wange des Jagdliebhabers ist fürchterlich aufgelaufen. — Um zehn Uhr bringt ihm sein Bedienter einen Brief vom Jagdeigenthümer, der ihm mit wenigen freundlichen Worten den Rath gibt, künftig nicht wieder auf Rehe zu schießen, bevor er gelernt habe, einen Bock von einer Gais zu unterscheiden; heute früh hätten die Jäger eine Gais heimgebracht, die von ihm im letzten Trieb geschossen worden. Der Jagdliebhaber seufzt und nimmt den ersten Löffel einer sehr bittern Arznei, die ihm der Arzt verschrieben.

Herbstvergnügen.

Der Kanzleiassistent Wetterstuck war auf seinem Bureau ein äußerst thätiger und fleißiger Arbeiter. Er assistirte von Morgens acht bis zwölf und Nachmittags von zwei bis sechs Uhr, auch wohl nur bis halb sechs Uhr, wenn ein warmer freundlicher Sonnenschein ihn früher von dannen zog. Er war Referent in Bau- und Wirthschaftssachen und Alleinherrscher in seinem Stübchen im dritten Stock, bevor er den großen Gedanken faßte, sich zu verheirathen. Aber der Herr Kanzleiassistent hatte es sehr viel früher zu einer Frau und zwei hoffnungsvollen Sprößlingen gebracht, als zum Sekretär. Er war ein harmloser, stiller Geschäftsmann und Familienvater, dem Wirthshausleben, das er fast nur aus seinen Referaten kannte, verschiedener Umstände wegen abhold. Er hatte in seinen Freistunden eine einzige Erholung, ein einziges Vergnügen, ein großes Blumenbrett vor den Fenstern seiner Wohnung, auf welchem Geranien und Kapuziner, Balsaminen und Reseden lustig wuchsen und von seiner Hand sorgfältig gepflegt wurden. Der Kanzleiassistent war eine poetische Natur, und wenn er seine lange Nase zwischen die Blumen hineinsteckte, konnte er allerlei schöne Gedanken haben und mochte sich einbilden, er wandle in einem großen zierlichen Blumengarten; ein schöner Traum, den er sorgfältig ausmalte und

wodurch der erste Gedanke in ihm rege wurde, ob es denn nicht möglich wäre, sich einmal in den Besitz eines kleinen Stücks Gartenland zu setzen und so seine Träume verwirklicht zu sehen. — Madame Wetterstuck belächelte diesen Gedanken und legte ihn ad acta neben die eigenen Wünsche, welche in einer größeren Wohnung, eleganterem Küchengeschürr und einem Sopha mit rothem Plüsch bestanden.

Da geschah es, daß der Kanzleiassistent eine Erbschaft machte, eine Erbschaft, bestehend in 600 Gulden baaren Geldes. Und als er mit diesem Gelde nach Hause ging und die schwergefüllten Rocktaschen so angenehm gegen seine dünnen Geschäftsbeine schlugen, da stieg neben ihm riesengroß der Versucher auf, ließ nicht ab von ihm und verfolgte ihn durch die Straßen der Stadt bis zu seiner Wohnung. Der Versucher zeigte ihm eine Beilage des Tagblatts und wies mit glühendem Finger auf mehrere Anzeigen, in denen kleine Gärten und allerlei Land zum Verkauf ausgeboten wurden. Der Kanzleiassistent kam nach Hause, entzückt, verwirrt, nach Athem schnappend, packte seine Rollen aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und murmelte dabei leise: „einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ wiederholte das immer lauter, und schrie zuletzt mit der vollen Kraft seiner Lunge: „ja, einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ Er that das, um sich selbst Muth zu machen und festen Auges der Madame Wetterstuck begegnen zu können, welche ihn halb zornig, halb lächelnd ansah.

Nachdem der Glückliche etwas zu Athem gekommen war und das Geld mehreremale gezählt hatte, fing er an, alles Ernstes seinen Entschluß kund zu thun, der in nichts Geringerem bestand, als daß er wirklich einen Garten kaufen wolle. Es gibt Punkte, wo das sanftmüthigste, folgsamste Geschöpf plötzlich widerspenstig wird, auf kein Zureden mehr achtet und geradeaus rennt, ohne links und rechts zu sehen: so der Kanzleiassistent. Er stand mit dem Gedanken an einen Garten auf, er ging mit diesem Gedanken zu Bette; er nahm die Blumen vor dem Fenster hinweg und entfernte das Brett,

das ihm lange Jahre treu gedient, wobei er still lächelnd sagte: wir brauchen das bald nicht mehr. Ja er wäre abgemagert, wenn das möglich gewesen wäre, aus lauter Sehnsucht nach einem Garten.

Endlich war der Widerstand der Madame Wetterstuck besiegt. Man theilte das Geld in gleiche Hälften; dreihundert Gulden wurden dem Kanzleiassistenten bewilligt, um einen Garten zu kaufen, und für die andern dreihundert sollten äußerst nothwendige neue Anschaffungen gemacht werden; doch gelang es dem Herrn des Hauses, nach verzweifelter Gegenwehr seiner Frau, derselben noch vierzig Gulden zur Verschönerung des zu kaufenden Gartens zu entreißen. Eine Zeitlang schwankte das sonst so ruhige, jetzt aus dem Gleichgewicht gebrachte Leben der Familie Wetterstuck hin und her; aber nicht lange, so gestand die Frau Assistentin mit einem gewissen Stolze, es sei auch nicht so übel, Gartenbesitzerin zu sein, und welche Genugthuung, vor den Ohren der Sekretärin und Kanzleiräthin von ihrem Gute sprechen zu können! Herr Wetterstuck seinerseits sehnte sich mit der Anschaffung des rothen Plüschsopha's aus und pflegte auf dem Bureau zu sagen: ein Garten sei eine schöne Sache, doch sei es nothwendig, wenn man müde gearbeitet aus demselben nach Hause komme, dort bequeme Sitzgelegenheit zu finden. Er ließ damit den Bureaudiener, die andern Assistenten, ja sogar den Sekretär merken, daß er im Begriffe sei, zugleich Eigenthümer eines Gartens und Besitzer eines Sopha's von rothem Plüsch zu werden.

Die Anschaffung des Gartens kostete der Familie Wetterstuck außer dem Kaufschilling eine große Schuhmacherrechnung. Mehrere Monate wurde kein Grundstück in der Zeitung ausgeboten, das die Wetterstuck'sche Familie nicht in pleno besucht hätte. Endlich waren zwei Gärten in Vorschlag gebracht und die Wahl zwischen beiden schwankte mehrere Tage. Man sprach dafür und dawider, die Vorzüge des einen, wie des andern wurden von allen Seiten betrachtet und geprüft. Jedes der beiden Gartenstücke war etwa dreiviertel Morgen

groß, jedes sollte 280 Gulden kosten und jedes war zum Nutzen und Vergnügen angelegt, das heißt, jedes hatte ein Kartoffelfeld, einige Dutzend Stachel- und Johannisbeersträuche, ein paar Obstbäume und Weinstöcke, sowie ein paar Kugelakazien und einen Fleck, wo einige Monatrosen, Kapuziner und Reseden wucherten. Sehr verschieden aber waren die beiden Grundstücke durch ihre Lage; das eine befand sich in der Tiefe des Thals, „ein trauliches, liebliches Plätzchen," pflegte Madame Wetterstuck zu sagen, das andere auf der Bergeshöhe, „wo der Hauch der Grüfte," so sprach der Kanzleiassistent, „nicht hinaufdringen konnte." Die männlichen Mitglieder der Familie waren für den Berg, die weiblichen für „des Thales murmelnden Quell;" denn im Garten drunten stand eine alte rostige Pumpe, auf der Höhe dagegen befand sich ein kleines Tannengebüsch, welches der bisherige Besitzer „die Anlage" zu nennen pflegte und in deren Mitte ein steinerner Tisch und eine eben solche Bank standen. Nachdem die Besitzer der Grundstücke endlich erklärt, sie seien des Zuwartens müde, behielt in der Familie Wetterstuck die Bergpartei, unterstützt vom Hausarzte, der für den Kanzleiassistenten Bewegung sehr nothwendig erachtete, die Oberhand. Der Garten auf dem Berg wurde angekauft und in der Lebensweise des Familienvaters trat von da an eine große Veränderung ein.

Laßt uns schweigen von dem ersten seligen Moment, als der Kanzleiassistent an einem schönen Sommermorgen da oben saß, behaglich vor dem steinernen Tisch, auf dem der Kaufbrief lag, und er seinen freudetrunkenen Blick hinabschweifen ließ in das wirklich schöne Thal. Er war Eigenthümer, er war Grundbesitzer! Wer den frohen Wiederhall dieser bedeutungsvollen Worte im eigenen Herzen noch nicht gehört, weiß nicht, was das sagen will. Wie gesagt, Herr Wetterstuck war ein Mann von Phantasie; ihm gehörte der Grund, auf welchem er stand, freilich in sehr mäßiger Ausdehnung, aber gehörte ihm dieser Grund nicht tief hinab bis zum Mittelpunkte der Erde, wo er vielleicht an das Eigenthum eines

chinesischen Gartennachbars stieß? Gehörten ihm nicht die muthmaßlichen Kohlen- und Goldbergwerke, die da unten lagen, und war er auf diese Art nicht ein mächtiger, reicher Mann? Und wie schmeckte die eigene Luft, die er hier oben einathmete, so gut!

Nun fing aber, wie gesagt, der Kanzleiassistent eine neue Lebensweise an, und der aufsteigenden Sonne erster Strahl begrüßte ihn, wenn er zum Garten hinaufstieg, und nach gethaner Arbeit auf dem Bureau war er wieder oben, und Abends winkte ihm die sinkende Sonne auf Wiedersehen bis Morgen früh; denn die Beiden, die Sonne und Herr Wetterstuck, fehlten selten im Garten, die Eine nur, wenn sie neidische Wolken verbargen, der Andere, wenn er zu Hause eine dringende Schreiberei zu besorgen hatte. Bald waren droben die Umzäunungen ausgebessert und mit starken Nägeln, die ihre Spitzen in die Höhe streckten, beschlagen, auch ein neues Thor wurde hergestellt und vom Besitzer eigenhändig mit hell grasgrüner Farbe angestrichen; das Gartenhaus ließ man neu tapeziren und die Wege wurden mit blauem Leberkies befahren. Nach dem Gartenbuch beschnitt man die Bäume, pflanzte Salat, Grünes für die Küche und Kartoffeln, und Sonntag Nachmittags trank die glückliche Familie ihren Kaffee in der Anlage am steinernen Tisch. — Hier nun wurde eines Tages über einen Namen für die Besitzung gestritten. Der Sohn des Hauses, ein bleicher Gymnasist von sechzehn Jahren, der sehr viel englische Romane las, schlug hiezu „Wetterstuckhaus“ vor, Papa meinte, „Tannenruhe“ wäre nicht so übel, und nach langem Hin- und Herreden ließ jede Partei von ihrem Vorschlag etwas nach, und man nannte den Garten „Wetterstuckruhe.“

Da kam der große Moment, daß der Kazleiassistent Wetterstuck von der Regierung zum Sekretär ernannt wurde. Er nahm listig lächelnd die Gratulationen hin und trat eines Tags im Familienkreis mit der Behauptung hervor, er verdanke diese unerwartete Beförderung eigentlich seinem Garten. „Die Regierung unseres Landes,“ sprach er, „welche sich der

Kultivirung des Bodens außerordentlich annimmt, hat von meiner Besitzung gehört und hat unbestreitbar die Absicht, mich durch diese Ernennung zu weitern landwirthschaftlichen Bemühungen zu ermuntern." Seit diesem Augenblick, mit welchem der neue Sekretär auch in den Genuß eines größern Gehaltes trat, hegte er große Entwürfe zur Verschönerung von Wetterstuckruhe. Er verbesserte sein Grundstück, beschäftigte sich sehr mit der Seele der Landwirthschaft und erbaute in seinem Garten ein neues, sehr nothwendiges Gebäude, um einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen.

Es befand sich hinter der Anlage in Wetterstuckruhe ein wüster Platz, wo Steine und Unkraut hingeworfen wurden. Der Gedanke, diesem Fleck ebenfalls eine angenehme Seite abzugewinnen, beschäftigte längere Zeit den Besitzer; endlich war er mit sich im Klaren und bat Madame Wetterstuck und Tochter recht dringend, in den nächsten acht Tagen den Garten nicht zu besuchen, um sich von den neuen großartigen Arrangements überraschen zu lassen. Der Sekretär beabsichtigte nämlich nichts mehr und nichts weniger, als dort einen kleinen Hügel zu errichten. Zu diesem Ende gab er sich mit seinem Sohne, dem Gymnasisten, die unsägliche Mühe und schleppte aus der ganzen Umgegend Steine und Erde herbei, freundliche Nachbarn halfen ihm, und bald erhob sich der kleine Hügel hinter der Anlage und beherrschte in der stolzen Höhe von mehreren Schuhen vollständig die umliegenden Gärten. Oben war ein Platz für zwei nicht allzustarke Personen, zu welchem ein geschlungener Fußweg in der Breite von einem starken Fuß vom steinernen Tische aus hinaufführte. Die Ueberraschung der Madame Wetterstuck und Tochter, als sie wieder hinaufkamen, läßt sich nicht beschreiben. Letztere behauptete, es gebe zum Lesen keinen herrlicheren Platz, der Blick schweife so prächtig aus den engen Grenzen des Buchs hinaus in die weite Gegend, und sie machte gleich den Versuch, indem sie einen Stuhl auf den Hügel stellte und einen Spindler'schen Roman vornahm. Indessen wurde während des Lesens der Stuhl immer niedriger, und als bei der Ent-

wicklung der Geschichte der Held der Heldin vor dem Altare die Hand reichte und Beide in glückliche Träume der Zukunft versanken, war Fräulein Wetterstuck ebenfalls versunken, und aus dem lockern Erdreich des Hügels von Wetterstuckruhe ragte eben noch der Sitz des Stuhles sichtbar hervor. Diesem Uebelstand half der sorgsame Vater des andern Tags sogleich ab, indem er kleine Steine auf dem Hügel stampfte und dann eine Lage Leberkies darauf ausbreitete.

Die Frau Sekretärin Wetterstuck hatte sich seit der Erhebung ihres Gemals ebenfalls mit hochfliegenden Planen beschäftigt, welche in nichts Geringerem bestanden, als in einer Kaffeegesellschaft, welche sie einigen Damen ihrer Bekanntschaft zu geben beabsichtigte. Da aber ihre Wohnung sehr beschränkt war, auch ihr neuer Rang es ihr zur Pflicht machte, in der Auswahl sorgfältig zu sein, so beschloß sie nur die Frauen von ein paar andern Sekretären zu bitten; um aber dem Ganzen wirklichen Glanz zu geben, sollte auch die Frau Kanzleiräthin ersucht werden, den Kaffee mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Die Frau Kanzleiräthin war eine heitere, gutmüthige Frau, und hatte gerade nicht mehr Stolz, als der Gemahlin eines Beamten der siebten Rangklasse zukommt. Die Frau Sekretärin Wetterstuck war freilich in der achten Klasse und rangirte demgemäß mit dem Hüttenverwalter und Postmeister, dagegen war e r, der Sekretär, Gartenbesitzer und ein fleißiger, geschickter Beamter; dieß alles wohl erwogen, entschloß sich die Kanzleiräthin, die Einladung anzunehmen.

Als eine Dame, die Nüancen zu machen verstand, kam die Frau Kanzleiräthin nicht in ihrem Kaffeegewand für höhere Kreise, einem Kleide von schwarzer Seide, sondern erschien in einem hellbraunen Merinoüberrock, in welchem sie auch in die Kirche ging, als an einen Ort, wo man sehr gemischte Gesellschaft antrifft. Der Kaffee ging übrigens glanzvoll vorüber: auf dem Tische war eine graue Damastdecke ausgebreitet, das Getränke wurde in neuen Tassen präsentirt und die silbernen Löffel waren aus dem rothen Saffian-

kästchen genommen, wo sie das ganze Jahr über verwahrt lagen. Sekretär Wetterstuck empfing die Kanzleiräthin im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und ging dann in seinen Garten.

Unterwegs aber hatte er allerhand sonderbare Ideen. So sehr er sich durch die Anwesenheit der Kanzleiräthin geschmeichelt fühlte, so war es ihm doch nicht recht, daß die Damen seiner frühern Collegen beim Kaffee fehlten, und er sann hin und her, wie es bei seiner beschränkten Wohnung möglich zu machen sei, einmal mehr Gäste einzuladen, vor allen natürlich seine frühern Collegen. Sollte aber nicht gar sein unmittelbarer Chef, der Kanzleirath, eine Einladung annehmen? Wo aber ein größeres Lokal hernehmen? Diese Schwierigkeit machte ihm viel zu schaffen, als er plötzlich an einem kleinen Spezereiladen die Worte las: „Herbstfeuerwerk.“ Da ging ihm ein helles Licht auf, und er faßte den verwegenen Gedanken, in seinem Garten einen Herbst zu veranstalten.

Des Sommers Pracht und Herrlichkeit war vergangen, und lebte nur noch in der Erinnerung und in einigen großen Sonnenblumen fort, die aber auch schon melancholisch ihre gelben Blätter fallen ließen. Der Wind schüttelte das Obst von den Bäumen und die Landschaft war herrlich bunt gefärbt. Die wilden Reben am Gartenhause auf Wetterstuckruhe färbten sich hellroth und nahmen sich zierlich auf dem dunkeln Dache aus, der Vögel Lied war verstummt, nur eine dicke Amsel huschte noch melancholisch durch das Gesträuch, die matten Fliegen klebten an der Wand, und in den verrätherisch warmen Sonnenstrahlen des Herbstnachmittags versuchte eine übrig gebliebene Heuschrecke einen letzten verzweifelten Sprung; das sah aber aus wie ein gänzlich verunglückter schlechter Spaß; die arme Heuschrecke fühlte das auch, und ihr klägliches Zirpen klang wie das Kirchenlied: „Im Grab ist Ruh.“ Die Kartoffeln hatte der Besitzer eigenhändig herausgethan, und es waren sehr wenige kranke darunter, sechzehn Kolben Welschkorn waren, in vier Büschel gebunden,

am Gartenhaus aufgehängt und die Trauben an den Spalieren bedurften nur noch ein paar Tage, um völlig reif zu werden. Der Herbst hatte völlig das Regiment in die Hand genommen, an die kleinen Wege zwischen den Weinbergen waren die bekannten Tannenbäume gesteckt, welche für die Spaziergänger so viel bedeuten als: verbotener Eingang, hie und da knallte es schon aus den Thälern und von den Höhen, und als es dunkelte, sah man an verschiedenen Stellen den Strahl einer Rakete schief emporsteigen.

Ja, einen Herbst zu geben beschloß der Sekretär Wetterstuck, einen ächten Herbst mit Weintrauben, keinen Kartoffelherbst, und voll dieses Entschlusses ging er nach Haus und trat in sein Zimmer, wo man noch den lieblichen Duft des Kaffees roch, und wo die sparsamen Ueberreste zweier mächtigen Torten deutlich anzeigten, daß die Gesellschaft, welche eben das Haus verlassen, bei gutem Appetit gewesen sei. — Man kann sich denken, daß Madame Wetterstuck seltsam aufschaute, als der Gemahl mit seinem verwegenen Entschluß hervorkam. Einen Herbst geben — allerdings war der Gedanke gut und schmeichelte auch bedeutend ihrer Eitelkeit. Gab doch der Departementschef auch einen Herbst, ebenso verschiedene Oberregierungsräthe und auch Kanzleiräthe, und wenn sie einige dieser Herrn zu ihrem Herbst einlud, so konnte es gar nicht fehlen, daß sie wiederum eingeladen wurde. Glückliche Sekretärin! Herr Wetterstuck stieß solchergestalt auf viel weniger Widerstand, als er erwartet, und da auch Sohn und Tochter vollkommen beipflichteten, so war man noch am selben Abend fest entschlossen, einen Herbst zu veranstalten.

Lieber süddeutscher Leser, du weißt, was ein Herbst zu sagen hat, du bist selbst unzweifelhaft schon oft im Herbst gewesen, oder hast gar selbst welche gegeben. Es ist dir bekannt, daß es nicht gegen den Anstand verstößt, zu sechs und einem halben Weinstock vierundzwanzig Personen einzuladen. Durch einen Herbst veranstaltet eine Familie, welche wegen beschränkter Wohnung keine bedeutende Gesellschaft einladen

kann, eine Abfütterung en gros, eine Abfütterung, die ihr während des Winters durch unzählige Einladungen en detail heimgegeben wird. Bei einem Herbst sieht man weniger auf die Qualität der Speisen und Getränke, und was die Bedienung anbelangt, so brauchen sich die Gastgeber nicht zu incommodiren, jeder bedient sich selbst, man lacht, man schreit, man jubelt, man schießt, man verbrennt sich die Finger; ein Herbst ist eine sehr schöne Erfindung.

Bald beschäftigte man sich im Wetterstuck'schen Hause mit nichts als mit den Zubereitungen zu diesem Fest, und man pflog lange Berathungen, wer einzuladen sei. Daß dießmal die früheren Kollegen des jetzigen Sekretärs nebst Frauen und Kinder nicht vergessen wurden, versteht sich; ferner setzte man auf die Liste einen Oberregierungsrath und zwei Regierungsräthe; der erstere war ein lustiger Junggeselle, die beiden letzteren verheirathet, aber ohne Kinder. Der Kanzleirath nebst Gemahlin war natürlich zuerst auf die Liste gesetzt worden, aber über die Familie desselben entstand ein kleiner Zwist. Die Herren Söhne des Kanzleiraths, muntere Buben, wurden nicht beanstandet, aber die Kanzleiräthin hatte eine Schwester, ein junges, recht liebenswürdiges Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren, und diese war ein Stein des Anstoßes. Der junge Herr Wetterstuck verlangte mit vollem Recht, daß einer seiner besten Freunde, der Herr Referendär Zündnagel, nicht vergessen werde. Dieser Referendär hatte aber vor einem halben Jahre mit der kanzleiräthlichen Schwester in einem zarten Verhältniß gestanden, ein Verhältniß, welches durch die unbefugte Dazwischenkunft einer jungen Putzmacherin getrübt wurde —

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Die Kanzleiräthin wollte eines Abends beim Nachhausegehen etwas Ungebührliches bemerkt haben, und obgleich der Referendär die feierlichsten Schwüre für seine Unschuld ablegte,

so war alles umsonst. Es brachen bei dieser Geschichte nun freilich keine Herzen, indessen löste sich das Verhältniß zwischen dem Referendär und der jungen Dame, und es war ihnen ferner nur gestattet, in der Kirche oder im Tanzsaal aus der Entfernung zu schmachten. Diese beiden Personen zusammen zum Herbst einzuladen, war offenbar ein verwegenes Unternehmen; aber der junge Herr Wetterstuck wollte seinen Freund nicht opfern, die kanzleiräthliche Schwester dagegen mußte eingeladen werden, und so beschloß man der Sache ihren Lauf zu lassen.

So kam der große Tag heran. Alle, sogar der Oberregierungsrath, hatten die Einladung angenommen; der Kanzleirath beurlaubte sogar den Sekretär für den ganzen Tag und dieser begab sich entzückt schon in aller Frühe nach Wetterstucksruh, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Neben dem Tannengebüsch in der Anlage wurde ein Tisch aufgeschlagen und mit einem weißen Tischtuch bedeckt, und vor dem Hügel am Abhang des Berges ein zweiter Tisch, ersterer für Speisen und Getränke bestimmt, letzterer für die Herren Schützen zum Laden ihrer Musketen und Pistolen. Sogar ein kleines Lattengerüst, um Raketen abzubrennen, wurde nicht vergessen. Gegen zehn Uhr erschienen Madame Wetterstuck und Tochter, und die beiden Damen, so wie die Magd des Hauses, erlagen fast unter der Last der Speisen und Getränke, welche sie hinaufschleppten. Bald prangte die Tafel mit Allem, was zu einem soliden Herbst gehört: da war Butter und Käse, kaltes Fleisch, weißer und rother Wein, Most, Kuchen und sonstiges Backwerk, sogar Cigarren. Auf dem Hügel stand ein kleiner Böller, den der junge Wetterstuck eigenhändig bediente. —

Es war ein klarer freundlicher Herbsttag, und gegen zwei Uhr erschienen die Eingeladenen; zuerst der Oberregierungsrath, eine kleine Figur mit bedeutendem Bauch und sehr dünnen Beinen. Der Mann trug einen kleinen Frack, der unmöglich zusammengeknöpft werden konnte, und darunter eine große gelbe Weste, welche in ihrem bedeutenden Umfang

weithin glänzte; dazu trug er sehr anliegende Beinkleider, und von weitem hatte die komische Figur die größte Aehnlichkeit mit einer gelben Bergamotbirne, die man auf zwei Schwefelhölzer gesteckt. Er erklomm rüstig den Berg und ein Kanzleidiener trug seine Büchse, sowie einen wohlgefüllten Jagdranzen. Bald nach ihm erschienen die beiden Regierungsräthe, im Aeußern sehr verschiedene Männer. Herr Krügle, ein langer dürrer Mann, ruhig und würdevoll bei jeder Bewegung, mit weißer Halsbinde und glattgeschorenem Gesicht, war sehr ernster Natur und durchaus kein Freund von Herbstspässen, noch viel weniger von Schießen und Feuerwerk; seine Frau war unwohl und ließ sich entschuldigen. Neben ihm ging sein Kollege Schwämmle, ein lebhafter, heftiger Mann, kurz, breit und untersetzt; aber sein Kopf mit dem verwegenen Ausdruck, mit dem lebhaften herausfordernden Auge und dem großen Backenbart, hätte für eine große robuste Figur vortrefflich gepaßt; diesen Mangel an Körpergröße ersetzte der Mann dadurch, daß er sich bedeutend in die Brust warf und sehr lebhaft mit den Armen focht. Und wie er so daher kam mit dem wilden Gesichtsausdruck und laut sprechend, während zwei Pistolenhälse aus den Taschen hervorsahen, hätte man ihn für einen Räuberhauptmann halten können. Seine Frau war eine Dame, über die sich nicht viel sagen läßt. — Schwämmle begrüßte mit einem lauten Hurrah den Anblick von Wetterstucksruh und schoß zum Willkomm eine seiner Pistolen ab. Drauf kamen Kanzleirath und Kanzleiräthin; er ein kleiner, schmächtiger, unbedeutender Mann, sie eine große, imposante Figur. Er sah neben ihr aus, als führe sie ihren jüngsten Sohn, der im Wachsen etwas zurückgeblieben, an der Hand spazieren. Ihnen folgte der Kanzleiräthin Schwester, ein rundes, gesundes Ding mit gescheidten, lebhaften Augen, einer kleinen Stutznase und schwarzen Haaren, die in zwei runden Zöpfen zu beiden Seiten des Kopfs aufgebunden waren. Das Mädchen war trotz ihres gesunden Aeußern etwas sentimentaler Natur, und als bei

ihrem Eintritt in den Garten der Regierungsrath Schwämmle seine zweite Pistole abschoß, rief sie laut aus: „Schießen Sie nicht, ich bin die Taube!"

Bald erschienen neue Gäste, die früheren Kollegen des Sekretärs mit ihren Frauen und vielen Kindern, und ehe sie einzutreten wagten, priesen sie am Gartenzaun sehr hörbar die Schönheit von Wetterstucksruh. Sie waren sammt und sonders Bürgerwehrmänner und führten die Bürgerwehrmuskete mit sich, und auf dem Kopfe hatten sie eine der schönsten und malerischsten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, den grauen Schlapphut, aber dießmal ohne Hahnenfeder, denn die konnte der finstere Regierungsrath Krügle durchaus nicht leiden. Die Damen dieser Herrn ergoßen sich fortwährend in Bewunderung über die Wetterstuck'schen Anlagen, über die Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit der äußeren Einfassung, über die Eleganz des Gartenhauses, und versicherten einstimmig, die Aussicht hier oben sei bei weitem schöner als die vom fürstlichen Landhaus dort gegenüber. Jetzt hatte der junge Wetterstuck seinen Böller geladen und ein Dutzend Buben und ein Halbdutzend Mädchen umstanden den Hügel mit aufgesperrten Mäulern; der Schuß krachte, der Böller überschlug sich und ihm nach purzelten vor Ueberraschung und Schreck mehrere der jugendlichen Zuschauer. „Hurrah!" schrie Schwämmle, „beim Donner der Kanonen fühlt sich die deutsche Brust!" Krügle aber warf ihm einen verweisenden Blick zu und der Oberregierungsrath, der seinen Beinen nicht recht traute, ließ sich auf einen Stuhl nieder, indem er behauptete, der Schlag des Geschützes mache das Erdreich erzittern.

Während dem aber klapperten die Kaffeetassen und klirrten die Mostgläser und in Backwerk und Kuchen entstanden gewaltige Lücken. Die Sekretärin strahlte wie die Herbstsonne, denn sie saß zwischen der dicken Kanzleiräthin und der Regierungsräthin Schwämmle. Wo aber war Vater Wetterstuck? — Er schwamm in Wonne und Seligkeit, hatte ihm doch der Oberregierungsrath die Hand gedrückt,

und hatte doch Schwämmle mit ihm aus einem Glase getrunken, bei welchem Trunk dem Sekretär freilich nicht viel mehr als die Ehre übrig blieb. Schwämmle war die Seele der ganzen Gesellschaft, er sang, er tanzte, er schoß wie ein Rasender und hatte alle Taschen mit Feuerwerk angefüllt.

Etwas spät erschien der junge Referendär, Herr Zündnagel, sehr elegant gekleidet, mit hellgelben Glacehandschuhen, und auf der Schulter trug er ein doppelläufiges Jagdgewehr und an der Seite eine zierliche Jagdtasche; das englische Pulverhorn hing an der andern Seite und die Magd seines Hauses trug ihm einen großen Korb voll Feuerwerk nach. Der Referendär machte der Sekretärin eine ehrerbietige Verbeugung, begrüßte die Kanzleiräthin mit vollkommenster Hochachtung und schenkte der Schwester einen wehmüthigen Blick. Er war ein feiner, gebildeter Mann, der Herr Zündnagel, ließ sich bei den Damen nieder, sprach über die vergangenen Landpartien und die zukünftigen Bälle, reichte Kuchen und Bisquit umher, lobte die gelbe Weste des Oberregierungsraths und sprach mit Herrn Krügle im konservativsten Sinne über die baldigst zu erwartende Kammer. Die Kanzleiräthin hatte ihn bei seinem Erscheinen erstaunt angesehen und der Kanzleirath würdigte ihn deßhalb keines Blicks; da er sich aber so harmlos und anständig bewegte, jetzt den Böller lud und abfeuerte, jetzt die Kinder des Kanzleiraths aus seinem Doppelgewehr schießen ließ, so söhnte man sich mit seinem Dasein aus. Er lud seine Pistolen und überreichte sie den Damen zum Schießen. Anfänglich verwahrten sich dieselben gegen ein solch keckes Unternehmen und der Kanzleirath schauderte sichtlich vor dem Instrument zurück; bald aber ließ sich die gute sanfte Regierungsräthin Schwämmle, als die erste im Rang, bewegen, einen Schuß zu thun, dann folgte die Kanzleiräthin, endlich der Kanzleirath selbst, obgleich mit Zittern und Zagen. Die Damen der subalternen Beamten feuerten aus den schweren Bürgerwehrgewehren. Nicht lange so war der schlaue Referendär mit tiefer Berechnung jetzt so weit gekommen, daß er als höflicher Mann

nicht umhin konnte, auch der kanzleiräthlichen Schwester seine Pistole anzubieten. Das Mädchen fürchtete sich erschrecklich und zitterte sichtbar, der Referendär legte ihr die Pistole in die Hand, zeigte ihr, wie sie drücken müsse, und Beide bebten zusammen, als es krachte und als sich dabei ihre Hände berührten. Die Kanzleiräthin war in diesem Augenblicke in einem tiefen Wirthschaftsgespräch mit der Sekretärin begriffen, die Kinder schrieen und jubelten, Schwämmle brüllte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und so konnte es der Referendär wagen zu flüstern: „Und werden Sie mich denn ewig hassen, Auguste?“ Und das Mädchen antwortete, sichtlich bewegt durch den Schuß und diesen Moment: „Ach, Emil, wenn Sie die Schwester versöhnen könnten!“

Dieß versuchte nun der Referendär auf alle Weise und brachte es wirklich so weit, daß die Kanzleiräthin noch am selben Nachmittage zu ihrem Gemahl sagte: „Es ist schade, daß die fatale Geschichte mit dem Zündnagel vorgefallen ist; abgesehen davon, habe ich nicht leicht einen höflicheren und aufmerksameren jungen Mann gesehen.“ — „Das ist wahr,“ bekräftigte der Gemahl als Echo, „und am Ende,“ setzte er schüchtern hinzu, „ist die Sache vielleicht nicht so schlimm gewesen.“ Doch schreckte er in demselben Moment vor dem strafenden Blick seiner Frau zusammen und vor dem Ton, mit welchem sie sagte: „August, August! — es war eine Putzmacherin!“

Es fing an Abend zu werden, in den Thälern, welche man von Wetterstucksruh übersah, dunkelte es bereits, rings umher knallten die Schüsse und hie und da sah man einen bescheidenen Schwärmer sprühen, und die hellen Funken kämpften mit dem letzten Licht des Tages. Die Sonne sank und der Kanzleiräthin Schwester Auguste lehnte an einer Tanne und schaute schwermüthig in die goldene Abendbeleuchtung; sie deklamirte:

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn.“

Und eine bekannte liebe Stimme setzte hinzu:

„Mein Fräulein, seien sie munter,
Das ist der Sonne Lauf.“ — —

„Denn hinten geht sie unter
Und vorne geht sie auf.“

ergänzte Schwämmle lachend, indem er ein großes Glas Wein hinunter stürzte.

Wetterstuck Vater hatte unterdessen seine Raketen aufgehängt und Wetterstuck Sohn zündete sie an. Wie rauschten sie empor mit langem feurigem Strahl, wie beugten sie oben zierlich ihre Häupter und machten der ganzen Welt ein Compliment, ehe sie auseinander platzten und in einem Bouquet von rothen, weißen, grünen, blauen Sternen erstarben! Eine derselben wollte nicht steigen und die erschreckten Damen erhoben ein Zetergeschrei, als sie sahen, wie das sprühende Ungeheuer dicht über ihren Köpfen weg in des Nachbars Garten schoß. Der Referendär lud sein Gewehr mit wenig Pulver und einem Schwärmer und ließ die Damen nach der Reihe abfeuern, und zwar ganz genau nach der Rangliste; die Frauen der Subalternbeamten schossen ihrerseits aus den Bürgerwehrgewehren, die Buben zündeten Schwärmer in der Hand an, warfen sie in die Luft und schrieen und jubelten. Herr Krügle und der Oberregierungsrath hatten sich in das Gartenhaus geflüchtet, die gelbe Weste des letzteren schimmerte aber weithin durch das Dunkel, eine willkommene Zielscheibe für den Räuberhauptmann Schwämmle, der sich unterstand, dem Vorgesetzten einen Schwärmer auf den Bauch zu werfen.

Allgemein war die Lust und Fröhlichkeit, nur Kanzleiraths Auguste und Fräulein Wetterstuck saßen jenseits am Fuße des Hügels und schauten hinaus in die dunkle Landschaft, wo ebenfalls Raketen zischten, Schwärmer prasselten und Leuchtkugeln aufstiegen. Bald aber schlich sich Fräulein Wetterstuck leise von der Seite der Freundin, das hatte der Bruder so arrangirt, und der Referendär nahm ihre Stelle

ein. „Auguste," seufzte er, „gönnen Sie mir nur ein Wort. Nicht wahr, Sie glauben nicht an das Schreckliche, das man mir nachgesagt? Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, es ist eine Verleumdung. Sagen Sie, daß Sie mich lieben wie früher, und es soll die Aufgabe meines Lebens sein, den Zorn der Ihrigen zu versöhnen." — Das Mädchen seufzte tief und entgegnete: „Man ist ja so gern geneigt, das zu glauben, was man gerne glaubt; ich sage Ihnen nochmals, suchen Sie die Schwester zu versöhnen." Ihr Gesicht war bei dieser Erklärung angestrahlt von aufsteigenden Leuchtkugeln und glänzte weiß, roth und grün. — „Glaube, Liebe, Hoffnung!" seufzte Emil mit Beziehung und küßte ihr zärtlich die Hand.

Indessen war die Lust auf's Höchste gestiegen; man hatte den Oberregierungsrath und Krügle gezwungen, das Gartenhaus zu verlassen, und die beiden ernsten Herren mußten sich mit brennenden Schwärmern gegen die Bubenschaar vertheidigen. Schwämmle verschwendete eine ungeheure Menge von Fröschen und brüllte jedesmal mit, wenn die Damen ein Zetergeschrei erhoben; sogar der Kanzleirath hatte sich ermannt und hielt in zitternder Hand ein römisches Licht, schrie aber jedesmal laut auf, so oft eine Leuchtkugel herausflog.

Das Fest neigte sich seinem Ende zu und Vater Wetterstuck wollte es mit einer glänzenden Ueberraschung beschließen. Er hatte zu dem Ende weißes und rothes bengalisches Feuer angeschafft, um damit den Hügel und die Tannenanlage von Wetterstucksruh malerisch zu beleuchten. Die Bubenschaar war seinen Schritten gefolgt und hielt sich erwartungsvoll in seiner Nähe. Jetzt flammte das Feuer auf und ergoß plötzlich ein weißes glänzendes, zitterndes Licht über den kleinen Garten; riß aber zu gleicher Zeit unbarmherzig den schützenden Schleier der Nacht vom Liebespaar, das am Fuße des Hügels saß. Die Buben brachen bei diesem Anblick in ein lautes Hohngeschrei aus und die sinnigeren Mädchen riefen: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!"

Die Kanzleiräthin stürzte ahnungsvoll hinzu, der Kanzleirath folgte ihr und stieß einen gellenden Schrei aus, nicht ob dem Anblick des Paares, sondern weil ihm das Zündlicht, das er krampfhaft in der Hand hielt, die Finger verbrannte. Vater Wetterstuck aber, zartfühlend wie er war, warf augenblicklich eine Handvoll Erde auf die bengalische Flamme und löschte sie aus. Tiefe Nacht bedeckte den Garten und tiefe Nacht bedeckte die Herzen Augustens und Emils und die Herzen des Kanzleiraths und Gemahlin. Was war zu thun? Die Mädchen schrieen noch immer: „ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ und die Buben halfen ihnen dabei, sowie Schwämmle, dessen Stimme Alles übertönte: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ — „Ein Brautpaar?“ sprach der Oberregierungsrath und trat näher, und die Kanzleiräthin, welche als gescheidte Frau einsah, daß hier nichts anderes zu machen sei, sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja, meine Herren und Damen, ein Brautpaar.“

In diesem Augenblick ließ Vater Wetterstuck seine rothe bengalische Flamme spielen, deren warmes Licht die Gemüther versöhnte, und ehe sie erlosch, hier nicht ganz unzufriedene, dort aber äußerst glückselige Gesichter beschien. — Die Kanzleiräthin sagte, während ihr der Referendär enthusiastisch die Hand küßte: „Nun denn in Gottes Namen!“ Alles gratulirte und die Frauen der subalternen Beamten wollten schon den ganzen Nachmittag bemerkt haben, daß etwas der Art im Werk sei.

So schloß der Herbst auf Wetterstucksruh. Das Fest war in jeder Hinsicht ein gelungenes zu nennen; das Gespenst der Putzmacherin war versöhnt, Auguste und Emil hatten sich wieder gefunden, die Sekretäre hatte innige Freundschaft geschlossen mit der Kanzlei- und Regierungsräthin, der Oberregierungsrath hatte seine gelbe Weste und der Kanzleirath seine Finger verbrannt, und als drüben über den Bergen der Mond aufstieg, ging man heiter und vergnügt nach Hause.

Eine Rigifahrt.

Man muß auf dem Rigi gewesen sein, um in guter Gesellschaft von Reisen sprechen zu dürfen. Es hilft Alles nichts, wenn man auf die vielen Fragen, ob man dort war, geschickterweise ablenkend z. B. von den Wundern des Balkan oder Libanon erzählt, von steilen Päſſen spricht, zwei Fuß breit, mit Schnee und Steingerölle bedeckt, rechts eine Felsenwand von einigen tausend Fuß Höhe, links ebenso tief steil hinab in's Meer, Päſſe, bei denen selbst das sicherste Maulthier bedenklich den Kopf schüttelt. — „Und Sie waren nicht auf dem Rigi?" — „Leider nein! Aber die Thäler zwischen dem Libanon und Antilibanon sind wunderbar schön; dort in der Gegend, wo Eden liegt, das ehemalige Paradies, wo Adam und Eva gelebt, geliebt und gesündigt." — „Aber der Rigi!" — Oder weiter hinauf zu den Cedern um die linke Ecke von Balbeck, die alte berühmte Tempelruine, führt der Weg vorbei, prächtige, herrliche Bäume, diese alten Cedern; sie waren schon zu Salomo's Zeiten bekannt, man verfertigte damals aus ihrem Holze die Bundeslade, in der neuesten Zeit unendlich viele Bleistifte" .... „Aber die Besteigung des Rigi ist eine Erinnerung, die für's ganze Leben bleibt, wunderbar, großartig und herrlich! Mein Mann war

mit mir droben, und Therese und Rosalie. Wir sind auf einem Pferd hinaufgeritten, natürlich abwechselnd; wir haben den Sonnenuntergang gesehen in gelb, roth, braun, violett und grün. Die ganze Natur war wie eine kolossale Farbenschachtel mit Gold- und Silbermuscheln." — „Ja, Mama, und erst die vielen Seen mit ihrem gottvollen, grünen Wasser." — „Und Mama, das unaussprechlich reizende Alpenglühen, genau wie im Theater beim letzten Fensterl'n, nur viel schöner und großartiger, und dazu das Blasen des Alphorns, den Kuhreigen, tu — tu — tutututu — tü — tututu — tü — tututu — tu — u — u — u —" „Und lieber Freund," sagt der Vater der Familie, mit der man spricht, „die herrlichen fetten Kühe, mit dem melodischen Klang ihrer Glocke; hier lernt man erst unseren Schiller verstehen, wenn er z. B. in Wilhelm Tell sagt:

„Die braune Liesel kenn' ich am Geläute."

Also Sie waren wirklich nie auf dem Rigi?" — „Ich muß unendlich bedauern." — „Das ist sehr schade."

So ist es uns häufig ergangen, geneigter Leser. Was half es uns, daß wir auf dem Meer Stürme durchgemacht, Schiffbrüche erlitten, daß wir mit wilden Arabern gekämpft, daß Kugeln civilisirter Nationen um unsere Ohren gepfiffen, daß wir das Glück hatten, das Oberhaupt der christlichen Kirche von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sowie mit Pascha's von sehr vielen Roßschweifen Pillau zu essen und Kaffee zu trinken! Es befand sich eine empfindliche Lücke in unserem Reiseleben — wir waren nicht auf dem Rigi, und diesen Fehler beschlossen wir, im Laufe dieses Sommers gut zu machen.

Zu Nutz und Frommen vieler unserer Leidensgefährten übergeben wir nun nachfolgende Skizze, ohne zu erklären, daß wir Einer der Helden derselben gewesen. Wir verschweigen das aus wahrer Menschenliebe, und erlauben sogar Jedem, der nicht den Rigi bestiegen und doch gerne dafür angesehen sein möchte, sich zu einem der drei jungen Leute

zu bekennen, die im Juli dieses Jahres im Gasthofe zur Eintracht in Weggis saßen, hinter sich den See, vor sich den Rigi. Es ist eine wahrhafte Geschichte, welche wir zu erzählen im Begriff sind, und wenn der geneigte Leser hiedurch einen kleinen Begriff erhält von dem Berge mit der schönen Aussicht, so erfährt er zu gleicher Zeit, zu welch' sonderbaren Verwickelungen es führen kann, wenn man einen Strohhut mit blauem Band trägt, oder eine etwas lange Nase hat, oder einen röthlich-blonden Schnurrbart, dessen Enden aufwärts gedreht sind.

Die eben benannten Wahrzeichen sah man bei den drei jungen Leuten, die vor der Besteigung des Berges ihr Diner in Weggis einnahmen. Der mit dem Strohhut und blauem Bande war Musiker, die lange Nase gehörte einem Schriftsteller, und der rothblonde, emporgewichste Schnurrbart zierte die Oberlippe eines Malers.

Der Vierwaldstättersee zeigte übrigens an diesem Tage den Reisenden kein freundliches Gesicht. Es mußte gestern irgendwo gewittert haben, und die zerrissenen Wolkenmassen, welche der Wind in die Berge hineingejagt, hatten sich zwischen den Zacken festgesetzt, schwebten da bald lang gestreckt wie graue Schleier, bald seltsame Formen bildend, als wollten sie die Gestalten der Felsgegend rings umher nachäffen. Das Wasser des See's war durchsichtig dunkelgrün, fast ohne Bewegung, und wie es dalag, spiegelten sich die schroffen Ufer finster und unheimlich in ihm ab, und nur weiterhin war der See in geringer Bewegung unter dem kleinen Boote, das, eine gekräuselte Furche hinter sich herziehend, gen Luzern dampfte. Der Berg hatte nicht minder ein unfreundliches Ansehen; seine Schluchten hinauf zogen duftige Wolkenmassen, sein Haupt war in dichte Nebel gehüllt.

Am Fuß des Rigi ist es erlaubt, vom Wetter zu sprechen, ja sogar Pflicht, dieß zu thun. Von gut und schlecht hängt das Gelingen der ganzen Tour ab, denn man steigt ja nur hinauf, um einen freundlichen Blick der Sonne

zu erhaschen, sei es bei ihrem Niedergang, sei es bei ihrem Aufstehen. Aus diesem triftigen Grunde nun drehte sich die ganze Unterhaltung im Gasthofe um dieses Thema, man fragte den Wirth, die Wirthin, Kellner, Hausknechte und Stubenknechte, man forschte bei den anwesenden Fremden, was sie vom Wetter halten, und man ließ sich über Nebel, ja über Regen täuschen, denn man hoffte das Beste.

„Viele, die im Sonnenschein hinaufgingen," sagte ein alter Führer (es könnte auch wohl ein Gemsenjäger gewesen sein), „hatten droben sehr schlechtes Wetter, und Andere, die im Regen und Nebel von hier gingen, genoßen auf dem Berge der schönsten Aussicht." Begreiflicherweise hört man hier aber immer das Beste vom Wetter, denn Führer und Pferdevermiether sind mit dem Wirthe bekannt und befreundet und reichen einander die Hände, indem sie den Reisenden in einer guten Hoffnung den Berg hinauf schicken.

So auch unsere Drei! Sie rüsteten sich zum Aufbruch, indem sie nur einen gemeinschaftlichen Nachtsack mitnahmen und ihr übriges Gepäck zurückließen. Vor dem Hause sah man eine kleine Caravane; da saßen Engländer schon hoch zu Pferde in praktischem Reiseanzug, den man ihnen nun einmal nicht absprechen kann, den weichen Filshut auf dem Kopfe, um die Schultern den grauen Plaid geschlungen, der Paletot, Mantel, Bettdecke und Schlafrock vorzustellen im Stande ist.

Auch Damen wurden soeben beritten gemacht, Damen mit großen, runden Strohhüten, die ihnen ein allerliebstes Aussehen gaben, und sie so vor der Sonne schützten. Weil sie jung und hübsch waren, wurden sie vom Wirth selbst in den Sattel gehoben; auch schnallte er ihnen den Bügel mit Umsicht und Sorgfalt. Es war ein lustiges Getreibe, man sah hier auch Gesellschaften, die zu Fuß hinauf stiegen, alte Herren und dicke Damen, die sich vor dem Reiten fürchteten, und keuchend an jeder Ecke stehen blieben, und seufzend auf das zurückgelegte kleine Stück Weges blickten. Dann glommen rüstige Träger hinauf, zu zwei einen Sessel tragend,

ein bequemes, aber etwas theures Transportmittel für Solche, die nicht reiten wollen, und denen das Gehen zu schwer wird.

Unsere Drei hatten zusammen ein Pferd gemiethet, und der Strohhut mit dem blauen Bande bestieg es zuerst. Er schnallte den Nachtsack hinter sich und hatte den Alpenstock vor sich quer auf den Sattel gelegt. Die anderen Beiden nahmen, wie sich's gehört, den Weg unter die Füße und stiegen aufwärts, daß es eine Lust und Freude war.

Anfänglich führt der Weg durch eine Art hohle Gasse an Häusern, Ställen und Scheunen vorbei: die Aussicht rechts und links ist durch Baumgruppen und Gesträuch verdeckt, und hie und da ist ein unbedeutender Blick in's Thal erlaubt, nur ein kleines Stückchen See, das durchblickt, ein paar ungewisse dunkle Felsen, die man sieht, lassen ahnen, daß man weiter oben eine wunderbare Aussicht hat. Und so ist es auch. Man steigt so allmählig über die Wohnungen der Menschen empor und läßt die letzten Häuser hinter sich, denn was jetzt noch kommt, sind Sommerwohnungen, Sennhütten. Auch das Laubholz verläßt uns; wir haben rechts und links Tannen und Fichten, prächtige Farrenkräuter und schönes Unkraut mit glänzenden blühenden Blumen, die sich in keinem Garten neben ihren zahmen, gut erzogenen Schwestern zu schämen brauchten. Ebenso verändert sich der Weg nach und nach, er kommt nicht mehr gerade wie Anfangs vorwärts, sondern windet sich mühsam hin und her, bald links an die Bergwand hin, bald rechts an den Abgrund, wo leichte Holzschranken eine moralische Sicherheit gewähren; bald besteht er aus weichem Sand, angenetzt von einem Felsbächlein, das lustig neben ihm hinabspringt und murmelnd erzählt von der Schönheit droben; bald ist er bedeckt mit lockerem Steingeröll; bald hat er an seinen Seiten Tannen und Strauchwerk, bald riesenhafte Felsstücke, die auf unbegreifliche Weise so von ihrem Stamme losgetrennt und hierher gerollt wurden. Hier müssen einstens Riesenkinder ihr harmloses Spielwerk getrieben haben mit diesen Fels-

blöcken, die jetzt unten mit grünem glänzendem Moos bewachsen sind, eine bescheidene Erdbeerfamilie schützend, die sich dort eingenistet mit ihren grünen Gliedern und gesund aussehenden Gesichtern, oben überwuchert von neugierigem Schlingkraut, das hinauf kletterte, um sich in der Gegend umzusehen. Und hoch sind diese Steine, denn von unsern Dreien verschwindet die große Nase augenblicklich hinter ihnen, und auch von dem gekräuselten Schnurrbart, ja sogar von dem Reiter sieht man nichts mehr, als den Strohhut mit blauem Bande.

Aber trotz dieser Mannigfaltigkeit bleibt sich etwas am Wege immer gleich, das ist, daß er beständig aufwärts steigt, bald leicht, bald steil; nur zuweilen hat er einen kleinen Ruhepunkt, wie eben jetzt hinter den großen Steinen, wo der Führer das Pferd anhält; wo sich der Strohhut, die Nase und der Schnurrbart überrascht und entzückt zu gleicher Zeit rechts wenden.

Sie sind schon so hoch gestiegen, daß sie einen ziemlichen Theil des wildromantischen See's der Vierwaldstädte überblicken können, so hoch, daß das tiefgrüne Wasser in den unregelmäßigen Schluchten seiner Felsufer ganz wie unbeweglich erscheint, daß das Dampfboot aussieht, wie eine kleine Wasserspinne, ja so hoch, daß sie einzelne weiße Wolken unter sich sehen; in die Schluchten der Felsen haben sich diese eingeklemmt, leichte, weiße, verlorene Wesen, versprengte Schaaren des großen Wolkenzugs droben, denen die Kraft mangelt, sich zu erheben, und die langsam verschwimmen und vergehen.

Der Führer sieht mit zufriedener Miene an den Himmel hinauf und erwidert dem Strohhut, der sich quer auf seinen Sattel gesetzt, das Wetter werde sich aufklären und man einen schönen Sonnenuntergang haben. Der Schriftsteller mit der Nase, sowie der Maler mit dem Schnurrbart, haben sich niedergelassen, und während der Erstere einige begeisterte Worte in sein Taschenbuch schreibt, hat der letztere den Alpenstock wie einen Pinsel erfaßt und zeichnet wonnetrunken

die prächtigen Conturen der Landschaft in der Luft nach. Der Musiker zu Pferde summt eine sentimentale Melodie in Es-dur, und dann sagt er: „Wir hätten aber auf Ehre nichts Gescheidteres thun können, als trotz Nebel und Regen hier heraufglimmen. Gebt nur Achtung, wir werden belohnt, und unser Führer hat Recht; seht dort die grauen Wolken, in welch' eigenthümliche Bewegung sie gerathen, es ziehen hellere Streifen hindurch, von Nord nach Süd, und das ist ein Zeichen, daß der gute Wind Meister wird.

„Auch dort im Westen regt es sich," ruft der Maler, und beschreibt große Kreise in der Luft, „die zusammengeballten dunklen Wolken über Luzern nehmen eine andere Stimmung an, es drängt sich ein heller Ton durch, bläulich grau, am Rande mit einer gelben Schattirung."

„Es war nur ein Gewitter," sagt der Mann mit dem Strohhute.

„Der Tag von Simon und Judä,
Da rast der Sturm und will sein Opfer haben,"

deklamirt der Schriftsteller, worauf der Musiker antwortet:

„Und er bekam sein Opfer, denn während ich meinen Strohhut retten wollte, fiel meine Brille in den See. Ich bin nur noch ein halber Mann."

Der Führer trieb das Pferd wieder an, und auf's Neue stiegen sie rüstig aufwärts, mit hellem Aug' um sich blickend, und athmeten die angenehme Bergluft in tiefen Zügen. Es war aber hier auch eine andere Atmosphäre als drunten im Thal, so würzig, so klar, so stärkend, das Grün der Wiesen glänzte in wunderbarer Frische, das Laub der Bäume hatte nicht gelitten vom Sonnenbrand und Dunst der Straße, das war Alles jungfräulich und frisch, wie eben aus der Knospe geschlüpft, wie eben aus der Erde hervorgebrochen. Und dazu die klaren Wasser, die rechts und links herabschossen, unter herabhängenden Bäumen und Gesträuch, das sich auf die Wellen niederbeugte und sie küßte und sie freundlich bat, drunten das Thal zu grüßen, das Thal, das sie sahen, von

dem sie viel gehört, wohin aber nur wenig auserwählte Blumen von ihnen gelangten, vielleicht als Zweig auf dem Hut eines Wanderers, oder als Bouquet an der Brust eines jungen Mädchens.

Und wie feierlich und angenehm still war es hier oben auf dem Berge. Man konnte sein eigenes Herzklopfen hören, wenn man still stand, man wurde durch die Ruhe so feierlich gestimmt, daß man kaum laut zu sprechen wagte, und wenn man Töne vernahm, so hätte man sie um Alles nicht unterbrechen wollen, denn sie waren voll süßer geheiligter Erinnerungen. Die melancholischen Klänge eines fernen Alphorns erinnerten süß und schmeichelnd an die Jugendzeit, wo man deren vernommen und gelesen, und man erinnerte sich der Geschichten von den armen Bewohnern dieser Berge, wenn sie hinabgeführt wurden in's Thal, und da sie nicht zurück konnten, fast wahnsinnig wurden bei den bekannten lieben Klängen.

Das mochte auch der Maler denken, denn er horchte aufmerksam auf die seltsamen Töne, und als es aufhörte, summte er ein Lied:

> Zu Straßburg auf der Schanze
> Da ging mein Trauern an.
> Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
> In's Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen,
> Das ging nicht an.

Nun klang auch eine Glocke aus dem Thal herauf, und droben vom Berg antwortete eine andere ernst und feierlich. Was mochten die beiden wohl verkündigen? Vielleicht nichts Besonderes; aber es ist wundersam, wie hier auf dem Berge in der gewaltigen Natur Alles bedeutungsvoll, bilderreich ist. Unwillkürlich sieht man ein kleines Kirchlein geöffnet, eine zweifelhafte Helle dringt durch die alten gemalten Scheiben, und übergießt die Mutter Gottes und das Christuskind mit glühenden Farben. Links in einer dunkeln Nische kniet eine alte Frau, verloren in ein brünstiges Gebet. Nachdem sie geendet hat, macht sie ihr Kreuz, knixt vor dem Hochaltare

und geht dann hustend hinaus, dort bei dem jungen Mädchen vorbei, das vor der Mutter Gottes auf ihren Knieen liegt, das Haupt tief gesenkt und still weinend. — —

So erzählen die Töne der Glocken, und wenn sie nicht plötzlich aufhörten, würden sie uns vielleicht auch sagen, warum das junge Mädchen geweint; aber mit dem letzten Ton entfliehen die Bilder, und das Alphorn, was in der Ferne nun wieder beginnt, sowie das Rauschen eines Bergwassers, das plötzlich neben uns herunterspringt, führen uns wieder in die Gegenwart zurück.

Hier ist ein neuer Ruhepunkt mit einer weiteren schöneren Aussicht. Die Berge, die den See vorhin noch hoch umgaben, liegen nun lang hingestreckt unter uns in dunkelgrün, violett und braun, ja die Schluchten zeigen sich fast schwarz, nur von den unteren Abhängen glänzt helleres Grün, das in langen Streifen hinaufgeht: gut bewässerte Wiesen und Laubholz. Die kleinen Dörfer in den Buchten erscheinen zierlich, ja komisch; es ist eine schöne Miniaturwelt, das weiße Kirchlein und die andern Häuserchen, wie einem Spielzeug für Kinder entnommen, und, wie es die Kinder zu machen pflegen, dort unregelmäßig hingebaut.

Aber das Herz erweitert sich bei all' dem Schönen und Großen, was man hier sieht. Hinter Bergen und Felsen, die noch vor kurzer Zeit unseren Horizont begrenzten, erscheinen andere gewaltigere; bald einzelne Kuppen, bald lange Ketten, hie und da mit Schnee bedeckt, denn der ist noch liegen geblieben, da ihn die Sonne mit ihrem warmen Strahl nicht erreichen kann. Nur in einzelnen Punkten sieht man die Bergwände mit weißen Flächen bedeckt, aber die Gipfel dieser Berge sind dunkelgrün, bräunlich, violett, stellenweise in Dunst und Nebel gehüllt. Aber es ist eigenthümlich, wie sie scheinbar so hinter einander auftauchen und uns kleine Wesen so neugierig anstarren, fast bei jedem Schritt neue Bergspitzen, neue Thäler. Es ist, als sei die ganze Natur lebendig geworden und richte sich langsam und feierlich empor, damit wir sie besser sehen.

Neben den Klängen des Alphorns, die ein unsichtbarer Virtuos immerfort hervorbringt, hören wir jetzt das melodische Läuten der Kuhglocken und sehen zahlreiche Heerden, wie sie an den Abhängen der Alp weiden und die frischen Kräuter abreißen oder uns gemüthlich anstarren mit den großen dunklen Augen, genußreich wiederkäuend, das gutmüthige, breite, nasse Maul weit vorgestreckt. Auch Ziegen klettern um uns herum, kleine halbbraune, weißgefleckte Wesen mit einer eidechsenartigen Behendigkeit. Jetzt ruhen sie im dichten Gestrüpp am Wege aus, und wenn wir näher kommen, fahren sie abwärts, wedeln lustig mit ihrem unbedeutenden Schweifchen und lassen die kleine Glocke an ihrem Halse erklingen.

Der Weg hat sich unterdessen stark links gewandt und beginnt steil und immer steiler zu werden. „Das ist noch Alles nichts," sagt der Führer und zeigt auf eine senkrechte, vielleicht tausend Fuß hohe Felsenwand zu unserer Rechten; „dort muß man hinauf, da fangen die Berge erst recht an."

Da nun unsere Drei ein Drittel des Weges zurückgelegt haben, so ist es nicht mehr als billig, daß im Reiten abgewechselt wird, und an einer passenden, einigermaßen ebenen Stelle hält der Führer an, und der Strohhut mit dem blauen Bande steigt ab. Bevor sich aber die Nase, die nun an die Reihe kommt, hinaufschwingt, wird eine kurze Rast beschlossen, und alle Drei lagern sich auf dem Boden, das Reitpferd weidet nicht weit von ihnen, und der Führer stellt sich auf einen Felsvorsprung und schaut den Weg hinab, den sie gekommen, und nachdem er einen Augenblick also gethan, nimmt er seine Peitsche mit kurzem Stiel und langer Schnur und fängt an zu knallen, daß es in den Bergen wiederhallt. Doch treibt ihn hierzu nicht die Lust des Knallens allein, sondern ein scharfes Auge hat eine Partie anderer Reisenden entdeckt, die nachklettern. Er horcht hin und sagt: „es sind drei Pferde." Dann knallt er wieder wahrhaft markdurchdringend, und drunten wird ihm, scheinbar leise, geantwortet. Dann juchzte er laut auf, was von

unten alsbald erwiedert wird, und hierauf knallt er wieder und wechselt so ab mit seinen Freundschaftsbezeugungen, bis ihn endlich der Maler mit dem rothen Bart, unter welchem eine tiefe Baßstimme hervorkommt, ersucht, gefälligst sein Maul und seine Peitsche zu halten, worauf der Führer mit einem langen und gewaltigen Juchzer endigt.

Die Drei sitzen da in gerechter Bewunderung, und Jeder von ihnen wendet natürlicher Weise seine Aufmerksamkeit einem besonderen Gegenstande zu. Der Musiker ist sehr unruhig, bis er es herausgebracht hat, aus welcher Tonart das Alphorn geblasen wird; und dieß zu ergründen ist keine Kleinigkeit, denn der Berghornist wechselt oftmals im Ausdruck seiner musikalischen Gefühle. Des Malers gieriges Auge schweift unstät umher, um von Conturen und Tönen so viel als möglich in sich aufzunehmen. Er ist wie ein Schwamm, und wenn er recht vollgesogen nach Haus kommt, so braucht er nur vor die Staffelei hinzutreten, und es tröpfeln nur so Bilder auf die Leinwand hin, Alpengegenden und Schneegestöber mit und ohne Sonnenbeleuchtung, fliegende Wolken und blauer Himmel, schäumende Waldbäche und ruhiggrasende Kühe. Der Dichter seines Theils schwärmt laut und feierlich, und denkt an den unübertrefflichen Schiller; er hat einige Aehnlichkeit mit ihm, in der großen Nase nämlich, und er schäumt vor Begeisterung und versichert einmal über's anderemal, daß nur auf den Bergen Freiheit sei, und daß der Hauch der Grüfte unmöglich hinaufdringen könne auf die Spitze des Rigi.

Endlich verstummen alle Drei und scheinen tief über etwas nachzudenken. „Es ist doch sonderbar," sagt der Strohhut nach einer Pause, „daß ich heute Nacht im Traum diese Gegend vor mir gesehen."

„Und ich!" fügt der rothe Schnurrbart bei.

„Und ich!" seufzt die lange Nase, und der Mund, der zu ihr gehört, lächelt süß und wonnevoll.

„Es ist doch schon oft passirt," nahm der Musiker wieder das Wort, „daß man von einer unbekannten Gegend träumt

und später im Leben in diese Gegend kommt, aber daß drei Leute in drei verschiedenen Betten dasselbe träumen, ist eine Merkwürdigkeit."

„Und den Rigi so deutlich vor sich sehen," setzte der Maler hinzu.

„Und dabei ein süßes Liebesglück erleben," meinte der Schriftsteller.

„Unerhört!" sagten die Drei wie aus Einem Munde.

„Wäre es lieber eine Nummer gewesen, die wir geträumt," setzte der Maler hinzu, „so hätten wir vielleicht das große Loos gewinnen können, aber Liebesglück — was thu' ich damit? Daran hat es mir noch nie gefehlt." Bei diesen Worten faßte er mit beiden Händen seinen rothen Schnurrbart und drehte die Spitzen so fürchterlich aufwärts gegen die Augen, daß diese unwillkürlich vor Schrecken zu blinzeln anfingen.

„Im Grunde hast du Recht," versetzte der Musiker achselzuckend, „wozu auch Liebesglück? Eine Tonart im Leben, deren Anschlag nur selten rein gelingt, Variationen über ein sehr abgedroschenes Thema."

„O nein, sag' das nicht!" rief der Schriftsteller mit der großen Nase:

„Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es weg, da sein Gehalt verschwunden."

Leider aber machte er mit seinen Citaten nicht den gewünschten Eindruck, woran nur seine Stimme schuld war, vielleicht wegen seiner Nase, denn er näselte bedeutend, namentlich wenn er begeistert sprach. Die Nase schien wie eine Sourdine auf seinem Organ zu sitzen, und da er dies fühlte, machte es ihn oft traurig und nachdenkend.

In diesem Augenblick sprang der Führer wieder auf das äußerste Felsstück und ließ trotz des Malers Verbot seine Peitsche knallend durch die Lüfte saußen, auch jauchzte er dabei mehr als nothwendig, und ganz dicht unter den ruhenden Reisenden wurde Knallen und Juchzen wiederholt,

so daß ein paar Kühe erschrocken auf die Seite fuhren und mehrere Echo sich laut verwunderten.

Die neuen Aufwärtssteigenden kamen jetzt näher; es waren drei Damen in gelben, gewöhnlichen Strohhüten, und vorn an diese Strohhüte hatten sie Verlängerungen angesetzt in Form von Augenschirmen, in grüner, brauner und blauer Farbe. Diese Damen saßen sehr aufrecht in ihren Sätteln, jede hatte hinter sich einen Nachtsack, und den drei Pferden folgte ein alter Diener zu Fuß, der, auf seinen Alpenstock gestützt, ziemlich verdrießlich dreinschaute.

„Gerade wie im Traume!“ sagte erstaunt der Strohhut im blauen Bande.

„Drei Damen zu Pferde,“ setzte die Nase hinzu.

„Nur den alten Diener sah ich nicht,“ meinte der Schnurrbart.

Die drei Damen, die ganz nahe waren, befanden sich in anständiger Toilette; grau war vorherrschend, und ihre Körperformen ziemlich verschieden. Die Erste war lang und hager und schaute durch eine blaue Brille, die Zweite war kurz und dick und hatte ein kleines Buch in der Hand; die Dritte endlich war weder groß noch hager, weder kurz noch dick, ein gesunder Mittelschlag; sie pätschelte kokett ihr Pferd auf den Nacken, das aber — beiläufig gesagt — keine Notiz hiervon nahm, denn so wie es still stand, senkte es den Kopf und fing an zu fressen. Ueber das Lebensalter, in welchem sich diese drei Damen befanden, war es in der That schwer, etwas Genaues und zugleich Schmeichelhaftes zu sagen. Wenn man, sie als Pflanzen betrachtend, von ihnen hätte sagen wollen, sie stünden noch in der Blüthe, so meinte man offenbar Blumen mit sehr später Entwicklung. Sie hatten die Laubregion hinter sich und näherten sich jener Höhe des Lebens, wo die Vegetation dürftiger wird, wo Nadelholz gedeiht und wilde Rosen sparsamer wachsen.

Es ist nun an sich nichts Sonderbares, daß man, am Rigi ausruhend, drei reitenden Damen begegnet, aber etwas Seltsames bleibt es immer, wenn man von diesem Faktum

in der vergangenen Nacht träumte, wie unseren drei Reisenden geschehen. Am sonderbarsten aber war es, daß die erste Dame mit der blauen Brille, sobald sie den Strohhut gewahr wurde, plötzlich ihr Pferd anhielt, und, statt links in die herrliche Gegend zu blicken, nach rechts schaute, wo unsere drei Helden lagerten; wir können es nicht verschweigen, daß diese Dame überrascht war und, obgleich mit gedämpfter Stimme, ausrief: „Ein Strohhut mit blauem Bande!"

Das ist aber noch nicht Alles. Denn trotzdem wir in augenscheinlicher Gefahr sind, von dem geneigten Leser für unwahr gehalten zu werden, können wir nicht verschweigen, daß die zweite Dame im Vorbeireiten ebenfalls rechts sah, gleichfalls erstaunte und gleichfalls wie zu sich selber sprach: „Welch' auffallend schöne Nase!" Und daß die Dritte es gerade so machte, nur mit dem Unterschiede, daß sie Strohhut und Nase keines Blickes würdigte, dagegen von dem Anblick des emporstrebenden rothen Schnurrbarts auf's Tiefste ergriffen schien.

So zogen sie langsam vorbei; die drei jungen Männer grüßten sie achtungsvoll, und es wurde ihnen herzlich gedankt.

„Auf!" rief der Schriftsteller, denn an ihm war jetzt die Reihe zu reiten; „wir müssen ihnen folgen, der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!"

„Aber dem Traume nach habe ich sie mir ganz anders vorgestellt," meinte der Musiker.

Und unter dem rothen Schnurrbart tönte es hervor: „ältlich, auf Ehre, ziemlich ältlich!"

Da aber die Nase zu Pferd schon rüstig vorangeeilt war — sie saß majestätisch im Sattel hoch erhoben — so mußten die beiden Anderen folgen. Sie stießen ihre Alpenstöcke kräftig in den Boden und keuchten vorwärts.

Der Weg zog sich jetzt längs der vorhin erwähnten Felswand hin, recht steil, recht schmal, ziemlich gefährlich ausschauend. Man glaubt kaum an die Möglichkeit, daß

hier ein Pferd hinaufklettern könnte, und doch kommen die braven, rüstigen Thiere, ein gedrungener Schlag, sicher und schnell vorwärts. Die Straße selbst ist so gut wie möglich erhalten; der Felswand mühsam abgerungen, ist sie natürlich schmal, vielleicht nicht über vier Fuß breit, aber mit Holzgeländern versehen oder an der Seite des Abgrundes mit Bäumen und Sträuchern besetzt, wodurch dem Blick selten gestattet ist, in die Tiefe zu dringen; auch hat man ja hier so viel Schönes zu sehen; die Aussicht in's Thal, auf den See, wird mit jedem Schritte großartiger. Wahrhaftig, man hat nicht Zeit, an Gefahren zu denken, denen man auf diesem Wege unterliegen könnte. Das Geläute, das man schon tiefer unten hörte, ertönt jetzt ganz in der Nähe; dort ist eine kleine Kapelle an den Felsen geklebt, die man im Augenblick erreicht; der Weg ist hier ein wenig breiter und bildet einen kleinen Platz, den hochstämmige Tannen umstehen. In ihrem Schatten liegt das weiße Kirchlein so traulich; sie strecken ihre Zweige über das Dach desselben, sie haben es feierlich unter ihren Schutz genommen.

Es ist Schade, daß an diesem hübschen, poetischen Plätzchen ein alter, unpoetischer Kerl, der in einem Erdloche nebenan wohnt, die Honneurs macht. Hier wär' ein Mönch in brauner Kutte ganz an seinem Platz, den Leuten das Weihwasser bietend und sie mit frommem Gruße willkommen heißend. Statt dessen erscheint obenbenannter Wächter, oder was er sonst ist, ein kleiner dicker Mann, mit ziemlich rothem Gesicht und preist sein Bier an oder bietet ein Körbchen voll Erdbeeren zum Verkauf.

Vor dem Kirchlein rasten alle Reisenden einen Augenblick dem schönen Punkt zulieb, und auch weil gleich dahinter eine der steilsten Stellen des Weges kommt. Neben der Tiefe schlängelt er sich hinauf, jäh wie ein Dach, an dem wohl tausend Fuß tiefen Abgrund vorbei, in den man hier vorzugsweise genau sieht. Man ist froh, die Höhe zu erreichen, auf der man, statt der bisherigen leichten Holzschranken, nun mächtige versprengte Felsblöcke zwischen sich und der Tiefe hat.

Die erste steilere Abdachung des Berges ist nun hier erstiegen und der Weg führt über Alpenwiesen ebener und angenehmer fort. Vorher aber nimmt die Felsnatur noch einen gewaltigen Abschied von uns, sie entläßt uns an einem natürlichen, kolossalen Thor, von ungeheuren Felsblöcken gebildet, die einstens bei einer gewaltigen Revolution so zusammenstürzten, daß sie für den Weg nur einen schmalen, tunnelartigen Durchgang ließen. Schwärzlichgrau ist dieß Gestein, finster und drohend hängt es über unseren Häuptern, während wir hindurchreiten. Die Wand zu unserer Rechten braucht nur einen Zoll zu weichen, und wir lägen unter einer Steinmasse von Millionen von Centnern begraben; man könnte hier wahrhaftig dergleichen denken, so locker und zufällig sind die Steinmassen übereinander geworfen. Wenn man durchpassirt ist, blickt man unwillkürlich zurück, und sieht dann auf der höchsten Spitze dieser Felsen ein eisernes Kreuz seine Arme ausstrecken. Die Führer erzählen, daß unternehmende Leute mit Leitern da hinaufgeklettert seien, um das christliche Zeichen dort oben zu befestigen.

Die drei Damen sind eine gute Strecke voraus, der alte Bediente keucht hinter ihnen drein, doch schenkt Letzterer der Aussicht, die sich hinter ihm entfaltet, nicht einen einzigen Blick; wenn er ja einmal vom Boden aufsieht, so ist es, um den Weg zu überblicken, der noch zurückzulegen. Die Damen dagegen schauen oftmals rückwärts, und es kommt den drei jungen Leuten vor, als gelte, neben der Gegend, ihnen ein Theil dieser Blicke. Jetzt taucht vor ihnen ein Gebäude auf, ziemlich groß, von grünlicher Farbe, mit vielen Fenstern und großen Terrassen, das kalte Bad, einer der am tiefsten gelegenen Gasthöfe des Rigi. Das kalte Bad liegt ziemlich ruhig da; auf der Hauptterrasse spazieren ein alter Herr und eine junge Dame, und an der Ecke stehen zwei andere Herren, die mit Gläsern herabschauen, und von denen Einer darauf eilig in's Zimmer läuft. Die drei Damen und hinter ihnen die drei Herren kommen näher, und auf einmal wird das stille Gasthaus lebendig. An allen Fenstern

erscheinen Köpfe, Gott mag wissen, wo sie alle herkommen; sie erscheinen und verschwinden, und dann werden die Hausthüren und die Eingänge zur Terrasse geöffnet. Alles drängt sich in's Freie; bald ist die Terrasse mit Menschen angefüllt, und Alle schauen gelegentlich herab und plaudern zusammen, und machen Geberden, und eilen hin und her; und an den Fenstern aller Stockwerke, die jetzt leer sind, erscheinen Kellner und schauen ebenfalls herab; auch an der Hausthüre stehen welche und auf der Treppe. Das stille Haus hat sich verwandelt wie ein Ameisenhaufen, nachdem man mit einem Fuß hineingetreten, und der ganze Spektakel gilt den Ankommenden. Ein Moment, wo neue Fremde erscheinen, ist eine Erholung, eine Zerstreuung für alle Gäste; ja Mancher stellt draußen einen Lauerposten aus, der es ansagen muß, sobald sich Jemand zeigt. Sind es Fremde, die dort kommen, oder vielleicht Bekannte? Kehren sie hier ein oder gehen sie hinauf zur Staffel oder zum Kulm?

Daß die eben Angekommenen nicht im kalten Bad bleiben, hat sich bald entschieden, denn die Damen lenkten ihre Pferde vorbei und die drei Herren folgten ihnen. Sie lassen das kalte Bad hinter sich liegen, und wieder geht es aufwärts, immer über kahle Wiesen mit einigen niedrigen Tannen, kleinen Sträuchern und großen Büschen der zierlichsten Farrenkräuter. Der Himmel hat wirklich heute ein Einsehen und fängt an, ein freundliches Gesicht zu machen; die Wolken streifen von Nord nach Süd, sie sind allmählig deutlicher geworden, leichter, durchsichtiger, ja einige haben sich von einander getrennt, und man sieht den klaren, blauen Himmel hindurch. Ja sogar die Sonne fängt an, sich freundlich bemerkbar zu machen, denn vor unseren Reisenden, die jetzt zufällig ganz westlich ziehen, beginnt es in dem bisher dunkeln Gewölbe aufzuflammen, und das gewaltige Sonnenlicht scheint Meister geworden über Dunst und Nebel und sendet gelbe, glänzende Strahlen empor. Die Wolken heben und theilen sich, ein Theil, der finster gen Süden zieht, erscheint oben dunkelviolett, während er unten glühend roth ange-

strahlt ist. Das Gestirn des Tages hat vor seinem Scheiden gesiegt und wird glänzend und strahlend das Schlachtfeld behaupten.

„Dort vor uns auf der Höhe ist es schön," sagte der Führer der drei jungen Leute, „wir haben einen guten Sonnenuntergang." Und damit eilt er hinaufzukommen.

Die Damen sind schon oben und von ihren Pferden abgesessen; sie machen Geberden des höchsten Entzückens, sie scheinen einen Augenblick Willens, einander in die Arme fallen zu wollen; dann aber fahren sie wieder auseinander und schauen in stiller Betrachtung nach drei verschiedenen Gegenden.

Jetzt haben auch unsere Reisenden den Berg erstiegen und stehen sprachlos. Sie sehen von einer andern Seite desselben hinab in eine ganz neue Welt hinein, vor sich Berg, neben sich Berg, hier durch grüne Wiesenthäler verbunden, dort einen tiefblauen Wasserspiegel begrenzend, und rechts und links wieder Berge und wieder Wiesenthäler, Waldungen und Seen, und vor sich dasselbe, und weiter hinaus, soweit das Auge schweift, abermals Berg neben Berg, Wald und Thal neben Wald und Thal, und lang dazwischen gestreckt große, ruhige, glänzende Wasserflächen, tiefblau und tiefgrün. Ach! und wie Alles das stufenweise in einander verschwimmt, wie man vor sich Alles so deutlich sieht, wo Fels und Wald aufhört, und wo Feld und Wiese anfängt, und wie die Schluchten hinausschweifen, die tiefgrünen, fast schwarzen Tannenwälder, schlank und zierlich in lauter Schönheitslinien. Und wie man vor sich noch die Gehege erkennt und die einzelnen Wiesen und den Lauf eines Waldbachs, aber nur hie und da, wo zwischen dem Grün der Spiegel des Wassers hervorblitzt; und die Häuser, die man im nächsten Umkreis noch deutlicher sieht, die einzelnen Sennhütten und die kleinen Dörfer mit dem Kirchthurm in der Mitte, und wie das allmälig weiterhin verschwimmt und undeutlich wird, dort der Haufen kleiner, weißer Punkte, von denen man nur noch ahnt, daß es ein Dörfchen ist, und die vielfache

Färbung in den Bergen und Thälern, durch welche man allein erkennt, was man vor sich hat. Dort jene grauen massenhaften Felsen; hellgrün, das sind Wiesen, dunkelgrün, Laubwaldungen, tiefviolett, Nadelholz; aber das Wasser der Seen dazwischen vor sich, und weit, weit hinaus, bleibt immer klar und deutlich ein glänzender Silberstreif in der dunkleren Landschaft. Zuletzt aber am grünen Streifen, den wir den Horizont nennen, vergeht Alles in einander, Wiese, Wald, Feld und Thal, Alles in einem einzigen dunklen, grauen Ton, der sich dort am Himmel in den dichten Wolkenmassen fortsetzt. Und wie ist diese Wolkenmasse so seltsam geformt! In Norden und Süden liegt sie auf dem Horizont auf, im Westen aber hat sie sich erhoben, und dort strahlt die sinkende Sonne darunter hervor, ein glänzendes Riesenauge, das durch die finstere Wolkenmasse wie durch dräuende Augenbrauen bedeckt wird. Bald senken sie sich tiefer und lassen nur noch einen kleinen Strahl des rothen, glühenden Lichtes durch, bald aber wallen sie hoch empor, und das volle, glänzende Sonnenauge küßt liebend die aufjauchzende Erde. — — Ja aufjauchzend in Farbenpracht! Wenn die großartige Aussicht, die man hier über weite Länderstrecken genießt, schon beim Licht eines trüben Tages so unbeschreiblich schön ist, so ist nichts annähernd Beschreibendes zu sagen von der Pracht und Herrlichkeit, wenn die Sonne, wie jetzt hier, Alles mit einem letzten, warmen Blick der Liebe vergoldet. Es ist rings umher wie ein Aufschrei der Lust und Freude; im Nu sind alle Farben verwandelt, wohin das Licht der Sonne tritt. Und wie sie sich so allmälig senkt und alsdann hervorbricht unter den dunkelgrauen und violetten Wolkenmassen am Horizont, so eilt das goldene Licht an den Bergen aufwärts, Alles, Feld und Wald, Berg und Wiese, nochmals reich vergoldend. Wie hat sich Alles so plötzlich geändert, wie ist Alles aus Nebel und Dämmerung so plötzlich aufgeweckt worden zum blühenden Licht des Tages! Selbst die Schatten, die in Schluchten und hinter Bergen geblieben sind, theilen das allgemeine

Entzücken, sie sind nicht mehr frostig grau, sondern bedeckt mit violettem Duft, über den ein rosiger Schimmer weht. Und wie drunten die Seen das Licht so prächtig aufnehmen! Der Wasserspiegel, an den Ufern tiefgrün, hatte so eben noch in der Mitte eine helle, kalte Eisfarbe; jetzt ist das Wasser wie glühend geworden und entlockt sogar den schwarzen Ufern, auf sie widerstrahlend, einen freundlichen warmen Ton.

Es muß hier oben schön sein bei ganz klarem Himmel, wenn die Sonne ungetrübt verschwindet vom wolkenlosen, klaren Horizont, aber schöner ist es gewiß, wenn sie wie heute untergeht, kämpfend mit finstern Wolkenmassen, und dann zuletzt als Siegerin erscheint im plötzlich aufflammenden rothglühenden Lichte.

Man träumt zuweilen, daß man in einem finsteren Winkel sitzt, hinter einem kleinen, unbekannten Fenster, und hinausschaut in eine weite prächtige Gegend, so hell erleuchtet, so glänzend bestrahlt von der Sonne, von so klarer, durchsichtiger Luft bedeckt, daß man in der weitesten Entfernung alle Gegenstände auf's Deutlichste sieht, die einzelnen Blätter des Baumes, die Wellen des Bachs, glänzende Kiesel in demselben. Dabei fühlt man, daß man nur träumt, daß man etwas Ungewisses, nie Gesehenes, Etwas, das gleich verschwinden wird, vor Augen hat. Man blickt wonnetrunken hinaus, man schöpft tiefen Athem, man faltet unwillkürlich die Hände, sehnsuchtsvoll und bangend. — Hier ist es gerade so. Die Sonne berührt scheinbar den Horizont, es wird nächstens ein anderes, mächtiges Bild durch unsern Traum gehen; aber ehe dieß geschieht, welch' wunderbares Schauspiel! Wir sehen zwei Sonnen am Himmel über einander, eine das Spiegelbild der anderen. Und jetzt senken sich die Wolkenbrauen tief herab, die beiden, tiefroth glühenden Kugeln verdeckend, auslöschend. Gute Nacht! sagt die Sonne, und ehe sie ganz verschwindet, blinzelt sie uns noch einmal mit ihrem Lichte zu. Es erscheinen nur auf einen Augenblick wie drei, vier glänzende Feuer dort hinten auf

den letzten Bergen, wie ein Blitz, ein Gedanke. Dann ist es Dämmerung und grau rings umher.

— — — — — — — — — — — —

Unsere drei Freunde hatten dem seltenen, prächtigen Sonnenuntergang aufmerksam und entzückt zugeschaut, und den Gefühlen, welche sie dabei beschlichen, Jeder auf seine Art, Worte gegeben. Der Musiker behauptete: die graue Wolkenmasse ohne das Licht der Sonne, sei gewesen, wie ein crescendo langanhaltender Ton, ein melancholischer Klang, zu dem endlich die Dominante wie ein Mißton tritt, wie um Erlösung, um eine Terz flehend, die denn auch mit dem Lichtstrahl sanft hinzukomme, so einen reichen, vollständigen Accord bildend in der Terzlage großartiger Harmonie.

Der Maler versicherte, er habe eine solche Farbenverschwindung noch nie gesehen, und wenn man das malen könnte und wollte, würde es Einem doch Niemand glauben. Nur ein einziger Ton einer solchen Farbe müßte unfehlbar alles neben sich todt schlagen. Der Schriftsteller endlich hatte mit übereinandergeschlagenen Armen dagestanden, und das passendste gesagt, was er sagen konnte, nämlich — gar nichts. Er versicherte die Freunde später, wenn er ein vollkommen bezeichnendes Gedicht über diesen Untergang machen sollte, so gäbe es nur Ein Mittel, um nicht lächerlich zu werden, und in der Stimmung zu bleiben; man setzte darüber hin: „Sonnenuntergang auf dem Rigi," und füllte die ganze Seite mit Gedankenstrichen aus.

Bei dem wunderbaren Anblick, den die Drei hatten, war es ihnen nicht unlieb, daß die drei Damen sich in ihrer Nähe befanden, und daß dieselben ebenso entzückt das großartige Schauspiel betrachteten wie sie. Leider können wir von dem alten Bedienten nicht dasselbe sagen; er hatte sich auf den Boden niedergesetzt und drehte dem ganzen Sonnenuntergang den Rücken.

Kein anderes Schauspiel als ein solches, das die Natur gratis gibt, ist wohl so geeignet, die Herzen zu öffnen und sie schneller schlagen zu machen in Freundschaft und Liebe.

Wir glauben dem geneigten Leser schon genugsam gesagt zu haben, daß die drei sich gänzlich fremden Paare, die hier auf dem Rigi bei einander standen, in einem gewissen Rapport waren; man braucht sich deßhalb nicht zu wundern, wenn wir weiter erzählen, daß sie den Sonnenuntergang gemeinschaftlich genossen, gemeinschaftlich insofern, als Worte gewechselt wurden, wie man sie gewöhnlich nur zu genaueren Bekannten sagt.

Die Dame mit der blauen Brille (sie sah durch dieselbe Alles in grünlichem Lichte) sah es gern, daß der Musiker sich in ihrer Nähe hielt, und als er mit Beziehung sagte: „Welch' ein volltönender, prachtvoller Accord!" entgegnete sie: „Ach, wenn Sie nur sehen könnten, wie seltsam Ihr Strohhut glänzt und das blaue Band daran! Gewiß, ich wußte, daß wir uns bald erkennen würden." Etwas Aehnliches sagten die beiden andern Damen, und die Kurze und Dicke versicherte den Schriftsteller, sein Gesicht glänze wunderbar, namentlich aber habe seine Nase eine warme und unaussprechliche Farbe; und die Dritte sprach zum Maler, um seinen Mund spielen mächtige Flammen. Damit meinte sie offenbar den aufwärts gerichteten röthlichen Schnurrbart.

Der Musiker mit dem Strohhute war ein unternehmender, junger Mann, und nachdem die Sonne untergegangen war, hob er die Dame mit der blauen Brille auf ihr Pferd, und konnte dabei nicht unterlassen, ihr ein ganz klein wenig die Hand zu drücken, und darauf sah sie ihn schmachtend und gefühlvoll an, sagte aber: „Noch nicht! Die Ungewißheit ist so angenehm, wir wollen uns erst später erkennen." Damit ritt sie dahin, und die beiden andern Damen folgten ihr. Auch ihnen hatte der Schriftsteller und der Maler Knappendienste geleistet, und hatte jedes Paar dabei einige angenehme Worte gewechselt.

Als der Maler, der nun reiten durfte, auf das Pferd stieg, sprach er vor sich hin: „Sie ist doch im besten Lebensalter, und scheint von sehr guter Familie."

Der Schriftsteller aber, offenbar am meisten durch das

prachtvolle Schauspiel begeistert, sah der dicken Dame nach, und sang laut hinaus:

Die Fürstin zog zu Walde
Mit Jägern und Marschalk,
Da sah sie reiten balde
Ein junger Edelfalk.
Er sprach: „Wie klirrt dein Bügel,
„Wie glänzt Agraff und Treß!
„Wie locker hängt dein Zügel,
„Holdselige Prinzeß!“

Der Weg zog sich jetzt eine Zeitlang an dem westlichen Abhang des Berges hin, fast eben, denn das, was man jetzt noch steigen mußte, war Kinderspiel gegen das, was man schon geleistet hatte. Bald sahen sie die Rigistaffel vor sich liegen, ein ziemlich großes hölzernes Gebäude nach Art der Schweizerhäuser, wie man sie bei uns auf die Etagères stellt; nur fehlten die Gallerien und die bunte Farbe. Die Staffel sah ziemlich grau aus, wahrscheinlich ein Zeichen ihres vorgerückten Alters. Derselbe Spektakel, wie im kalten Bad, ging auch hier wieder vor sich; kaum wurde man die Pferde der Reisenden ansichtig, so strömte Alles vor die Thür — eine Terrasse hat die Staffel nicht — und bald hatte sich ein ziemlicher Haufen Neugieriger versammelt, die eine Art Spalier bildeten, durch welches zuerst die drei Damen, und dann die Herren passiren mußten. Rigistaffel ist der Gasthof des Berges, der am stärksten besucht ist; hier halten sich die meisten Kurgäste auf, das sind solche, die wegen allerlei Leiden des Körpers und Geistes unglaubliche Quantitäten des schlapprigen grünen Getränks, was man Molken nennt, zu sich nehmen lernen, oder welche den sehr vernünftigen Einfall haben, fern vom Dunst und Qualm des niederen Landes und der Städte, für ein paar Wochen lang hier oben die gesunde stärkende Bergluft einzuathmen. Vornehme Kurgäste derselben Art sind auch meistens die Bewohner des kalten Bades.

Was nun den höchsten bewohnten Punkt des Berges

anbelangt, den Rigi-Kulm, so ist dieß der Gasthof für die sogenannten Passanten, das sind Leute, welche mit redlichem Willen und guter Absicht den Rigi besteigen, um sich an der großartigen Aussicht zu erfreuen, oder um einen guten Sonnenaufgang oder Untergang zu genießen, ein Unternehmen, das in vielen Fällen von einem schlechten Erfolge gekrönt wird, und wir hatten schon Gelegenheit, manche dergleichen Passanten zu sprechen, die im Heraufsteigen langsam aber unwiderstehlich vom Nebel eingehüllt wurden, ein Nebel, der sich allmälig zu einem feinen Regen verdichtete, und die, endlich auf dem Rigi angekommen, dort so viel Aussicht hatten, daß es ihnen vollkommen gleichgültig war, ob sie sich auf dem berühmten Berge befanden, oder z. B. in jener heiteren, gemüthlichen Gegend von Luckenwald und Jüterbock, wo man, von Leipzig kommend, doch wenigstens die Zerstreuung hat, die ersten preußischen Gensd'armen zu sehen.

Endlich langten unsere Reisenden auf dem Rigi-Kulm an. Die Pferde der Damen, müde geworden, waren zuletzt in sehr langsamem Tempo gegangen, die drei Künstler aber, mächtig angespornt durch den Wunsch, nicht zurückzubleiben, waren rascher einhergeschritten, woher es kam, daß alle Sechs zu gleicher Zeit vor dem Thor des Gasthofes ankamen, daß sowohl Strohhut und Nase als Schnurrbart den drei Damen beim Herabsteigen behülflich waren, und daß hiedurch der Kellner auf die sehr verzeihliche Idee kam, für die eben angekommene Gesellschaft genügten drei Zimmer à zwei Betten. Schweigen wir von den verschämten Worten, mit welchen der Dienstbeflissene zurecht gewiesen wurde. Glücklicherweise war der Rigi-Kulm noch nicht so vollkommen besetzt, daß man den Spätkommenden, wie schon oft geschehen, eine Streu im großen Speisesaale ohne Ansehung des Geschlechts anbieten mußte. Es waren noch Zimmer genug zu haben, und nachdem sich unsere Reisende auf einen Augenblick zurückgezogen, erschienen sie an der Abendtafel, um gemeinschaftlich ein kleines Souper einzunehmen.

Während dieses Soupers nun machten unsere drei Künst-

ler begreiflicherweise erstens den gelungenen Versuch, außerordentlich liebenswürdig zu erscheinen, sowie einen anderen, etwas Näheres über die drei Damen zu erfahren, der ihnen aber weniger gerieth. Solchen Fragen, wenn sie noch so bescheiden gestellt waren, wußten die Damen geschickt auszuweichen, ja sie mochten es nicht einmal leiden, daß die drei Künstler ihnen Aufklärung über sich selbst gaben. Denn als der Musiker z. B. von der Reise erzählen wollte, die sie bis an den Fuß des Rigi gehabt, legte die Dame mit der blauen Brille ihre Hand sanft auf seinen Arm und sagte: „Lassen wir das, mein Freund, das hört sich später um so angenehmer und besser." Ja als der Maler, nach und nach warm geworden, anhub von seinen Bildern zu sprechen, entgegnete die kurze und dicke Dame: „wie freue ich mich, diese Gallerie später zu sehen!" Dem Schriftsteller gar, der noch immer nicht aus der Stimmung eines Edelfalken herausgekommen, und der beim Dessert, als die Dame vom gesunden Mittelschlag gerade eine Mandel verspeiste, eine andere darreichte mit den Worten, die er flüsternd sprach:

„Ich biete ihn der Holden
Dar, mit gebognem Knie;
Mit einem Ringe golden
Schmuckt den Gefang'nen sie"

wurde die Antwort zu Theil: „Bis heute war ich zweifelhaft, ob ich den goldnen Ring gerne geben werde, aber jetzt glaube ich, daß ich mich dazu entschließen könnte."

Nach dem Souper ging Alles zu Bett. Die Damen hatten Numero 12 und 13, die Künstler Numero 14 und 15, und die Drei begaben sich noch einen Augenblick auf Numero 14, wo sie sich zusammen auf ein Bett setzten, und hin und her redeten über die Erlebnisse des Tages. In Numero 13 machten es die Damen gerade so, das heißt, sie sprachen ebenfalls mit einander, ob sie aber dabei gleichfalls auf Einem Bette saßen, sind wir nicht im Stand anzugeben, aber wir vermuthen es. Nun haben aber auf dem Rigi-

Kulm die Zimmer unter Anderem die Eigenschaft, daß man deutlich jedes Wort vernimmt, was der Nachbar neben uns spricht, und aus diesem Grunde war es den drei Künstlern möglich, zu hören, daß nebenan von ihnen gesprochen wurde, und recht angenehme Sachen. „Es ist eigenthümlich," meinte eine Stimme, „daß drei an sich unbedeutende Gegenstände so zum süßen, geheimnißvollen Erkennen führen können, ein Strohhut mit blauem Bande —."

„Eine so auffallend schöne Nase," sagte eine zweite Stimme.

„Und ein prächtiger blonder Schnurrbart," setzte die dritte Stimme hinzu, „so keck aufwärts stehend."

So sprachen die drei Damen in Numero 13, und sagten sogar noch mehr, unter Anderem, daß sie sich erschrecklich auf morgen freuten, und dann hatten sie einen kleinen Streit mit einander, und die Eine wollte etwas thun, wenn der erste Strahl der Sonne über die Berge hervorbräche und die ewigen Gletscher vergolde; und die Andere meinte: nein später, wenn auch die Thäler mit ihrem Rosenlicht erfüllt seien; die Dritte aber setzte hinzu: um eine Million könne sie sich nicht dazu verstehen, eine so schöne Scene herbeizuführen vor den Blicken der rohen Menge. „Nein," rief die Dame vom gesunden Mittelschlag, „wenn es droben auf der Höhe leer geworden ist, meinetwegen, nachdem wir Kaffee getrunken, dann gehen wir Drei wieder allein hinauf — sie werden uns folgen, und dann ist der passende Moment gekommen."

So flüsterte es auf Numero 13, und der Schriftsteller, der auf Numero 14 in der Mitte zwischen den beiden Freunden auf dem Bette saß, faßte rechts die Hand des Strohhuts, links die des Schnurrbartes, drückte sie und sagte leise: „nicht wahr, meine Freunde, wir werden folgen?"

Damit gingen sie zu Bette, und bald war es still in den Nummern 12 bis 15.

Doch:

„bei Hirten wird's bald Tag"

heißt es im Nachtlager von Granada, und vom Nachtlager

auf dem Rigi, wenn man den Sonnenaufgang sehen will, gilt dasselbe. Die drei Freunde hatten kaum die Augen geschlossen, so träumten sie; und der Strohhut träumte gerade von einem anderen Strohhute mit grünem Vordach, die Nase von einer anderen Nase, der sie sich auffallend näherte, und der rothe Schnurrbart von Etwas, welches seine drohenden Spitzen sanft herabdrückte; da schritt plötzlich Sonderbares durch diese verschiedenen Träume. Dem Musiker war gerade, als habe er eine Oper componirt, und als nun die Ouvertüre begann, sah er zu seinem Entsetzen, daß die ganze Instrumentation aus lauter Hörnern bestand, und das tutete wild und grauenvoll durch einander.

Dem Maler aber war es, als sitze er auf grüner Haide und skizzirte eine Kuhheerde, harmloses Vieh, das sich anfänglich in einiger Entfernung von ihm hielt. Plötzlich aber kamen alle Kühe auf ihn zu und wollten sehen, was er gemalt. Das war ein erschrecklicher Moment; und sie hielten die nassen Mäuler unter seine Nase, und dabei brüllten sie drohend, daß es klang, als sagten sie: „Du du du du — — — nimm dich in Acht! nimm dich in Acht — du du du du!

Des Schriftstellers Traum in diesem Augenblick war nicht so unangenehm. Er wandelte mit seiner Holden über Berg und Flur, er schwebte nur so dahin. Da — plötzlich, ganz in seiner Nähe — ertönte das Alphorn, und bei den melancholischen Klängen schmiegte sie sich an ihn, und er streichelte ihre frischen dicken Wangen. — —

Tu—tu—tu—tu—tutu—tutu—tu—du—du—ti—tutu —tu—ti—tututu—tu—u—u—u—u.

So klang es immer stärker, und endlich erwachten die Drei aus ihrem festen Schlummer.

Der Schriftsteller allein hatte Wahrheit geträumt: es war ein Alphorn, das draußen vor dem Zimmer mit der seltenen Kraft einer kuhhirtlichen Lunge geblasen wurde.

„Brennt's?“ rief der Musiker, indem er an die Thüre sprang, doch erhielt er zur Antwort: „man weckt nur auf harmonische, freundliche Weise die Schläfer zum Sonnenaufgang.

Jetzt ging aber in sämmtlichen Stockwerken des Hauses ein wahrhaft mörderlicher Spektakel los. Ueberall krachten Bettstellen, von überall her vernahm man die dumpfen Töne, wie wenn Jemand hastig und aufgeschreckt seinem Lager entspringt, dabei einen Stuhl umstürzt oder ein Licht vom Tische herabwirft. Auch klingelten und klirrten Gläser und Waschschüsseln auf eine höchst verdächtige Art. Dabei wurden Thüren nicht ohne Geräusch auf- und zugemacht, und laute Stimmen riefen nach dem Kellner, nach dem Stubenmädchen, nach ihren Stiefeln, ihren Hosen und Röcken.

Im Osten sah man einen gelben Streifen durch einigermaßen verdächtiges Gewölk mühsam durchdringen, und darüber hin flimmerten ein paar blasse Sterne.

Tu—tu—tu—tutu—tu—ti—tu—tu—tu—tu—tu—tu—tu—ti machte es draußen auf dem Gange, und der Spektakel im Hause wurde wahrhaft beunruhigend.

Der Schriftsteller sprudelte in seiner Waschschüssel herum, behielt aber dabei immer ein Auge auf den Himmel gerichtet. Es gab einen Sonnenaufgang, das war klar, aber er fürchtete immer neidische Wolken, die plötzlich aufsteigen und Alles in Nebel bringen.

„Auf! sprach der Fuchs zum Hasen:
Auf! Hörst du nicht den Jäger blasen?"

rief er dem Maler zu, der noch im Bett weilte, „mach', daß du herauskommst, die Sonne wartet nicht."

Das schienen auch andere Leute im Hause zu denken, denn jetzt begannen sich die Schlafzimmer zu leeren und die Corridors zu füllen. Dort ging, lief, sprang, scharrte, trippelte, hüpfte es, dann schoß es die Treppen hinab mit einem gewaltigen Gepolter; und dazwischen hörte man es deutsch, französisch, schweizerisch, englisch, russisch und berlinerisch versichern, daß der Sonnenaufgang superb sein werde, von kolossal und ungeheuer großartig farbenprächtiger Wirkung. Wenn man nun auf den Gang hinaustrat, um sich der allgemeinen Flut anzuschließen, da schaute es mitunter recht komisch aus;

da waren Unglückliche genug, die in Unterhosen und Strümpfen auf den Hausknecht warteten; aber hier bekümmert sich Keiner um den Andern, der Mann verläßt die Frau, der Bruder die Schwester und enteilt, um zur rechten Zeit zum Sonnenaufgang zu kommen.

Möge uns die geneigte Leserin verzeihen, daß wir die grauenhafte Scene, die nun entstand, nicht weiter ausmalen; möge sie auch unser Zartgefühl verstehen, wenn wir noch hinzufügen, daß der Nebel in diesem fürchterlichen Augenblick so dicht wurde, daß man nichts weiter als ihn bemerkte; daß ferner, als sich dieser Nebel endlich verzogen, Strohhut, Nase und Schnurrbart die Treppen der Kanzel herabstolperten, und schweigend in den Gasthof auf Rigi-Kulm hinabeilten; daß sie ihre Rechnung bezahlten, ihre Alpenstöcke nahmen, und gen Arth hinabpilgerten; daß sie nicht eher froh und heiter wurden, bis sie den Nebel hinter sich hatten, der die Spitze des Rigi bedeckte, und in welchem die drei Damen wahrscheinlich noch immer auf der grauen Kanzel standen, und bis sie endlich im schönsten Sonnenschein am Klösterli anlangten. Da setzten sich die Drei nebeneinander auf eine Bank, gerade so, wie sie am vergangenen Abend auf dem Bett in Numero 14 gesessen, und als sie einen Augenblick ausgeruht und einander verstohlen und zweifelnd von der Seite angeschaut, brachen sie in ein lautes und herzliches Lachen aus.

„Gott sei Dank!" sagte der Musiker, „daß das Abenteuer so geendigt."

„Gerechter Himmel!" meinte der Maler und schauderte leise, „wenn sie mit uns vorlieb genommen hätten!"

„Aber obgleich etwas ältlich," versetzte der Schriftsteller, „waren sie doch von sehr guter Familie. — — Auf nach Valencia!"

Damit erhoben sich alle Drei wieder, und sprangen lustig den Steg hinab. Ueber sanft abhängige Wiesen kamen sie bei rauschenden Wasserfällen vorbei, die neben ihnen in der Tiefe schäumend, über glatte Kiesel und zwischen moosbewach-

senen, felsigen, triefenden Ufern dahinbrausten. Dann wandelten sie abwärts unter schwarzgrünen Tannen, hohe, schlanke Bäume, deren Spitzen sie anfänglich mit der Hand berühren konnten, und auf deren zu Tage liegenden Wurzeln sie eine Viertelstunde später traten. Dabei stürzte sich der Weg im Zickzack toll und verwegen die Abhänge hinab, daß sie ihre Alpenstöcke tüchtig gebrauchen mußten, um nicht den rollenden Steinen zu folgen, die ihr Fuß gelöst; dann ruhte dieser Weg wieder aus, indem er fast eben durch einen wasserreichen Wiesengrund schlich, bei kleinen, niedrigen Häusern vorbei, wo die Leute vor der Thür saßen — denn es war Sonntag — und sie freundlich begrüßten. Darauf schlenderte der Weg durch einiges Laubholz um den Bergabhang herum, und dann blieben die drei Reisenden überrascht stehen, denn vor ihnen lag ein herrliches Rundgemälde, eine fruchtbare, grüne Ebene, mit Obstbäumen, Häusern und Dörfchen; links war der dunkelgrüne Zugersee, und an ihn hingeschmiegt, noch ziemlich tiefer drunten, das kleine Städtchen Arth.

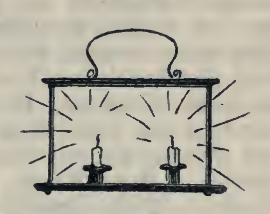
Hier schien der Weg vor Freude über diesen Anblick ganz toll zu werden, denn er sprang kopfüber in die Tiefe hinab, steil und holperig, bald sich rechts, bald links wendend, ganz ausgelassen und entzückt, daß er nun endlich die Felsen verlassen konnte, und sich unten in den langen Wiesen behaglich ergehen, um zuletzt seinen Staub und seine Hitze in den klaren Fluthen des See's zu kühlen.

Als die drei Freunde auf diesem Wege ziemlich ermüdet nach Arth kamen, und an das Ufer traten, wandte sich das kleine neue Dampfboot gerade vor Immensee, und plätscherte rüstig und munter gen Arth. Nachdem es angelangt, verließen viele Passagiere das Ufer, und unsere drei Freunde, welche den Dampfer besteigen wollten, standen dicht an der Landungsbrücke, und sahen die fremden Gesichter an ihnen vorüberkommen. Da auf einmal gingen drei Herren an ihnen vorüber, alle Drei in hellen Sommeranzügen, mit ernstem, gesetztem, ziemlich vornehmem Wesen, aber auch ziemlich verblichenen Gesichtern, und als sie bei den drei Künstlern vorüber

wollten, blieben sie einen Augenblick stehen, um auf ihr Gepäck zu warten, und da erblickte der Musiker zu seiner großen Verwunderung einen Strohhut mit einem blauen Bande, ganz genau wie der seinige, und der Maler einen rothen Schnurrbart, mit ebenfalls sehr drohend emporgerichteten Spitzen, und der Schriftsteller endlich eine Nase, die noch weit umfangreicher war als seine eigene.

Damit gingen sie stillschweigend, aber innerlich lachend, in das Boot, und setzten sich auf dem Verdecke nieder; der Musiker beschloß, ein anderes Band auf seinen Strohhut zu befestigen, der Maler machte schon jetzt den Versuch, die Spitzen seines Bartes in eine horizontale Richtung zu bringen, und der Schriftsteller — — der mußte leider seine große Nase behalten.

Laternenunglück.



Die Frau Hofräthin und die Frau Kanzleiräthin waren Freundinnen, wie man sie in der jetzigen verderbten Welt wenig mehr findet. Sie kannten sich schon lange, lange Jahre hindurch, und hatten sich ordentlich in einander hineingelebt, ja ihre Neigungen und kleinen Liebhabereien waren dieselben geworden. Die Hofräthin z. B. konnte keine Stockfische in brauner Sauce vertragen, und der Kanzleiräthin waren sie deßhalb ein Gräuel. Der grünen Farbe an Kleidungsstücken waren sie stillschweigend übereingekommen, sich nicht mehr zu bedienen und auf diese Art zeigten sich die irdischen Hüllen dieser gleichgestimmten Seelen ebenfalls fast beständig in schönster Harmonie. Von Charakter war die Hofräthin etwas stolzer als die Kanzleiräthin, und namentlich betrachtete sie ihren Titel, weil derselbe mit dem Hof zusammenhing, für vornehmer, und es hatte die Kanzleiräthin viel Mühe gekostet, ihr diesen Gedanken zu benehmen.

„Liebe Hofräthin," sprach sie, „wenn Du in der Rangliste

nachsehen willst, so sind wir Beide in der siebenten Klasse." — „Aber," fiel ihr die Hofräthin hier in's Wort, „Du mußt nicht vergessen, daß in dieser Rangklasse der Hofrath nach den Hofärzten kommt, dann der Hütten- und Salinenverwalter, die Kanzleidirektoren bei den zweien nicht genannten Landeskollegien, und dann erst der Kanzleirath."

Die Kanzleiräthin lächelte und meinte, der Hofrath sei ein leerer Titel; denn sie möge nur einen einzigen Fall bezeichnen, wo ihr Mann bei Hof einen Rath gegeben habe; dagegen müsse auf der Kanzlei ihr Mann beständig rathen. Eine Zeitlang war dieser Rangstreit eine gefährliche Klippe in der Freundschaft; doch nachdem sie glücklich umschifft war, fuhren sie einträchtig neben einander her auf dem ruhigen Wasser des täglichen Familienlebens. Die beiden Familien wohnten auf dem gleichen Stockwerk, die Zimmer, wo sie speisten, waren nur durch eine dünne Wand geschieden, und Mittags klopfte die Kanzleiräthin mit ihrem Messer an die Wand und rief hinüber: „Guten Appetit, Hofräthin," und dumpf schallte es herüber: „Danke, schmeckt's, Kanzleiräthin?"

Einmal hätte es in dieser Freundschaft beinahe eine gefährliche Spaltung geben können, weil der Kanzleirath, ein alter mürrischer Geselle, es für unnöthig fand, daß die Frauen sich den Titel ihres Mannes beilegen. Merkwürdiger Weise war die Hofräthin mit ihm einverstanden und nur die heftige Opposition des Hofraths und der Kanzleiräthin rettete den Staat; doch setzte es der Kanzleirath durch, daß die Titel künftig Frau Hofrath und Frau Kanzleirath waren.

Im Königlichen Hoftheater hatten die beiden Damen mit vierundzwanzig andern Frauen ein Abonnement in einer Loge zu sechs Personen. Es war so eingerichtet, daß sie ihre beiden Billets auf einen Tag bekamen. Da saßen sie nun zusammen und ergötzten sich allgemein, sowohl an den schönen Stücken, die hätten gegeben werden können, als an den Toiletten der anderen weiblichen Zuschauerinnen. In den Zwischenakten wurden Aepfel und Nüsse verspeist, für welche abwechselnd die Eine oder die Andere sorgen mußte, bei den geraden

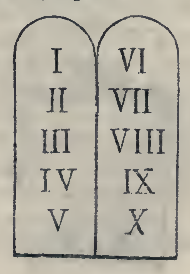
Nummern der Theaterabende die Frau Hofrath, bei den ungeraden die Frau Kanzleirath. Einmal im Jahr wurden diese Tage gewechselt, damit nicht immer eine und dieselbe an den geraden oder ungeraden Nummern zu sorgen hätte. So saßen sie da in würdiger Freundschaft, und wenn es im Sohn der Wildniß hieß:

> Zwei Seelen und ein Gedanke,
> Zwei Herzen und ein Schlag,

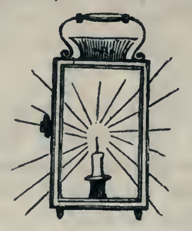
da verstanden sie den Dichter vollkommen.

Aber das tückische Schicksal ist immer bemüht, Unkraut zwischen den Waizen zu säen.

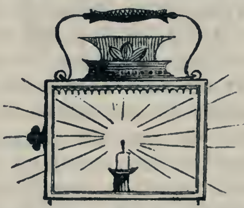
Wenn man Abends kurz vor der Beendigung des Theaters vor dem Königlichen Schauspiel- und Opernhaus in Stuttgart steht, so glaubt man in milder Mainacht in einem duftenden Walde zu sein, wo von allen Seiten die Leuchtkäfer heranschwirren. Da ist der Schloßplatz wie mit Lichtern besät, die eilfertig und geschäftig gegen das Theater hinziehen. Es sind die Laternen der weiblichen Dienstboten, die kommen, ihre Herrschaften abzuholen. Für den gewöhnlichen Beschauer sind es einfache Laternen, für den tiefern Denker aber liegen in der Form und Größe derselben bedeutsame Beziehungen. Wir möchten sagen: diese Laternen an dem Stuttgarter Hoftheater sind ein leuchtender Auszug aus dem Königlich Württembergischen Hof- und Staatshandbuch, eine illustrirte Rangliste, von der achten Klasse anfangend.



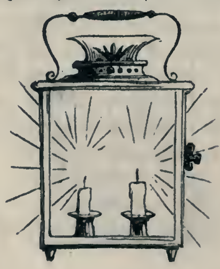
Die Laternen der achten Rangklasse, den Frauen der Hofstabssekretäre und den Lieutenants angehörig, sind klein, viereckig, von weißem Blech mit einem einzigen Talglicht.



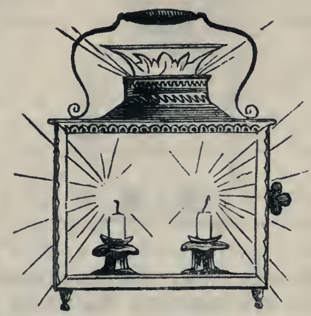
Die der siebenten Rangklasse, den Frauen der Hofräthe, Kanzleiräthe, Oberförster und Stallmeister, sind größer, etwas länglich, aber doch von weißem Blech und führen ein Wachslicht.



Die der sechsten, bedeutend größer, als die der vorigen, für die Frauen der geheimen Hofräthe, der Majore 2c., führen zwei Stearinlichter (bis hieher befreiter Gerichtsstand).



Die der fünften Rangklasse, den Frauen der Kanzleidirektoren, der geheimen Legationsräthe, Oberkriegsräthe, Oberstlieutenants, haben in der Größe das Uebermögliche gethan. Diese Laternen sind von Messing und führen zwei Wachslichter.



Von der vierten Klasse an hört die Beleuchtung mit Laternen auf, und hier ist gewöhnlich ein männlicher Bedienter angestellt, der die Frau Direktorin oder Frau Oberstin als Schutzengel begleitet.

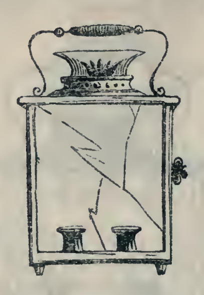
Ditto bei der dritten Rangklasse.

Zweite und erste Rangklasse, die Excellenzen gehen entweder gar nicht in's Theater oder bedienen sich eigener Equipagen und Droschken.

Wir können nun versichern, daß sowohl die Frau Hofrath als die Frau Kanzleirath sich nicht über die ihnen angewiesene Rangklasse, die siebente, verstieg. Ihre Laternen waren von weißem Blech, etwas länglich und führten ein Wachslicht. Da sie, wie schon gesagt, gewöhnlich zusammen nach Hause gingen, so hatten sie zwei Laternen zur Verfügung, von denen eine, den Zug eröffnend, die Straße beleuchtete, die andere, den Zug beschließend, einen magischen Lichteffect auf die Dahinwandelnden warf.

Da fügte es das Schicksal, daß der Kanzleirath in einer

Auction um billiges Geld eine Laterne erstand, die offenbar der sechsten Rangklasse angehörte, denn, obgleich etwas defect, war sie außerordentlich groß und führte zwei Stearinlichter.



Hätte der Kanzleirath einige Menschenkenntniß besessen, so würde er an dem Erstaunen des Auctionärs, sowie an dem gerechten Unwillen, der deutlich auf dem Gesichte aller anwesenden Frauen, welche der Auction beiwohnten, geschrieben stand, gelesen haben, wie sehr er gegen die Rangordnung verstoßen. Doch er sah von allem dem nichts. Die Laterne wurde nach Hause gebracht und von dem boshaften Dienstmädchen hell und blank geputzt.

Grabstein der Freundschaft, unglückselige Laterne!

Verehrter Leser, laß uns zwei Thränen weinen.

Das Theater war beendigt und beide Frauen wandelten dahin. Voraus ging Hofraths Rike mit der Laterne der siebenten Rangklasse. Ihnen folgte Kanzleiraths Bäbele mit der neu erkauften Laterne. Wahrscheinlich hätte die Hofräthin den schrecklichen Verrath an ihrer Freundschaft solchergestalt nicht entdeckt, wenn es ihr nicht unglücklicher Weise eingefallen wäre, die Freundin mitten auf dem Schloßplatze auf die Schönheit des Abends aufmerksam zu machen.

„'s ist doch ein wunderschöner Abend, Kanzleiräthin, dieser Abend heut Abend. Siehst Du, wie die Gaslichter so hell brennen?“

„Ja, und aus den Anlagen heraus, mein' ich, hört man die Nachtigallen schlagen, Hofräthin."

„Ja, Kanzleiräthin, und wie auf dem Theater die Wetterhex vom Mond so schön beleuchtet ist! und die — Aber, Bäbele, was hat sie für eine Laterne?"

„Na nu, Frau Hofrath, das ist die Latern' von der Frau Kanzleirath."

„Von — der — Frau — Kanzlei — rath?"

„Das habe ich wahrhaftig vergessen, Dir zu sagen, mein Mann hat sie neulich in der Auction gekauft."

Die Hofräthin war in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt, und ihr weiches Herz, das ohnehin von dem schönen Abend poetisch angeregt war, zog sich krampfhaft zusammen. Sie heftete ihren umflorten Blick auf ihre kleine Laterne von weißem Blech mit dem einzigen Wachslicht, warf alsdann einen Blick des Schmerzes auf die Laterne der sechsten Rangklasse, einen fürchterlichen Zornblick auf die Kanzleiräthin und eilte schweigend in der dunklen Nacht davon.

Die Kanzleiräthin schüttelte den Kopf und ging ebenfalls ihrer Wege, d. h. direkt ihrer Wohnung zu. Dort angekommen, mußte Bäbele noch einen Ausgang besorgen, während sich die Kanzleiräthin in ihre innersten Gemächer zurückzog. Ein solches Benehmen hatte sie von der Freundin nicht erwartet.

Bäbele aber setzte die Laterne auf den Absatz der Treppe hin und ging, ihren Ausgang ohne Laterne zu besorgen.

Kurze Zeit darauf kam die Frau Hofräthin ebenfalls nach Hause und hatte sich etwas gesammelt. „Die Kanzleiräthin," sprach sie bei sich, „ist doch nicht Schuld. Freilich hochmüthig ist sie immer gewesen. Sie wird die Laterne, die ihr nicht zukommt, gewiß nimmer gebrauchen, sie wird sie nie mehr vor deine Augen bringen."

Damit öffnete sie ihre Hausthür und — auf dem ersten Absatz der Hausflur stand die unglückliche Laterne, hell und strahlend, als wollte sie sagen: Sieh mich an, Hofräthin, sieh meine beiden Stearinlichter. Juhe, sechste Rangklasse!

Da schwamm es der Hofräthin vor den Augen, die Laterne

nahm den ganzen Platz der Treppe ein und die unglückliche Frau mußte sie nothwendig berühren. Wenden wir unsere Blicke ab. Die Laterne fiel zufälliger Weise die Treppe hinunter, — alle vier Scheiben zerbrachen, die Lichter löschten aus, und Bäbele, als sie nach Hause kam, schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Jetzt war der Bruch vollständig. Zornentbrannt schliefen beide Frauen ein, und merkwürdiger Weise träumten Beide die ganze Nacht von der sechsten Rangklasse und vom befreiten Gerichtsstand.

Was sollen wir dem Leser weiter sagen? Die Harmonie war gestört, und der Teufel der Zwietracht beutete Alles aus, um eine Annäherung der gekränkten Herzen ferner unmöglich zu machen.

Schon am andern Morgen kaufte die Kanzleiräthin einen grünen Hut und die Hofräthin einen grünen Shawl. Der Hofrath und der Kanzleirath aber wunderten sich ungemein, daß sie in der nächsten Woche dreimal Stockfische in brauner Sauce essen mußten. Die Theaterbillete wurden um ein Billiges verkauft, von einem Klopfen zur Mittagsstunde ward nie mehr etwas gehört und am nächsten Quartal zogen beide Familien aus, der Hofrath in die verlängerte Neckarstraße, der Kanzleirath an den Feuersee.

— — — — — — — — — — — —



Ueber den Sternen aber weinte der Engel der Freundschaft auf eine Laterne der sechsten Rangklasse.

— — — — — — — — — — — —

Mehrere Jahre später, es war gerade der 17. Januar 1849, da begegneten sich beide Frauen auf dem Schloßplatze — tiefgebeugt durch die Zeitereignisse —, weinend und versöhnt sanken sie sich in die Arme und lispelten — deutsche Grundrechte §. 7.

Der Clubb für unbegränzte Freiheit.

Das kleine unscheinbare Haus, in welchem sich die kleine unscheinbare Kneipe befand, von der wir unsern Lesern erzählen wollen, stand an den Ecken zweier kleinen Gäßchen, wo weder Sonne noch Mond hineinschien. Die beiden Himmelslichter machten wohl hie und da den schüchternen Versuch, in diesen dunkeln, feuchten Winkel zu gelangen; doch mochte es ihnen da unten zu finster und unheimlich sein, denn sie streiften nur so oben an den schwarzen Giebeln der Häuser vorbei und verschwanden bald wieder. Dieß Eckhaus nun, vor welchem als Wirthshausschild ein gelber, vertrockneter Busch prangte, war klein, zweistockig und litt unzweifelhaft an erschreckender Altersschwäche. Die Mauern waren grau, und da die Dachrinne zerbrochen war, so hatte Regen und Schneewasser ganz geheimnißvolle Hieroglyphen auf das Haus hingeworfen. Der Eingang war nie verschlossen, und nur in den Stunden von Morgens 2 bis 6 wurde eine gewesene Thür vor den Eingang gelehnt. Dieser Eingang führte auf eine enge und gänzlich finstere Hausflur, und in eine Art Vorzimmer, hinter welcher das Gastzimmer war.

Dieses ganze untere Apartement war früher einmal ein Stall gewesen und erst später zu wohnlichen Zwecken eingerichtet worden. Da sich aber statt der Fenster nur kleine

Luftlöcher dort befanden, so etablirte der Hausherr eigenhändig eine kleine Weinkneipe, ein Geschäft, zu welchem das Tageslicht vollkommen überflüssig ist; denn erst wenn es draußen anfängt zu dunkeln, wird's innen hell. In früherer Zeit wurde das Lokal mit Talglichtern erleuchtet, als aber das Gaslicht überhand nahm, wurde in die Mauer ein Loch gebrochen, von außen eine bleierne Röhre hineingezogen, dieselbe an der Wand und Decke durch Nägel festgemacht, zwei Schuh vor letzterer unten umgebogen, ein kupferner Brenner hineingesteckt — so — und der Kronenleuchter war fertig. Wenn Abends das Gaslicht angezündet wurde und die ewige Dämmerung aus dem Zimmer verschwand, so war es, als zöge ein tiefer Seufzer bei den trüben Wänden vorbei; der alte Hund hinter dem Ofen schüttelte sich, streckte die Nase empor und meinte, es würde Tag. —

Durch den finstern Gang trat man in das Vorzimmer, die Wohnstube des Wirthes und Hausbesitzers. Hier war ein großes, zweischläfriges Bett, ein paar hölzerne Stühle, ein Ofen, um denselben ein großer, verblichener Papierschirm, auf welchem Adam und Eva im Naturzustande und sämmtliche Thiere, wie sie im Paradiese lustwandeln, gemalt waren. Da die Gäste allemal durch dieses Vorzimmer mußten, so zog sich der Wirth mit seiner Frau am Abend hinter diesen Schirm am Ofen zurück, und die beiden alten Leute blieben, bis der Letzte der Gäste heimwankte. Der Wein wurde in das Gastzimmer in ein paar großen steinernen Krügen hingestellt, aus welchen sich die Gäste bedienten, nachher die Zeche selbst berechneten und das Geld auf dem Tisch zurückließen. Aus dieser Einrichtung kann man ersehen, daß das Lokal nur von Stammgästen besucht wurde. Diese Stammgäste nun gingen bei dem großen Ofenschirm vorbei und jeder derselben klopfte mit der Hand daran, und das war ein Zeichen für den Wirth, daß ein guter Bekannter eintrat; wenn aber zufälliger Weise Jemand in das Gastzimmer kam, der den Schirm nicht berührte, so streckte der Wirth seinen Kopf oben hinaus und versicherte den fremden Gast,

das Zimmer für heute Abend an einige gute Bekannte vermiethet.

Man wird uns fragen, welche Klasse von Menschen hier zusammenkam, ob es ein geheimer Clubb war, ob hier Verschwörungen angezettelt wurden, ob man hier, verborgen vor den Augen der Polizei, hoch spielte, und es wäre eigentlich sehr interessant für uns, wenn wir etwas derartiges bejahen könnten und dadurch Hoffnung gäben, daß eine schauerliche Geschichte hier passirt sei. Leider sind wir nicht so glücklich: hieher kamen keine Landstreicher und sonstige Vagabunden, keine Diebe oder Mörder, nicht einmal Verschwörer, es fielen hier wohl zuweilen schreckliche Redensarten, aber im Ganzen waren es harmlose Leute, die hier in der Kneipe zusammenkamen und von denen die meisten am andern Morgen in ihren Geschäften ganz anders sprachen, wie Abends hinter dem Weinglase!

Was aber geschah hier im Dunkel der Nacht? — — — — Hier versammelte sich allabendlich der Clubb für unbegränzte Freiheit. Hier wurde politisirt: das Wohl Deutschlands, das Wohl der ganzen Welt berathen.

Die Glocke schlägt Sieben, ein schwerer Tritt in der Hausflur, ein schwerer Schlag an den Ofenschirm, eine tiefe Baßstimme sagt: „guten Abend" und geht in's Wirthszimmer. Es ist ein großer, breitschulteriger Mann, der eingetreten ist, auf seinem Gesicht liegt ein rosiger Schein, aber nicht der Schimmer der Jugend, eine Röthe, dem Nordlicht vergleichbar, deren Centrum die Nase ist. Dieß Gesicht ist eingefaßt mit einem großen Bart, alle Unterabtheilungen dieses männlichen Schmuckes, Schnauz-, Backen-, Knebel- und Kinnbart zu einem wirren Ganzen zusammengewachsen; der Mann sieht unter seinem grauen Hut mit Hahnenfedern ganz fürchterlich aus, er trinkt ein großes Glas Wein auf einen Zug aus, stellt sich vor die Bildnisse von Robert Blum und Hecker, die an der Wand hängen, einen Augenblick hin, seufzt tief auf; dieser Seufzer aber klingt wie ein leises Brüllen, er murret etwas von verrathener Freiheit und setzt sich nieder.

Nach ihm säuselt eine leichte Gestalt durch die Flur, berührt ganz leicht den Schirm und bleibt unter der Thür des Gastzimmers einen Augenblick stehen; es ist ein schmächtiges Männchen mit einem frommen Gesicht, das sich aber mühsam den Anschein gibt, ingrimmig auszusehen, es vergräbt das Kinn in die Halsbinde, schiebt den Hut verwegen auf ein Ohr: also hierher hat sich das Bischen übrig gebliebene Freiheit geflüchtet, hier müssen wahre Vaterlandsfreunde tagen, verborgen vor der Welt in einem dürftigen Winkel der Erde! Ach, es ist schauerlich! Darauf salutirt er vor dem Portrait Heckers und setzt sich an den Tisch. Der Andere schenkt ihm wenig Aufmerksamkeit, stützt den Kopf auf beide Arme und stößt dichte Rauchwolken aus seiner Cigarre.

Eine dritte behäbige Figur schiebt sich jetzt in's Zimmer, trommelt ein paar Takte auf den Ofenschirm und schaut mit einem wohlgenährten freundlichen Gesicht hinter denselben: — guten Abend, Alter, wie geht's? — dann tritt sie in's Gastzimmer und läßt sich nieder, nachdem sie dem Hecker pfiffig lächelnd zugewinkt.

So erscheint nach und nach die ganze Gesellschaft, bunt gemischt, aber die Meisten anständig ausschauend. Viel Bartwerk ist vorhanden, viele rothe Hahnenfedern und schwarzroth-goldene Bänder. Der Krug macht den leeren Gläsern tiefe Complimente und bald geht ein lebhaftes Gespräch durch's Zimmer.

Der Zweite, der vorhin eintrat, die kleine luftige Gestalt, ein Handschuhmacher, taucht nun sein Gesicht so erschrecklich tief in die Halsbinde hinab, daß nur die funkelnden Augen herausschauen, und deklamirt: Die Freiheit, sie ist ein leerer Wahn: worauf der Mann mit der rothen Nase, der zuerst eintrat, ingrimmig aufschaut.

Was ist ein leerer Wahn? brüllt er. Die Freiheit? Wer wagt, zu behaupten, daß die Freiheit ein leerer Wahn ist?

Ich sagte: k = = ein leerer Wahn, aber Sie wissen ja, ich kann das K nicht gut aussprechen.

Ja so, kein leerer Wahn. So sprechen Sie künftig deut-

licher. Aber das ist der Fluch des Sklaventhums und der Unterdrückung, daß der freie Mann sich an ein freies Wort nicht mehr gewöhnt, sogar eine sklavisch-lispelnde Aussprache angenommen hat.

Der dicke Mann, ein Spezereihändler, stieß seinen Nachbar klug lächelnd an, als wollte er sagen: der hat's, jetzt kann's losgehen. Dieß schien auch ein junger Mensch mit bleichem Gesicht und langem blondem Haar zu fühlen, denn er schrie, nebenbei — um sich bei der rothen Nase in Respekt zu setzen: Es lebe der Hecker! Und Alle tranken ihre Gläser aus, Einige mit schwärmerischem Blick an die Wand hin, Andere schüchtern auf ihre Nasenspitze sehend.

Die rothe Nase verbeugte sich dankend, als sei sie der Hecker, murmelte dabei aber von Reactionären und politischen Feiglingen, wobei sie namentlich den Gewürzkrämer und seinen Nachbar scharf ansah, worauf der erstere mehrere Gläser Wein hastig hinabstürzte, wie er hier allabendlich zu thun pflegte, um sich in eine muthvolle Stimmung zu versetzen, und damit er Widerstand zu leisten vermöge den Bemühungen, ihn auf die äußerste Linke hinüberzuziehen; denn der Spezereihändler war, im Vertrauen gesagt, äußerst conservativ, ja etwas reactionär.

„Meine Herren," sprach die rothe Nase, „was sind wir denn eigentlich, daß man es wagt, uns tagtäglich in den Staub zu treten, daß man uns unsere kostbarsten Freiheiten vorenthält? Was heißt Deutsch? Was heißt Deutscher? Heißt Deutscher etwa so viel, als ein Individuum, ein Wesen, das dazu gemacht ist und erschaffen wurde, um Fußtritte auszuhalten, um Stockschläge zu empfangen, ein Reibeisen, an dem Jedermann die Schuhe abputzen darf, ein Geschöpf der Finsterniß, dem nie der rosige Morgen der Freiheit tagen soll? Ich wenigstens dulde diese Knechtung nicht länger. Ich will kein Sklave sein. Ich will mich nicht krümmen unter den Fußtritten der Gewaltigen. Ich will mir die Freiheit mit meinem Herzblut erkaufen, ich will ein freier, deutscher Mann sein."

Auf diese glänzende Rede ließ sich ein vielstimmiges Bravo hören. Nur der Spezereihändler stützte seine Arme auf den Tisch und wollte der rothen Nase in die Rede fallen. Aber die rothe Nase war im Zug wie eine überheizte Lokomotive und fuhr sausend und schnaubend fort:

„Was ist Freiheit? Ist das bißchen Preßfreiheit Freiheit? Ist ein volksthümliches Ministerium Freiheit? Ist Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, ist Vereinsrecht Freiheit? O nein! Das versteht sich Alles von selber, denn da der freie Mann Alles das thun kann und soll, was ihm beliebt, so fallen ihm diese Lappalien, diese Brocken, die man ihm wie dem hungrigen Hunde hinwirft, von selbst zu. Der wahre freie Mann ist der, der wahrhaft frei ist, und der wahrhaft frei ist, das ist ein freier Mann! Aber Ihr Alle," dieß sprach der Mann mit unbeschreiblichem Pathos, „seid Geknechtete, Unterdrückte, seid Sklaven!"

Jetzt war der kleine Spezereihändler nicht länger zu halten. Zuerst brach er in ein lautes Lachen aus, das höhnisch klingen sollte.

„Hör' mir einer an," sagte er dann, „ich sei ein Sklave, wagen Sie zu behaupten. Ich sei ein Gefesselter, Unterdrückter? Weßhalb bin ich ein Sklave? Kann ich nicht thun und lassen, was mir beliebt? Habe ich nicht Alles errungen, was man erringen kann? Und dann," setzte er in einem etwas weinerlichen Tone hinzu, „begreife ich eigentlich nicht, warum ich mich in den Clubb für unbeschränkte Freiheit habe aufnehmen lassen, damit man mich jeden Abend auf's Allerscheußlichste herunterschimpft! Und damit ich nicht einmal die Freiheit habe, zu sagen, daß ich mich unter den jetzigen Einrichtungen vollkommen frei genug fühle!"

„Er hat ganz recht," sagte leise sein Nachbar, und mehrere Andere nickten ihm beifällig zu, obgleich die rothe Nase in ihrer Wuth unzählige Gläser Wein hinter einander austrank.

„Warum," fuhr der Spezereihändler fort, „warum nutzt mich die Freiheit nicht, die wir nun einmal errungen haben? Warum, das möchte ich wissen?"

„Weil das keine Freiheit ist," sagte der Handschuhmacher; „nur auf den Bergen ist Freiheit. Ich will thun und lassen können, was mir beliebt."

Die rothe Nase sah den Spezereihändler mit einem Blick unbeschreiblicher Verachtung an; dann sagte sie:

„Ist ein stehendes Heer Freiheit? Ist Polizei Freiheit? Sind Steuern Freiheit? Sind Capitalisten Freiheit? Oh, Ihr seid blind mit sehenden Augen. Seht Ihr denn nichts von der Reaktion, die ihr geiferndes Haupt emporstreckt, eine riesige Schlange, die Euch langsam, aber unfehlbar einschnürt?"

„Ha," eiferte der Spezereihändler, „Reaktion, was ist Reaktion? Wo ist Reaktion?"

„Reaktion!" sagte die rothe Nase, und warf einen mitleidigen Blick hinüber; „weßhalb gehen alle Geschäfte schlecht? Weßhalb stockt Handel und Wandel? Weßhalb geht der brave Gewerbsmann zu Grunde?"

„Das ist keine Reaktion, das ist ein Unglück," sagte der Spezereihändler. „Die Gewerbe gehen schlecht, weil es an Vertrauen fehlt, nicht einmal weil es an Geld fehlt. Ich muß es am Besten wissen. Wer früher den Zucker bei mir hutweise kaufte, der läßt jetzt täglich einige Loth holen, und wer ein Paar neue Stiefeln sehr nöthig braucht, der läßt heute dennoch die alten flicken, da er nicht weiß, ob ihm die goldene Freiheit, von der Ihr immer predigt, nicht morgen die neuen Stiefel vielleicht ausziehen würde."

„Ja," fiel jetzt sein Nachbar in's Wort, der ein Möbelschreiner war, „so ist's, bei Gott, so ist's! Hab' ich doch von zwanzig Gesellen nur noch zwei, und von denen ist obendrein der eine ein Schneider, der nur Fenstervorhänge flickt. Ja, Ihr seid es, die Handel und Wandel darniederdrücken, mit Eurem losen Maul und Euern aufrührerischen Reden und Euern Wühlereien. Nennt mir einen einzigen Menschen, der durch Eure fortgesetzten Aufhetzereien was profitirt hätte. Die Steuern sind erhöht, Arbeit gibt's keine, und wenn bei dem armen Gewerbsmann das Bischen, was er in früheren Jahren verdient hat, aufgezehrt ist, so hat er Eure Freiheit errungen,

dann ist er frei, wie der Vogel auf dem Zweig, ohne Nahrung und Obdach, frei, daß sich Gott erbarme!"

Der junge Mensch mit den blonden Haaren hatte schon mehrmals versucht darein zu sprechen, konnte aber mit seiner dünnen Stimme nicht durchdringen.

„Warum," schrie er jetzt, „haben bei den sogenannten Vornehmen und Reichen alle Feste, Bälle aufgehört? Warum anders, als um den armen Mann zu drücken?"

„Warum?" entgegnete der Möbelhändler, „warum soll der Reiche und Vornehme nach den Verlusten, die er ohnedieß erlitten, noch sein Geld hinauswerfen, wofür er nur Undank hat? Bellt Ihr nicht mit Eurem giftigen Neid Jeden an, der einen bessern Rock trägt, als Ihr? Was schreit Ihr in die Welt hinaus, wenn Ihr irgendwo ein Gastmahl oder einen Ball wittert? Schreit Ihr nicht über Reaktionäre, Aristokraten, die den Schweiß des armen Volkes verprassen? Und das ist erlogen, das kommt dem Arbeiter und Handwerksmann zu gut, wären nur viele Festivitäten und Geschichten, so stände es mit dem Gange der Geschäfte besser. Und verpraßt Ihr nicht ebenso den Schweiß des armen Volkes? Z. B. Sie," sagte er zur rothen Nase, „haben da einen warmen Rock an, und einen Paletot darüber. Damit könnten Sie einen kleiden, der nichts hat. Sie trinken bei Ihrem Schreien nach Freiheit, das Ihnen natürlich die Kehle austrocknet, täglich Ihre zehn Schoppen Wein. Das würde für neun arme Familienväter langen, und es bliebe Ihnen doch noch ein Schoppen. Aber ich will darüber nichts sagen, denn das Geld für die zehn Schoppen nimmt der Wirth ein, und das fließt wieder in eine Menge Hände und kommt Vielen zu gut."

„Schade, Schade," seufzte der Spezereihändler, „wie unsere schönen Gewerbe ruinirt sind, unsere Stadt ihrem Untergang entgegengeht! Ich sehe schon die Zeit kommen, wo die Häuser zerfallen, wo auf den Straßen das Gras wächst, und wo wir Alle eine große, große Brüdergemeinde von lauter Lumpen bilden."

So weit war die Sache in der Ordnung, und manche

Mitglieder des Clubbs für unbegränzte Freiheit neigten sich auf die rechte Seite. Es hätte dazu kommen können, daß die rothe Nase und ihre Consorten überstimmt worden wären, und der Möbelhändler wagte schon den schüchternen Vorschlag, der Gesellschaft statt des bisherigen den Namen: „Clubb für gesetzmäßige Freiheit" zu geben, wodurch man für die Wohlfahrt Deutschlands schon viel gewonnen hätte, und mit welcher Errungenschaft sich die exaltirtesten Conservativen zufrieden gestellt hätten.

Aber da geschah etwas, was der Sache eine ganz andere Wendung gab, und was in dem Clubb für unbegränzte Freiheit bis jetzt nicht dagewesen war. Es war nämlich 11 Uhr geworden, das Gespräch hatte man außergewöhnlich laut geführt, und es öffnete sich die Thür, und herein trat ein Diener der Polizei, feierlich verkündend, daß die Polizeistunde längst vorüber sei. — — — —

Trauriger Moment! Wie wahr ist das Sprüchwort: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. Die rothe Nase, wie sie im Begriff war zu thun, eine Rede gehalten für unbegränzte Freiheit, eine Rede, übermenschlich schön, sie hätte weder den Spezereihändler noch den Möbelhändler verlockt, ihren Antrag auf Aenderung des Namens in Clubb für gesetzmäßige Freiheit aufzugeben. Aber das Erscheinen der Polizei in diesem Augenblick, das Verkündigen der Polizeistunde, so etwas verträgt kein deutscher Bürgersmann und Patriot. Das sah auch die rothe Nase ein; die rothe Nase wußte ganz genau, daß jetzt ihre Sache die siegreiche sei. Ruhig und groß setzte sie sich nieder, ruhig und groß füllte sie ihr Glas, trank es aus und sprach:

„Freie deutsche Männer, die Polizeistunde ist vorüber!"

Der junge blonde Mensch, nachdem er sich überzeugt, daß die Polizei das Haus verlassen, ließ den Hecker leben; die rothe Nase verkündigte, sie behalte sich vor, morgen eine Adresse an die Nationalversammlung vorzulegen, worin das Ministerium anzuklagen sei, daß es durch die fluchwürdige,

an das alte verdammliche System erinnernde Einrichtung der Polizeistunde das freie Vereinsrecht der Bürger ungesetzlich schmälere und daß sie, hierauf fußend, morgen den Antrag einbringen wolle, den Namen der Gesellschaft in „Clubb für gesetzlose Freiheit" umzuändern.

Und hierauf trennte man sich.

Wirth und Wirthin gingen zu Bett. Die Thüre wurde an den Eingang gelehnt, der Hund legte sich zum Schlafen hinter den Ofen, das Gaslicht wurde ausgelöscht, und ringsum war es trostlos dunkel.

Elfen-Correspondenz.

Herr Redacteur!

Eingänglich dieses meines verehrten Schreibens an Sie müßte und sollte ich mich eigentlich entschuldigen, daß ich nicht den vorgeschriebenen Weg gehe und mich an die Druckerei oder Buchhandlung Ihres sehr werthen Blattes wende; aber Wesen meiner Art, Herr Redacteur, schweben gerne ihren eigenen Weg, auch habe ich eine stark ausgesprochene Aversion gegen alle Druckereien, wie ich überhaupt eine gegen allen Druck habe. Verstehen Sie mich wohl, Druck von Gedrückt werden ableitend. Daß ich keinen vor Gedrucktwerden habe, beweise ich Ihnen hierdurch, indem ich Sie bitte, meinen Brief abdrucken zu lassen. Dieß könnte Ihnen unlogisch erscheinen, aber, um Sie in's Klare hierüber zu bringen, muß ich aus meinem Incognito heraustreten und Ihnen sagen, daß ich ein unglückliches Mitglied, ja eine der wenig übrig gebliebenen aus dem Stamme der Elfen bin, jenem mächtigen Stamme, der da einst herrschte über Wald und Flur, Fluß und Heide. Sie kennen jetzt meine Körperform und werden begreifen, daß ich in doppelter Hinsicht mich vor der Druckerpresse in Acht zu nehmen habe,

denn es wäre mir schon einmal beinahe geschehen, daß ich, bei meinen Forschungen diesem Ungeheuer etwas zu nahe kommend, um ein Haar von ihm erfaßt und auf eine frische Zeitung hingedruckt worden wäre. Denken Sie sich, ein solch' schreckliches Ende! Aber auch noch ein tieferer poetischer Grund bewegt mich, daß ich an den Redacteur schreibe und nicht an die Druckerei und Buchhandlung. — Sie wissen, wie wir aus unsern Reichen vertrieben wurden, aus Feld und Flur durch Pflug und Läuten der Heerdenglocken, aus dem Wald durch die Holzaxt und Säge, aus großen und kleinen Flüssen durch prahlerische Dampfboote und grobe Floßbalken; kurz, wir hatten bald keine Heimath mehr. Und als nun endlich gar in Kirche und Schule verkündigt ward, wir seien eigentlich nur fabelhafte Wesen, und als uns das ganze Volk verfehmte, indem es das fürchterliche Wort aussprach: wir seien nicht mehr zeitgemäß, da war es aus mit dem Elfenreich. Wir wurden verjagt und vertrieben, Herr Redacteur, wir wurden gehaßt und gefürchtet, und wir sterben und verderben. Ach, es blieben sehr wenige von uns übrig, und eines dieser übrig gebliebenen unglücklichen Wesen bin ich. Wo aber eine Zuflucht finden? Eine Zeitlang lebte ich in einem prachtvollen Glashause, das angefüllt war mit tausend und tausend buntfarbigen Blumen, und ich hätte mich da recht glücklich und heimisch gefühlt, wenn dort nicht ein ewiges Getreibe, ein ewiges Wirthschaften an der Tagesordnung gewesen wäre. Bald wurde gekehrt, bald Töpfe verrückt, bald Alles mit kaltem Wasser angespritzt, um den Regen nachzuahmen. Aber wer jene himmlischen Tropfen so genau kennt, wie wir, wie sie von der Höhe herabfallen, glänzend und strahlend, geschwängert von Wohlgerüchen, der heißt jenes Surrogat, das aus der schmutzigen Gießkanne herausspritzt. Ich floh das Gewächshaus und nährte mich kümmerlich in der Welt herum, bis der Herbst kam und die Blätter von den Bäumen fielen. Jetzt war mein Schicksal ein noch traurigeres. Wollte ich mir einen Zufluchtsort suchen in irgend einem Baumstamme, so brummte es mir

entgegen: Fort, du bist nicht mehr zeitgemäß! Die Fische im Wasser sagten mir dasselbe, und wenn ich mich irgendwo an einem Herde niederließ, so beleidigten mich die heimtückischen Grillen und riefen mir hohnlachend zu: Fort, du bist nicht mehr zeitgemäß. Gerade wie der ewige Jude. Jetzt fiel der erste Schnee und brachte mich zur Verzweiflung. Da faßte ich schon den schrecklichen Entschluß, mich unter den Hammer eines Schmiedes zu werfen oder unter eine Druckerpresse, um meinem elenden Leben auf diese Art ein Ende zu machen; ich hätte ihn ausgeführt, wenn ich nicht plötzlich ein wunderniedliches, ganz passendes Haus für mich gefunden: ein herrliches Häuschen!

Herr Redacteur! Wenn Sie je ebenfalls in den schrecklichen Fall kommen sollten, nicht mehr zeitgemäß zu sein, da folgen Sie meinem Beispiel. Mein Haus steht auf einem Fundament von Bronce, ragt stolz in die Luft hinauf und ist gebaut, wie es nur die kühnste Elfenphantasie wünschen kann, die Wände von den schönsten Spiegelgläsern, und gedeckt von einem gewölbten Metalldach. Darin sitz' ich und kann die Menschen überschauen und ihr Treiben und stelle über sie meine Betrachtungen an. Wenn es Abend wird, so beleuchtet man mein Haus glänzend und herrlich, und eine sanfte Wärme zieht durch das ganze Gebäude. Kurz, Herr Redacteur, mein Haus ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Gaslaterne, und Ihnen darf ich es wohl verrathen: es ist die vierte, rechts auf der Königsstraße.

So, jetzt wüßten Sie, wer ich bin und wo ich bin. Jetzt kommen meine Wünsche und Anerbietungen. Sie können sich denken, daß schon der Name Ihres Blattes, die Laterne, mich sehr ansprach. Doch nebenbei ist es ein gewisser poetischer Hauch, der durch die Spalten desselben weht, und der mich näher zu Ihnen hinzieht. Ich habe mit Bedauern gesehen, daß Sie noch wenig Mitarbeiter haben, daß es noch wenig Leute gibt, die sich für die gute Sache, welche Sie verfechten, so lebhaft interessiren, um auch selbst etwas dafür zu thun. Das ist so der Lauf der Welt. Wissen Sie:

daß etwas geschehen müßte, sehen diese Herren wohl ein, und finden es ganz natürlich, daß Sie und Ihre Freunde sich plagen und abarbeiten. Aber selbst einmal etwas zu thun, diese kluge Idee wird ihnen erst dann kommen, wann es zu spät ist. Ach! uns ist es ja selbst so gegangen. Von dem Augenblicke an, wo uns Alles zurief: Ihr seid nicht mehr zeitgemäß, da erst sahen wir ein, wie mit Klugheit, Thätigkeit und Ausharren so manches stille, ruhige Plätzchen uns nicht entgangen wäre. Doch was helfen Klagen? Genug, so wie ich da bin, biete ich mich Ihnen zum Mitarbeiter an. Ich sehe Sie den Kopf schütteln und meinen: Was kann der aus einer Gaslaterne mir Neues mittheilen? Weit gefehlt, Verehrtester. Ich erfahre Vieles, wovon sich Eure Schulweisheit nichts träumt. Meine Beobachtungen am Tage und in der Nacht von dem, was auf der Straße vorgeht, sind das Wenigste. Aber glauben Sie, so eine Gasflamme sei nicht geschwätzig? Ich versichere Sie, das Summen und Surren dieses redseligen Elements versüßt mir manchen Augenblick und ich erfahre Neues über Neues. Meine Flamme behauptet nämlich, auf allen Straßen, in allen Häusern gute Bekannte zu haben, mit denen sie durch unterirdische Röhren in Verbindung stehe. Sie ist wie ein electrischer Telegraph; ich habe sie schon über Dinge in den entlegensten Stadtvierteln ausgefragt, und sie sagt mir augenblicklich Bescheid.

Daß diese Flammen und Ihre Mittheilungen geläutert sind, können Sie mir und der Gasbeleuchtungsgesellschaft auf's Wort glauben, und wenn Sie sowohl dieß, wie meinen früheren Lebenslauf in's Auge fassen, so dürfen Sie meiner Versicherung trauen, daß ich Ihnen nur zeitgemäße Correspondenzartikel zusenden werde.

Was mein Honorar anbelangt, so bitte ich um ein Frei-Exemplar Ihres Blattes; würden Sie hie und da in dieser harten Winterszeit eine duftende Blüthe hineinlegen oder ein Stück Orangenschale, so würde das meiner Phantasie und Ihren Artikeln zu gute kommen. Ich sehe in der

nächsten Nummer Ihres Blattes einer kleinen Antwort auf mein Anerbieten entgegen und verharre unterdessen

mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz gehorsamster

Elfe.

An den Herrn Elfen.

Geehrter Herr! Werthgeschätzter Freund!

Unmöglich können wir Ihnen unsere Freude, ja unsere Rührung schildern, die wir empfanden bei Durchlesung Ihrer sehr werthgeschätzten Zeilen an uns. Neben der Theilnahme für unser Blatt, die Sie hiedurch bekunden, war es die erfreuliche Gewißheit, auf diesem Wege bestimmt zu erfahren, daß von Ihrem uns so sehr interessanten, ja wir könnten sagen befreundeten Geschlechte, noch einige, wenn auch nur wenige, existiren. Hieran knüpfen wir zugleich die Bitte, unserem Blatt, neben Mittheilungen aus dem gewöhnlichen Leben, auch hie und da etwas aus der Vergangenheit des Elfengeschlechtes zukommen zu lassen. Glauben Sie, daß Ihre Klagen uns doppelt an's Herz gegriffen und uns außerordentlich weh gethan. Aber wer kann sich jetzt eines besseren Schicksals rühmen? Wer ist jetzt zeitgemäß, verehrtester Herr Elfe? Wahrlich, nicht die Besten im Volk sind zeitgemäß, und es grassirt der Begriff dieses Wortes wie eine schwere Krankheit und macht so fürchterliche Fortschritte, daß, wenn nicht bald von irgend einer Seite her Einhalt geschieht, so wird uns die Sonne oben für unzeitgemäß erklären und die Erde ein wüstes Eiland, auf der nichts mehr wächst und gedeiht, nichts mehr kreucht und fleucht. Nacht und Düsterheit ringsum. Dann würden sich auf eine schickliche Art die Jagdgesetze erledigen, und der Zehnten schaffte sich von selbst ab. Doch entschuldigen Sie, geehrter Herr Elfe, — keine Politik — wir wollten Ihnen

nur gern unsere Dankbarkeit ausdrücken, daß Sie so freundlich waren, sich zum Mitarbeiter der Laterne anzubieten. Glauben Sie, wir achten dieß Anerbieten in der jetzigen Zeit doppelt hoch; denn es gehört ein gewisser moralischer, ja physischer Muth dazu, sich zu einem Blatte zu bekennen, das es mit seinen schwachen Kräften versucht, hie und da gegen die große Strömung zu schwimmen. Und diesen doppelten, ja, nur einfachen Muth haben wenige Menschen. Ja, es gibt sehr wenige, die etwas thun, ihre eigene Sache aufrecht zu erhalten. Dem feigen Sprichwort: Mit den Wölfen sollst du heulen! folgen in unbegreiflicher Verblendung die Meisten. Deßhalb vernehmen wir auch rings um uns her ein solches Wolfsgeschrei und wüthendes Geheul, daß man sich die Ohren zustopfen möchte, um nichts mehr zu hören.

Daß Ihre Correspondenzen von dem Standpunkte aus, auf den Sie sich gestellt oder vielmehr sich gesetzt, sehr erleuchtet und beleuchtend sein werden, glauben wir annehmen zu können, und sehen deßhalb mit Vergnügen Ihren Mittheilungen entgegen. Was das gewünschte Frei-Exemplar anbelangt, so scheint dieß ein sehr wohlfeiles Honorar. Doch hätten wir hiebei eine bescheidene Bitte. Thun Sie uns den einzigen Gefallen und lassen Sie dieses Exemplar nicht in andere Hände kommen. Es geschieht dieß so oft von verschiedenen unserer Abonnenten; wir könnten Ihnen davon schreckliche Beispiele anführen. Es abonnirt sich Jemand auf das Blatt, und ihn kostet die Nummer sonach drei Kreuzer. Er verleiht aber diese Nummer wieder an einen guten Freund, der verleiht sie einem Bekannten, der Bekannte einem Vetter, der Vetter einem Collegen, und so kostet Jeden die Nummer nach höchster Berechnung circa einen halben Kreuzer, ein Beitrag für die gute Sache, der aber nach der allerbescheidensten Ansicht für zu mäßig angesehen werden dürfte.

Was die Zuthaten von Blumen und Orangenschalen anbelangt, so werden wir nicht verfehlen, damit aufzuwarten, und zeichnen unterdessen mit aller Hochachtung ergebenste Redaction der Laterne.



So könnte ich denn, in einem freundlichen Häuschen vollkommen gut eingerichtet, den Stürmen des Winters ruhig entgegen sehen. Herzlich für Ihre Zuschrift dankend, werde ich meine Mittheilungen alsbald beginnen. Ich habe in allen Theilen der Stadt die besten Verbindungen angeknüpft, und meine Gasflamme versichert mich, ich könne unbedingt darauf rechnen, nur wahrhaftige Berichte von ihren Collegen zu erhalten. Ich hatte mit dieser meiner Gasflamme, einem alten gemüthlichen Gesellen, neulich einen guten Auftritt. Nach einigem unverständlichen Gesumse, das ich der Verlegenheit zuschrieb, mich so geradezu über meine geheimsten Gedanken auszuforschen, begann sie, auf mein Verhältniß zu Ihnen anzuspielen, und wünschte über meine politischen Ansichten aufgeklärt zu sein. Erstaunt entgegnete ich: Gibt es denn auch unter den Gasflammen politische Färbungen? worauf mich mein Hauswirth ein paar Sekunden lang außerordentlich verächtlich anblickte und alsdann sagte: „Es scheint Ihnen entgangen zu sein, welch' große Rollen wir leider gezwungen sind, bei allen Revolutionen und Emeuten zu spielen, und daß Leute, wie wir, die so thatkräftig in das politische Leben eingreifen, es wohl auch

sich selbst schuldig sind, Politik im weitesten Sinn, wenn auch nicht auf breitester Grundlage, zu treiben. Die meisten des Gasgeschlechts sind auf der rechten Seite und brennen conservativ, und das aus sehr einfachen Gründen; denn wären Sie, junger Freund, eine Zeitlang Gaslaterne gewesen und hätten an sich müssen geschehen lassen, was uns passirte, oder Alles das mit anhören und ansehen, wie wir in mancher Nacht, so hätten Sie denselben Abscheu vor allen Wühlern und Anarchisten. Leider aber gibt es auch unter den Gasflammen Wühler." — „Wühlende Gasflammen?" — „Sie können sie leicht erkennen. Es sind größtentheils verwahrloste, übel aussehende, struppichte Flammen; ihre Zuleitungsröhren sind meistens verstopft, weßhalb sie schlecht brennen, und aus Neid und Aerger darüber zischen sie erstaunlich laut in die Nacht hinaus, aber wenn man näher kommt, geben sie gar keinen erfreulichen Schein."

Ich suchte meinen Hauswirth über die Redlichkeit meiner politischen Ansichten aufzuklären und versicherte, daß ich außerordentlich conservativ sei. Doch bestand er hartnäckig darauf, mein politisches Glaubensbekenntniß zu vernehmen und brachte mich hiedurch einigermaßen in Verlegenheit, indem ich als Neuling mit der Abfassung eines solchen Bekenntnisses nicht vertraut war. Doch suchte ich mir damit zu helfen, daß ich dem allgemeinen Glaubensbekenntniß, was ich im Kopfe hatte, einen politischen Text unterlegte.

So sprach ich demnach zur Gasflamme:

1) Ich glaube an meinen König, der es gut meint mit seinem Volke und segensreich für dasselbe gewirkt hat lange Jahre hindurch;
2) Und an eine freisinnige Constitution, die gegeben wurde im Jahr 17;
3) Eine Constitution, mit der das ganze Land zufrieden war bis zum Jahr des Heils 48;

Wo alsdann diese Constitution freilich Manches gelitten hat unter Institutionen, Restitutionen und Prostitutionen aller Art; sogar

4) Von ihnen gekreuzigt wurde und gern begraben worden wäre, um eine neue von eigener Erfindung an die Stelle zu setzen.
5) Selbige Constitution wurde herabgezogen in jetziger Kammer, wird aber auferstehen von den Todten;
6) Und wird darauf mit einigen Veränderungen, die durch den Lauf der Zeit nothwendig geworden sind, wieder auffahren an den politischen Himmel zur Rechten des Königs;
7) Und wird sich geltend machen, zu richten die Anarchisten und die Wühler.
8) Ich glaube an die Errungenschaften der neuen Zeit;
9) An die Frankfurter Nationalversammlung, aber an keine Gemeinschaft der Linken;
10) Doch mögen ihnen ihre Sünden vergeben sein;
11) Ich hoffe auf eine baldige Auferstehung der jetzigen Abgeordnetenkammer, und alsdann
12) an ein politisch-gesetzlich freies Leben.

Die Gasflamme erklärte sich mit diesem meinem Glaubensbekenntniß vollkommen einverstanden und versprach mir, nächstens den Verlauf einer Gasrevolution zu erzählen, von der ich bis jetzt nie etwas gehört; doch werde ich nicht ermangeln, einer verehrlichen Redaction darüber zu berichten.

Sie haben mir nicht gesagt, ob ich Ihnen auch Referate über das Theater machen soll. Ich komme auf diese Frage, weil Freitag den 1. December mein unglücklicher König Oberon über die Bretter geschleppt wurde. Die Gasdepeschen, die ich über diese Aufführung aus dem Theater erhielt, rochen aber so äußerst unangenehm, daß es mir unmöglich war, sie schon für heute in's Genießbare zu übersetzen; doch werde ich bei einer Wiederholung der Oper mein Bestes thun, um meinen armen König Oberon über das in Schutz zu nehmen, was man schmählicher Weise an ihm verbrochen hat. Nur so viel für heute schon: Weil auf der Weltbühne die Könige anno 48 etwas schlecht behandelt worden sind, meint vielleicht die Bühnenwelt, als Spiegel derselben es ebenso machen zu müssen?

Oberon, König der Elfen,

romantische Feenoper.

Herr Redacteur!

Sie können sich denken, Verehrtester, wie sehr ich gespannt war, die angekündigte Oper zu sehen, die von den Leiden und Freuden meines guten Königs Oberon handelt, eines Herrschers, der leider nicht mehr ist, und durch dessen Verlust unser ganzes edles Geschlecht zu Grunde ging.

Ich begab mich schon früh in's Theater, die Gasröhrenleitung benützend, und setzte mich im Theater am Kronleuchter auf eine der Röhren, die Ersparniß halber nicht mehr angezündet werden. Ach, was ist die Ouvertüre schön. Es ist Nacht und unter einer hundertjährigen Eiche auf dem weichsten Moos lagern die Elfen und erwarten sehnsüchtig den Aufgang des Mondes. Jetzt glitzert und strahlt es durch die Zweige, mit silbernem Glanz füllen sich die Kelche der Lilien; Alles lebt und webt und wirbelt und tanzt in wilder Lust durch einander. Glühkäfer leuchten, Quellen rauschen und die Blumen singen leichte Elfenmelodien. Mit ernstem Antlitz sieht der König dem Getreibe zu, denn es lastet schweres Leid auf seinem Herzen. Da, horch! plötzlich dringen seltsame Töne durch den Wald. Rosse stampfen, Waffen klirren. Fremd gekleidete Eisenmänner schweben bei uns vorüber. Vorbei ist die Lust. Trauer und Klage tönt in die Nacht hinaus, wildes Weh und Liebesleid. Doch der König winkt mit seinem Lilienstabe und zieht magische Kreise um die fremden Gestalten, magische Kreise, die von seinem Herzen ausgehen. — Größer wird das Leid, der Mond stürzt hinab in wilde schwarze Wolkenmassen, die Elfen suchen ihr Blätterdach und ihre Blumenhäuser. Aus den Klüften und Tiefen empor schweben Alraunen und Gnomen, und nur ein einziger Stern schimmert in der schwarzen Nacht, der Ton von Oberons Horn. Und allmählig besiegen die sanften Klänge den wilden Sturm in der Geisterwelt.

Vorüber ist das Gewitter der Leidenschaft; helle glän-

zende Tropfen fallen aus den Augen derer, die sich gehaßt, und die das Schicksal tückisch geschieden; aber es sind Freudenthränen und wir Elfen hören ihren melodischen Klang. Ei, es wird lustig im Elfenreich! Titania und Oberon sind vereint.



Freudige jubelnde Stimmen dringen durch den Wald und weit, weit aus der Ferne antwortet die schmetternde Musik eines prachtvollen Hochzeitszuges. Unendlich groß und herrlich klingt die Luft, Alles dankt, jauchzt, jubelt. — —

So fühlte ich die Ouvertüre, aber nun hätte ich hinausgehen sollen. Sind wir denn in den Augen der Menschen so herunter gekommen, daß sie unser liebes lustiges Elfenreich auf so nüchterne und prosaische Art darstellen? — Der Vorhang geht auf. Oberon erscheint als wandelnder Liliengarten, ein schwerer weißwollener Mantel verhüllt die Glieder des Königs, und ich glaube, der denkende Costümkünstler hat durch diese schwere Bekleidung sehr geschickt das große Leid Oberons anzeigen wollen, das ihn herniederzieht in den dunstigen Kreis dieser Erde. Es kommen männliche und weibliche Elfen, ihn zu trösten. Ich war erstaunt, Herr Redacteur. Die Elfen hatten große Schnurr-, Backen- und Knebelbärte, d. h. die männlichen Elfen. Was die weiblichen Elfen anbelangt, so waren sie durch nichts ausgezeichnet, und man hätte sie ebenso gut für Fischerinnen und alte und junge Landbewohnerinnen halten können. Dazu aber sangen sie gar schön und ironisch:

> Leicht, wie Feentritt nur weht,
> Durch den Saal, ihr Elfen, geht.

Ich erlaube mir, Herr Redacteur, Ihnen hiebei die Zeichnung eines männlichen und weiblichen Elfen beizulegen.



Wie das vorbei war, kamen Hüon und Sherasmin aus der Erde herauf, natürlich in tiefem Schlafe, und hinter ihrem Rücken erschien, auf einigen grauen Wolken sitzend,

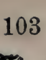
die schöne Rezia. Das sollte das Traumbild vorstellen, und Beide müssen sich sehen, sich lieben und sich nie wieder vergessen. Aber es war durchaus unmöglich, daß sie sich sehen konnten, denn Ritter Hüon bot der Dame Rezia äußerst ungalant den Rücken. Aber das thut nichts, in einer Feenoper ist Alles möglich.

Was nun die Decoration bei diesen Scenen anbelangt, wozu wir auch die nachfolgenden Scenen in Bagdad begreifen, so habe ich nicht leicht etwas Traurigeres gesehen. Vor allen Dingen aber verstehe ich die Vorliebe des Theateroberons zu jener Art schmutzig grauer Regenwolken nicht, auf denen er beständig auf- und abfliegt. Unser guter König Oberon liebte gar keine Wolken. Zum Schluß kommen wir in das Innere des Harems, eines babylonisch-assyrischen Harems mit Keil- und Hieroglyphenschrift, mit einer goldenen Gitterthüre von einer geschmacklosen Form, wie man nichts Aehnliches sehen kann.

Die Haremswächter erscheinen, und es ist Schlafenszeit; aber noch nicht für das Publikum, denn der zweite Act beginnt mit dem großen Bankett bei dem Kalifen von Bagdad, und hier ist schon ein Uebriges geschehen, in rother, gelber und grüner Farbe, namentlich aber in weiten Pantalons und fürchterlichen Bärten. Unglücklicher Hüon! Diesen Wüthrichen die schöne Rezia aus den Klauen zu ziehen! Mir bangt vor deinem Schicksal! Aber es geht Alles besser ab, als ich gedacht. Hüon ersticht den Babekan, welcher malerisch an den Stufen des Thrones niederstürzt, die Türken verwundern sich ungeheuer, der Souffleur klingelt in der höchsten Noth Hüons, die Decoration verwandelt und wir sehen die Ufer des Meeres, wo mehrere Fregatten parat liegen.

An Bord denn, an Bord, da der Himmel rein,
Und günstig weht der Wind.

Verwandlung. Fürchterliche braune Hölle. Puck und die Geister erscheinen.



Puck, Puck, mein alter Freund, wer hätte gedacht, daß wir uns so wiedersehen, ich auf dem königlichen Kronleuchter abhängig vom Theater, du in fleischfarbenen Trikots und in einem weißen Röckchen. Der Anblick von Puck hat mir eigentlich leid gethan, Herr Redacteur, denn Sie hätten unsern Puck kennen sollen, diesen neckischen Gesellen. Puck ruft die Geister herbei und die Geister kommen. Es sind aber eigentlich nur die Elfen von früher, mit grauen und braunen Ueberwürfen versehen. Die Köpfe sind dieselben und auch die Schnurr-, Backen- und Knebelbärte. Doch das kann man sich für einen bösen Geist noch eher gefallen lassen. Neue Verwandlung.

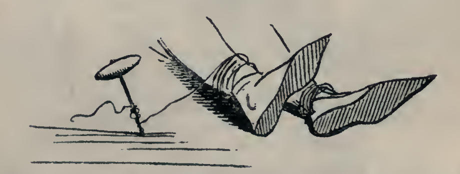
Ocean, du Ungeheuer!

Da liegt es vor mir, das unendliche Meer, und die fleischleinenen Wogen tanzen auf und ab. Unabsehbar breitet es sich aus bis an den Hintergrund, auf dem analog der schwarzen Sturmnacht leichte weiße Frühlingswölkchen gemalt sind. Der Sturm beginnt. Dumpf rollt die Donnermaschine. Blitze leuchten aus der letzten Coulisse und zeigen deutlich, wo in undenklichen Zeiten die hintergründliche Leinwand zusammengenäht wurde. Der Windkasten pfeift und der Maschinist und alle Elemente sind losgelassen.

Inzwischen bricht mit fürchterlichem Sausen
Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los;
Des Erdballs Axe kracht, der Wolken schwarzer Schooß
Gießt Feuerströme aus, das Meer beginnt zu brausen,
Die Wogen thürmten sich wie Berge schäumend auf,
Die Pinke schwankt und treibt in ungewissem Lauf,
Der Bootsman schreit umsonst in sturmbetäubte Ohren,
Laut heult's durch's ganze Schiff: weh uns, wir sind verloren!

Wir wären aber auch bald Alle wirklich verloren gewesen, wenn sich das Unwetter nicht plötzlich gelegt hätte, sowie Hüon und Rezia die Bühne betreten; denn von der Wahrhaftigkeit des Schauspiels begann das Haus zu zittern und der Kronleuchter bewegte sich bedeutend. Also Hüon und Rezia erscheinen, aus dem Schiffbruch vor der Hand die

einzig Geretteten. Die Pinke schwankt in der letzten Coulisse in ungewissem Lauf und wird von dem kräftigen Arm eines Theaterzimmermanns an's Ufer gezogen. Rezia singt ihre große Arie, und es kamen bei dem herrlichen Gesang wieder wie in der Ouvertüre die schönsten Tonbilder über mich. Ich hätte für einen Augenblick Alles vergessen können, wenn es nicht plötzlich Tag geworden wäre, der Tag, der mit seiner verrätherischen Helle das schreckliche Meer und heutigen schrecklichen Coulissen des Königlichen Hoftheaters beleuchtete. Zum Ueberfluß erschien auch jetzt das Rettungsboot, und da in einer Feenoper nichts seinen gewöhnlichen Weg gehen darf, so kam es rückwärts, das Steuerruder voran, mit wenigstens vierundzwanzig Segeln, die alle gegen den Wind gebläht waren. Leider für Herrn und Madame Hüon ist es wirklich kein Rettungsschiff, denn es sind Barbaren, die jetzt das Ufer betreten, mit großen Bärten und krummen Säbeln. Sie ergreifen die unglückliche Rezia. Hüon kommt auf ihren Hilferuf herbei. Er schwingt in seiner Hand einen jungen Baum, von dem er aber keinen Gebrauch macht. Einer der Türken sagt ihm pantomimisch: Lieber Herr Hüon, Sie wissen, daß Sie geknebelt werden müssen. Haben Sie also die Freundlichkeit und legen Sie sich nach Ihrer Bequemlichkeit auf diesem Steinsopha nieder. — „Knebelt den un-



ungläubigen Hund!" Rezia wird fortgeschleppt und Hüon, vermittelst eines Nagelbohrers, einer tüchtigen Pantomime und einigen Bindfadens, geknebelt, worauf derselbe aus Wuth und Entrüstung über das fürchterliche Schicksal seiner Rezia augenblicklich einschläft.

Umhüllt von finstrem Grimme,
Rauscht Oberon vorbei an seinem Angesicht.

Die lieblichste Musik, die Weber je geschrieben hat, ertönt, und wenn man die Augen schließt, sieht man, wie die Elfen tanzen; und hört, wie die Meermädchen singen. Aber mit offenen Augen sah man nichts dergleichen, und erblickte nur Oberon und Puck umherspazierend und singend:



Hierher, hierher, Ihr Elfen all,
Kommt, tanzt nach der Nymphen melodischem Schall.

Aber es kamen die Wasser all', nur keine Nymphen und Elfen.

„Alle Elfen und Geister des königlichen Hoftheaters sind der Ersparnisse halber und ebenfalls als gänzlich unzeitgemäß von der königlichen Hoftheater-Intendanz entlassen worden," sagte eine tiefe Baßstimme neben mir. Wozu



auch Elfen und Geister! Wir haben ja Alles, was wir wollen. Jetzt sinkt auf der Bühne der Tag und es will

Abend werden. Zuerst scham- und abendröthelt der Hintergrund, dann sämmtliche Coulissen, eine nach der andern, zuletzt die Prosceniumslampen, vor denen Oberon und Puck stehen, von einem rosigen Schimmer übergossen. Schöner wie der Tag hier die müden Augen schloß und die Nacht empor stieg, schöner, wie hier, sah ich es nicht in der Wirklichkeit. In der Wirklichkeit geht Alles so natürlich und langweilig vorüber. Hier aber Schlag auf Schlag nach dem Zettel des Theatermeisters. Zuerst roth, dann grün, dann blau, hinten hebt sich ein Wolkenschleier, und der Mond blickt nieder auf den glücklichen, schlafenden Hüon, der Alles das nicht erlebt. Oberon erscheint noch einmal, dießmal hoch in den Wolken, neben ihm Puck. In der dritten und vierten Coulisse wird ein blaues bengalisches Feuer abgebrannt, das nicht blos den Geisterkönig magisch beleuchtet, sondern auch einen riesenhaften, verzogenen Schlagschatten auf den dunkelglühenden südlichen Nachthimmel und den Mond wirft.

Man muß für diesen doppelten Effekt dem Theatermeister sehr dankbar sein. Die Meermädchen singen: Wohlgemuth, wohlgemuth, als wollten sie dem Publikum sagen: es ist ja bald Alles vorbei, seid darum wohlgemuth, und der Vorhang fällt. Derselbe erhebt sich aber wieder vor Tunis.

Die Mandel blüht im Thal, mit spitzen dunkeln Blättern,
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern,
Gesegnet ist das Land des Beys von Tittery.

Auch Palmen sind hier zu schauen, schöne grüne Palmen, nur Schade, daß der Wolkenschleier, der kühn über die Bühne gespannt ist, so tief herabhängt, daß er die Palmenkrone zur Hälfte bedeckt.

Fatime singt: Arabien, mein Heimathland, Scherasmin kommt, und endlich der bravste der Ritter: Hüon, dießmal als Türke verkleidet. Aber Hüon mag sich in Acht nehmen,

denn ich wette zehn gegen eins, daß er doch erkannt wird, denn kein ächter Türke geht so gekleidet, wie der Herr Hüon.



Die Sache nähert sich indessen ihrem Ende. Hüon wird zärtlich in's Harem gelockt, wo der liebeglühenden Sultanin heißes Blut ihn sehnsüchtig erwartet. Aber der brave junge Mann widersteht allen ihren Liebkosungen. Das hat die Sultanin nicht erwartet. Sie wirft sich auf den Divan und sucht durch wilde Tänze Hüons Phantasie zu entflammen. Umsonst, Hüons Phantasie entflammt sich nicht. Er bleibt kalt bei der Liebesguth Roxanens, er bleibt gefühllos bei dem Girren von sechs edlen Choristinnen, die mit duftenden Blumenkränzen ihn zu bestricken suchen und ihn umgaukeln, so daß süßer Blumen- und anderer Staub hoch

emporwirbelt, ich meine nämlich aus den Kränzen. Man bietet ihm den goldenen Becher, er weist ihn zurück. Die Choristinnen singen:

Wenn Frauenaugen liebend glüh'n,
Kannst du scheu'n dieß Zauberlicht,
Hast du noch das Herz zu flieh'n,
Wenn dich weißer Arm umflicht?

Ja, Hüon hat das Herz und flieht. Er hätte eigentlich schon früher fliehen sollen. Ich hätte das ungefähr so arrangirt. Hüon stürzt zu einer Seitencoulisse heraus und erzählt, wie man ihn habe verführen wollen, spricht von dem Feuer der Sultanin, von den herrlichen Tänzen, von



weißen Armen; Alles Sachen, die wir doch nicht gesehen haben, und der Zweck wäre vollkommen erreicht.

Jetzt kam das Finale und Oberon benebst Gemahlin ohne allgemeines Verlangen zum allerletzten Male, Hüon und Scherasmin finden diese außerordentlichen Erscheinungen ganz in der Ordnung, denn sie wissen, wer eigentlich hinter den Regenwolken steckt — genug, sie erstaunen gar wenig und endlich fällt der Vorhang. Ich stürzte den Weg zurück, den ich gekommen, in meine Behausung. Ich hatte mich so sehr gefreut auf die große Cour bei Karl dem Großen. Aber wie die Baßstimme neben mir sagte, soll dieselbe, als in ihrer furchtbaren Etikette für alle Höfe Europa's zu verletzend, weggelassen werden. Gute Nacht, Herr Redacteur.

Herr Redacteur!

Durch meine Oberons-Correspondenz von neulich habe ich mir Feinde zugezogen, wie ich fürchte; denn ich sehe häufig Leute bei meiner Gaslaterne vorbei gehen, welche dieselbe mit höchst ingrimmigen Blicken anschauen. Doch thut das nichts, ich werde, so oft sich mir Gelegenheit dazu bietet, mich durchaus nicht beirren lassen, Ihnen und ihnen die Wahrheit zu sagen. Ich habe mir auch einen kleinen Schnupfen zugezogen, deßhalb bekommen Sie erst heute einen Bericht. Für die beiden Aufsätze in Ihrer gestrigen Laterne, wo von den Schleifen auf den Straßen ꝛc. die Rede ist, muß Ihnen jeder Mensch, der seine gesunden Gliedmaßen liebt, dankbar sein. Ich kann den Unfug am besten mit ansehen, Herr Redacteur, den Unfug der Buben, die da schleifen, und den Unfug, daß die Polizei ihnen das nicht verbietet. In den Hauptstraßen sieht man Schlittschuhlaufen und mit Schlitten mitten auf den Wegen fahren, und kein Polizeidiener ist weit und breit zu sehen, der diesem Unwesen steure. Sie werden fragen, warum dieser Sache heute wieder erwähnen? Aber so etwas kann man

nicht oft genug wiederholen; denn wie die gesinnungstüchtigen Blätter sagen, muß man auf einen Mißbrauch so lange und hartnäckig aufmerksam machen, bis er abgeschafft wird. Wollten Sie nicht für die Wintersaison eine stehende Rubrik einführen mit dem Titel:

Schleifunfug und Polizeimangel?

Doch Sie verstehen das besser. Und für die nächste Zeit hat auch der Himmel ein Einsehen gehabt und alles Glatteis, alle Schleifen herrlich weiß zugestreut. Der Schnee ist das Einzige, was ich im Winter liebe, und wenn es so herunterwirbelt und flockt und man, wie ich, im zierlichen Glashause sitzend, dem fallenden Schnee behaglich zuschaut, so thut das Herumflattern der weißen Flocken dem Auge so wohl, man denkt anfänglich viel, aber der weiße Staub läßt keinen Gedanken in's Freie, und dann zieht man sich in sich selbst zurück und folgt mit den Augen dem schwebenden Schnee, immer weniger denkend, und zuletzt klingt das Flattern und Fliegen draußen wie eine einfache wohlthuende Melodie, immer fort ohne Aufhören, bis man zuletzt einschläft. So muß es auch draußen einem Unglücklichen zu Muth sein, der schlafend eingeschneit wird, wie das schon öfter vorgekommen ist. Die armen Saaten im Feld werden sich über den Schnee freuen, ihnen hat das Glatteis und die Kälte nicht wohl gethan; aber jetzt unter dem warmen schützenden Schneemantel thauen sie auf, reiben sich ihre Blätterhände und fangen vergnügt an zu plaudern. Und so abgeschieden zu sein von dem hellen Tageslicht, das finden sie gar nicht unbehaglich. Sie theilen ihre zarten Gedanken einander mit, und hie und da erscheint der Maulwurf und bringt ihnen Tagesneuigkeiten. In diesem Augenblick saust und brummt die Gasflamme neben mir, schaut mir über die Schulter in's Papier und meint, ich sollte nicht dergleichen Geschichten schreiben. „Politik, Politik," summt sie, „lassen Sie Wintersaat, weiße Decke und Maulwurf gut sein, schreiben Sie über Politik. Horchen Sie auf verständige Leute" — damit meint sich die Gasflamme selber, Herr Redacteur —

„und schreiben Sie mehr Positives, mit Ihrem Elfengeplauder, Sie sind jetzt kein Elfe mehr, sondern politischer Correspondent.“ Im Grunde hat sie recht, die Gasflamme, und da ich sie recht freundlich um einige Mittheilungen bat, so erzählte sie mir Nachstehendes, was bis jetzt, so viel ich weiß, noch in keinem Journal gedruckt wurde, und deßhalb für Sie von einigem Interesse sein mag.

Gasrevolution.

„Das Gasreich oder vielmehr die Gasmonarchie,“ sprach die Flamme, „hat eben so wie jeder andere Staat seine geordneten Institutionen, seine Grundrechte, seine Constitution, an der aber nicht ein Jota geändert werden darf, will man nicht das ganze Reich in Gefahr bringen. Ich sage Gasmonarchie, denn wir haben ein erbliches Oberhaupt, welches Gasometer heißt, und welches dafür sorgt, daß in dem Gasreich ein immerwährendes frisches Leben circulirt. Dorthin fließen alle Steuern, und von dorther kommen dieselben, zu Lebensstoff verarbeitet, durch Haupt- und Nebenröhren bis in die äußersten Gänge zur Speisung und Ernährung Aller. Unter den Gliedern unseres Staates herrscht keine Gleichheit, im Sinne nämlich wie manche thörichte Menschen eine Gleichheit im Staate gern herstellen möchten. Wir haben Aristokratie, hohe Beamte, Kapitalisten und Bürgerthum, wir haben Volk und Proletariat. Die ersten, die aristokratischen Beamten- und Kapitalröhren liegen dem Throne am nächsten und sind weit und groß, so daß sie von dem Lebenselement, welches dem Gasometer entströmt, freilich eine außerordentliche Menge in sich aufnehmen, aber es bleibt nichts davon bei ihnen; denn von diesen weiten Röhren nähren sich eine große Menge bürgerlicher Röhren, von denen jede einzelne, wenn man das Volk betrachtet, wieder einen viel zu großen Antheil für sich nimmt. Aber auch sie behalten es nicht bei sich, sie theilen es wieder aus in viele Volksröhren, und die Volksröhren an unzählige Proletarierröhren. Auf solche Art ist es möglich, daß das ganze Reich seinen glücklichen Fort-

gang hat und lustig und pflichtschuldigst brennt, wie es verlangt wird.

Da kam die Zeit der Unruhen im vergangenen Frühjahr, und wie überall gab es auch in der Gasmonarchie Unzufriedene und Aufwiegler. „Warum," sprachen die Proletarier und Volksröhren, „warum ist solch' eine Bürgerröhre weiter als wir?" „Warum," sprachen die Bürgerröhren, „verschluckt so eine aristokratische Röhre das Zehnfache von dem, was wir gebrauchen?" Das Warum konnte man ihnen nicht erklären, und sie verlangten allen Ernstes eine Aenderung des ganzen Röhrensystems. Zunächst an den Gasometer sollten die Volksröhren kommen und die Bürgerröhren, dann erst die großen Aristokraten-, Kapital- und Beamtenröhren, denn die Volksröhren hätten lange genug gebrannt, jetzt sollten auch die großen Röhren einmal brennen. Aber Sie können sich denken, was das für eine heillose Confusion geworden wäre. In der Theorie klang das Alles sehr schön, und sie machten ein neues Gasgrundrecht, und darin hieß der erste Paragraph: alle Röhren durch das ganze Reich sollen die gleichen Dimensionen haben. Glücklicher Weise aber sahen viele vernünftige Volks- und Bürgerröhren ein, daß ihr Verfahren nicht das richtige sei, daß eine solche Umgestaltung der ganzen Gasmonarchie die traurigsten Folgen nach sich ziehen müßte, ja rein unmöglich sei. Die großen Kapital-, Aristokraten- und Beamten-Röhren konnten nur ihrer Bestimmung nach dienen, das Lebenselement in sich aufzunehmen und zweckmäßig weiter zu vertheilen; aber zum Brennen in irgend einer kleinen Straße konnte man sie nicht gebrauchen. Wollte man ferner die kleinen Volks- und Bürgerröhren ohne Vorbereitung, d. h. ehe sie gehörig erweitert waren, an den Gasometer schrauben, so mußten sie nothwendig zerplatzen oder sich zu früh abnützen. Genug, die Sache unterblieb. Aber jetzt fanden Hauptgaswühler, daß die Consumtion des Gasometers in gar keinem Verhältniß sei, und daß er sich mit der Hälfte Kohlen und anderer Stoffe ebenfalls begnügen müsse, mit andern Worten, sie

setzten die Civilliste des Gasometers auf die Hälfte herab. Dagegen war nun vor der Hand nichts einzuwenden und der Gasometer konnte in's Fäustchen lachen. Er sprach bei sich selbst: „Je weniger ihr mir Kohlen zutheilt, je weniger und je schlechteres Gas kann ich hergeben. Ihr werdet's schon merken." Und sie merkten's Alle, Einer nach dem Andern. Zuerst fühlten die Aristokraten-, Beamten- und Kapitalröhren eine gewisse Leere in ihrem Innern, und daß weniger und schlechteres Gas auf sie einströmte. Aber es that ihnen nicht wehe, sie hatten doch genug. Die Bürgerröhren traf es schon härter. Auch ihnen wurde das Lebenselement karg zugemessen, doch hatten die meisten immer noch genug, um nicht gerade zu Grunde zu gehen. Aber am schlimmsten waren die Volks- und Proletarierröhren daran, und wenn sie Hände gehabt hätten, würden sie dieselben über dem Kopf zusammengeschlagen haben. Alles stockte, Alles ging schlecht und anstatt daß sie sonst mit einer weißen behaglichen Flamme gebrannt hatten, sah man jetzt nur noch rothe struppichte Lichter oder kleine Punkte, die am Erlöschen waren. Manche konnten gar nicht mehr brennen und die meisten gaben ein verarmtes, verkümmertes Bild von sich, wie man es heute noch bei den Gaswühlern sieht, das ich Ihnen schon früher beschrieben. Kurz und gut, man sah bald ein, daß, wenn man dem Gasometer seinen Unterhalt entzöge, den Unterhalt, den er ja nicht für sich selbst brauchte, sondern den er hinausströmen ließ zum Besten Aller, die ganze Gasmonarchie zu Grunde gehen müßte. Das vermeinten auch Einige und schlugen eine Gasrepublik vor, wonach der Hauptgasometer außer Dienst gesetzt werden und abwechselnd einer der kleinen Gasometer das Ganze leiten sollte. Das ging aber gar nicht, jeder wollte Hauptgasometer sein, und statt daß früher ein Einzelner den wohlthätigen Druck ausübte, drückten jetzt die kleineren Gasometer aus Leibeskräften auf die armen Volks- und Proletarier-Röhren, daß manche zersprangen und die Flammen überall zischend und prasselnd herausbrachen. Bald war auch alles Gas erschöpft und bei

der totalen Finsterniß, die nun eintrat, beruhigten sich selbst die Hauptwühler für einen Augenblick, und der Hauptgasometer leitete das Ganze wie vorher.

Leider aber haben die Gaswühler niemals Ruhe. Plötzlich erhoben sie Alle ein ungeheures Geschrei über den unverantwortlichen schmachvollen Druck, den der Gasometer über Alles ausübe. Und was diesen Druck anbelangt, der existirte wirklich, aber es war ein Druck, der es allein möglich machte, daß die Staatsmaschine ihren geregelten Gang ging. Es ist der Druck, der den Faulen zur Arbeit treibt, der den Verschwender abhält, das Seine zu vergeuden, und der die Gaswühler einigermaßen in Ordnung hielt. Also über diesen Druck wurde nun in allen Straßen, in allen Gassen gesinnungstüchtig losgezogen und die Sache so arg gemacht, daß der Gasometer endlich beschloß, diesen unerträglichen Druck aufhören zu lassen; eine Maßregel, die leider Gottes in allen Theilen der Gasmonarchie empfindlich gespürt wurde; denn hatten schon damals, als man den Unterhalt des Gasometers auf so unverhältnißmäßige Art verminderte, die armen Volks- und Proletarierflammen schlecht gebrannt, so gingen jetzt die meisten ganz aus. Zuerst erloschen die äußeren Röhren, dann die inneren, und bald war Alles in ein unnennbares Chaos und vollkommene Nacht verwandelt, und von dem Geruch, in den hierdurch unsere Monarchie kam, will ich gar nicht sprechen. Da endlich, als es ihnen selbst an ihr Leben und ihr Eigenthum ging, ermannten sich die besseren Bürger-, Volks- und Proletarierröhren und baten den Gasometer, den Druck nach seiner Einsicht zu vermindern, aber ihnen in Gnaden zu gewähren, daß der Druck bestehen bliebe, der nothwendig sei, um das Lebenselement gleichförmig und segensreich in allen Theilen der Monarchie zu verbreiten."

Das war die Geschichte von der Gasrevolution.

Anonyme Briefe.

Es sollte mich wundern, wenn nicht jeder meiner lieben Leser schon einen anonymen Brief bekommen hätte. Vorausgesetzt nämlich, daß der Leser ein ehrenwerther Charakter ist: denn die Lumpen und schlechten Charaktere bekommen keine anonymen Briefe, sie schreiben blos welche. Alles ist in der Natur von Gott dem Herrn weislich eingerichtet. Man soll eine giftige Blüthe nicht essen, sondern es verstehen, wie die Bienen, aus den allergiftigsten Blüthen Honig zu saugen. Lieber Leser, flattere mit mir in das fette Mistbeet, worauf die giftigen Blumen wachsen, deren Früchte die anonymen Briefe sind. Sie sind gepflanzt in Neid und giftiger Mißgunst, gepflegt von Bosheit und übler Laune, und statt des himmlischen Thau's, der andere Gewächse erfreut, ziehen sie ihre Nahrung aus stillen Schmerzensthränen, jenen armen Geschöpfen erpreßt, die leider Gottes dumm genug waren — verzeih mir den Ausdruck — eine anonyme Zuschrift sich zu Herzen zu nehmen.

Um mich minder blumig auszudrücken, so ist der anonyme Brief eine moralische Ohrfeige, die aus dem Dunkeln nach Deiner Wange gerichtet ist, die Du aber durch ein kluges, vernünftiges Benehmen jeder Zeit pariren kannst. Bist Du Privatmann, so öffne nur solche Briefe, deren Siegel und Handschrift Dir bekannt ist. Neben den Schrift=

zügen Deiner Freunde wirst Du es ja wohl gelernt haben, die Handzeichen Deiner achtungswerthen Gläubiger zu erkennen, denen Du, außer vielem Geld, von Zeit zu Zeit eine geringe Antwort schuldig bist.

Bist Du Geschäftsmann, so werden Dir die anonymen Briefe vorgelegt, wie man dem unschuldigen Hühnervolke Giftkörner unter die nahrhafte Gerste streut; aber mach' es, wie dieß kluge Vieh, welches die Giftkörner augenblicklich wieder ausspuckt. Schau jedem geöffneten Brief sogleich in's Gesicht, d. h. auf die Unterschrift, und ist der Brief ein namenloser — „stürzt das Scheusal in die Wolfsschlucht," d. h. in den Papierkorb.

Ich habe es freilich nicht so gemacht, lieber Leser, sondern zu meinem Vergnügen und Deiner Belehrung habe ich mir eine feine Sammlung jener guten Freunde angelegt, welche mir schon manche angenehme Stunde bereitet hat. Ich betrachte die anonyme Briefstellerei vom objektiven Standpunkt; mir sind ihre Erzeugnisse ein Thermometer, an dem ich die Schlechtigkeiten mancher Menschen messe, und mein Quecksilber in demselben ist schon so hoch gestiegen, daß es bald keinen Platz mehr hat.

Die anonymen Briefe sind nur bedingungsweise anonym. Die meisten tragen eine Unterschrift, wie z. B. „Ein Freund, der's mit Ihnen gut meint." — Unter dieser Unterschrift aber kommen die schlimmsten. — Ferner: „Ein hiesiger Bürgersmann;" oder: „Im Auftrag eines braven Mannes, der es gut mit Ihnen meint;" oder: „Jemand, der von Ihrer bodenlosen Schlechtigkeit vollkommen überzeugt ist;" oder endlich: „Eine Anzahl hiesiger Bürger und Gewerbsmänner."

Anonyme Briefe lassen sich meistens ihrem Innern und ihrer Unterschrift nach in drei Klassen eintheilen, von denen die erste Klasse, meistens mit N. unterzeichnet, oder mit „Ihre † † †," die harmloseste ist. Es sind meistens gerechte oder ungerechte Klagen über zarte und unzarte Verhältnisse, schüchterne und unschüchterne Bekanntschaft-Anknüpfungsversuche, unter dem Titel der Entdeckung wichtiger Geheimnisse, z. B.:

„Verehrter Herr!

Eine Person, die, ohne von Ihnen gekannt zu sein, es sehr gut mit Ihnen meint, wünscht Sie in einer dringenden Angelegenheit heute Abend zwischen 8 und halb 9 Uhr zu sprechen. Sie wird sich in der Nähe des Schiller aufhalten, und ein dreimaliges Husten sei das Zeichen. Diese Person, die es sehr gut mit Ihnen meint, wird von heute ab drei Abende auf Sie warten. N. N."

In der zweiten Classe bewegen sich anscheinend wohlgemeinte, aber desto gefährlichere Correspondenzen. Sie tragen oft die Unterschrift eines braven Mannes, „der es gut mit Ihnen meint." Sie erzählen mit einer gewissen Entrüstung von schlechten Gerüchten, die über Dich im Umlauf sind, und fordern Dich auf, denselben öffentlich entgegen zu treten. Nimm Dich aber in Acht, diesen braven Männern unbedingt zu folgen; denn meint es ein braver Mann wirklich gut mit Dir, so wird er Dir ein derartiges Gerücht selber mittheilen und Dir helfen, der Quelle nachzuspüren. In diese Classe kann man auch, bist Du, geneigter Leser, vielleicht ein Künstler oder eine Künstlerin, jene Briefe rechnen, welche ungefähr an eine Schauspielerin sprechen:

„Mein Fräulein!

Es thut mir sehr leid, Ihnen anvertrauen zu müssen, daß ein gewisser Kreis von schlechten Menschen es auf Ihre Demüthigung abgesehen hat. Vermeiden Sie es, in dem Stücke heute Abend aufzutreten. Sie können sich unsern Schmerz denken, wenn Sie das Publikum, das Sie ohnedieß nicht liebt, mit lautem Pfeifen und Zischen empfinge. Ueberhaupt rathen Ihnen wohlmeinende Freunde, Ihr hiesiges Engagement baldmöglichst mit einem andern zu vertauschen, da Sie selbst fühlen müssen, daß Sie dem Publikum und der Intendanz gleich sehr zur Last sind."

Ist die unglückliche Künstlerin furchtsamer Natur, so hat der unbekannte Wohlthäter seinen Zweck erreicht, die Schauspielerin ist befangen, und in den Applaus ihrer Freunde und Verehrer mischt sich hie und da ein leises

Pfeifen. Es ist aber hundert gegen eins zu wetten, daß dieses pfeifende Vögelein dasselbe ist, aus dessen anonymem Schweif die bewußte Feder gefallen.

Die dritte, an sich ungefährliche Classe ist die, welche, geschult im Style moderner und gesinnungstüchtiger Tagblätter, jegliche Zuschrift ungefähr wie deren Artikel einzuleiten pflegt. Also ungefähr:

1) „Mit tiefem Schmerz und großer Entrüstung ꝛc.“

2) „Ueberzeugt von Ihrer bodenlosen Schlechtigkeit ꝛc.“

3) (à la Cicero:) „Wie lange noch, elender Hofspeichellecker ꝛc.“

Diese Classe schließt gewöhnlich ihrem Schlangencharakter treu, indem sie mit dem Kopf sich in den Schwanz beißt, also mit den Worten, wie sie angefangen.

Doch wir brechen ab. Der Stoff ist so reichhaltig, daß er in einem einzelnen Blatt nicht zu verarbeiten ist. Auch sind wir den betreffenden und betroffenen Schlachtopfern menschlicher Grausamkeit schuldig, eine Waffe anzugeben, womit dem finstern Treiben der anonymen Briefe zu begegnen ist. Weßhalb wir uns vornehmen, denselben in unserm nächsten Artikel einen reichhaltigen anonymen Briefsteller, nach vorhandenen Mustern, nebst Gebrauchsanweisung, zu übergeben.

Jemand,
mein verehrter Leser, der es gut
mit Dir meint.

Zeitungsartikel in aufsteigender Potenz.

Ein Blatt aus der Residenz.

Es ist wirklich zu verwundern, daß die gestrige Volksversammlung nach den aufreizenden Redensarten, die gehalten wurden, im Ganzen ruhig vorüberging; nur ist ein kleiner Unfall zu beklagen, der nach Beendigung derselben stattfand. Auf dem Heimweg stolperte ein Bürger, von dem man übrigens durch seinen früheren Lebenswandel berechtigt ist zu glauben, daß er etwas betrunken gewesen, über den Schleppsäbel eines Cavalleristen und fiel sich die Nase blutig. Andere sagen, es sei eine kleine Streitigkeit zwischen ihnen vorgefallen.

Ein anderes Blatt der Residenz.

Die erhebende Volksversammlung, von einer unzähligen gesinnungstüchtigen Menschenmenge besucht, ging auf solche Weise mit Ehrfurcht gebietender Ordnung und Stille vorüber. Sie können sich denken, wie die schnöde Reaction die Einigkeit des Volkes mit scheelen Augen ansieht. Auch spricht man bereits von bösen Conflikten, in welche die Soldateska mit dem ruhig heimkehrenden Bürger gerathen sein soll.

Nachschrift.

Leider hat sich das, was ich von Conflikten zwischen Militär und Bürgern nach dem Schluß der gestrigen Volksversammlung sagte, bestätigt. Augenzeugen sprechen von zahlreichen Verwundungen, und es soll jetzt schon gewiß sein, daß das Militär ohne den geringsten Vorwand und ohne von den vorüberwandelnden Bürgern gereizt zu sein, auf die schonungsloseste Art von seinen Waffen Gebrauch machte. Wird man denn nun nicht einmal bald der Volksstimme Gehör geben und dem Militär das höchst unnöthige Tragen der Waffen außer des Dienstes verbieten? Das Volk ist ja bewaffnet, und gesinnungstüchtige Männer vom zartesten Alter sieht man bewaffnet einherziehen; wozu auch noch bewaffnetes Militär?

Zwei Stunden von der Residenz.

Mit tiefem Schmerz und gerechter Entrüstung haben wir unsern Lesern neue Schandthaten zu erzählen, welche sich das verwilderte Militär gegen harmlos einherwandelnde Bürger erlaubte. Sie haben von der zahlreich besuchten Volksversammlung gehört, wo das souveraine Volk fest und bestimmt, aber ohne den Rechtsboden zu verlassen, deutlich aussprach, was ihm fehle und wo ihm geholfen werden müsse. Schon während der herzerhebenden Reden, die dort gehalten wurden, bemerkte man herumschleichende Spione und Emissäre der Reactionäre, welche sich bemühten, die goldenen Worte gesinnungstüchtiger Redner dem Volke zu verdächtigen und, sie mit reactionärem Geifer beschmutzend, als unlauteres Metall darzustellen. Auf dem Heimwege nun wurden mehrere unserer ehrenhaftesten Bürger von einer großen Anzahl Soldaten mit der blanken Waffe überfallen. Vergebens war das Abwehren dieser unschuldigen Schlachtopfer, die verthierte Soldateska hieb schonungslos ein, einem Bürger sollen mehrere Nasen abgehauen worden sein. Man fürchtet Unruhen

in der Stadt, und so traurig es ist, wenn wir neue Unruhen erleben, so ist es endlich einmal Zeit, daß der grenzenlosen Willkür des Militärs entgegengetreten wird.

Berichtigung.

In unserem gestrigen Artikel über die Schandthaten in der Residenz muß es heißen statt: es wurden einem Bürger mehrere Nasen abgehauen, es wurde mehreren Bürgern eine Nase abgehauen.

Nachschrift.

Ueber die unverantwortliche, schmähliche Schandthat in der Residenz soll man dorten, wie wir von glaubwürdigen Freunden erfahren, immer mehr Details entdecken. Man soll einem Verein auf die Spur gekommen sein, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch Aufhetzen des Militärs gegen ruhige Bürger der Reaction kräftig in die Hand zu arbeiten. Bezeichnend und nicht zu übersehen ist, daß, während auf offener Straße die besprochenen Schandthaten vorfielen, mehrere Offiziere, Cigarren rauchend, vorüberritten. Glaubwürdige Zeugen versichern sogar, daß einer dieser Offiziere mit dem andern einige leise Worte wechselte, und daß dieselben alsdann davon geritten, mit Mienen, welche deutlich ihr Wohlgefallen an der verübten Schandthat aussprachen.

Vier Stunden von der Residenz.

Ein Schrei des Entsetzens geht durch's ganze Land. Wir erhalten soeben Nachricht von einer Militärverschwörung gegen das Leben ruhiger Bürger, eine Verschwörung, welche glücklicherweise übereilt, aber mit solch furchtbaren Symptomen an das Tageslicht herantrat, daß dem unparteiischen Zuschauer

die Haut schaudert. Die Metzelei soll unerhört gewesen sein, und man spricht von 7 bis 8 Todten und die doppelte Anzahl Verwundeter auf Seiten der Bürger. Auch sah man Offiziere zu Pferde in der Nähe, welche das ganze Gemetzel kommandirten. Man sagt, es sei Generalmarsch geschlagen worden und die Stadt sei vollkommen im Aufruhr. Wird man jetzt auch wieder schonend verfahren, wird man jetzt nicht endlich einmal einschreiten gegen die Urheber solcher Gräuelthaten? Oder wird man abwarten, bis das ganze Volk entrüstet aufsteht und selbst zu Gericht sitzt?

Sechs Stunden von der Residenz.

Es ist eine der schreiendsten Unthaten begangen worden, ein namenloses Verbrechen, welches noch nie stattfand, seit die Welt steht. Sie haben von der äußerst würdigen Art und Weise gehört, mit welcher die letzte Volksversammlung begann. Aber leider konnten die Männer, welche für das Wohl des Volkes ihr Leben einsetzten, ihre glorreiche Sache nicht zum Ende führen. Kaum hatte Herr X. mit erhebenden Worten von den Rechten des Volkes gesprochen und ihm die Banden und Ketten gezeigt, mit denen es täglich mehr geknechtet wird, so überfiel eine zu diesem Zweck von der fluchwürdigsten Reaction bis dahin versteckt gehaltene Militärmacht die harmlose Versammlung. Man spricht von mehreren Regimentern, welche zu dieser Schandthat aufgeboten wurden. Schonungslos metzelten diese Wütheriche, diese Thiere in militärischen Röcken, Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. „Zu den Waffen!“ schrieen die Bürger. Es wurde Generalmarsch geschlagen, und nachdem die Bürgerwehr dem Kampf ein Ende gemacht, beschloß sie auf dem Philipp'schen Bierkeller unter dem Donner reactionärer Geschütze und unter dem Blinken reactionärer Bajonnete eine Petition an die Regierung, die militärischen Horden augenblicklich aus der Stadt zurückzuziehen.

Nachschrift.

Am Schlusse dieses entsetzlichen Tages war es rührend anzusehen, wie einige der schwer getroffenen armen Schlachtopfer den, wie man jetzt ganz genau weiß, verführten Soldaten ihre Missethat vergaben und in verschiedenen Wirthshäusern auf's Neue mit ihnen fraternisirten.

Acht Stunden von der Residenz.

Mit Bezug auf die in der Residenz begangene unerhörte Gräuelthat verlangen wir Folgendes:

1) Es sollen alle stehenden Heere aufgelöst und nach Hause geschickt werden.
2) Es soll den Militärs das Waffentragen außer Dienst untersagt sein.
3) Es sollen sämmtlichen Militärs Civilanzüge beschafft werden, damit der Bürger nicht mehr genöthigt ist, die verhaßten Uniformen zu sehen.
4) Es soll jedem Soldaten freistehen, sich zu erklären, ob er Monarchist oder Republikaner sein will.

Man soll

5) diese alsdann gebildeten Parteien gegen einander kämpfen lassen, um zu sehen, welche Partei die stärkere ist; denn so werden wir
6) auf eine schickliche Art beide Parteien los, und das souveraine Volk tritt in die Rechte ein, die ihm gebühren.

Erklärung,

welche wir zwei Beiden ganz gehorsamst Unterzeichneten die sämmtlich verehrten Redactionen aller Blätter bitten gratis aufzudrucken.

Ich und mein guter Freund, der Tuchmachergeselle Carl Muckenbold, gingen von der neulichen Volksversammlung Arm

in Arm nach Hause zu spazieren. Plötzlich blieb ich stehen und sagte zu meinem Freund Muckenbold: „Muckenbold, Du blutest allbereits aus deiner Nase.“ — „So,“ sagte mein Freund Muckenbold, „ich blute aus meiner Nase?“ Und darauf zog er sein rothes Sacktuch aus der Tasche, und ich putzte ihm seine Nase ab. Darauf blieben einige Leute stehen und frugten mich: ob wir Beide uns geschlagen hätten; darauf antwortete mein Freund Muckenbold: wir hätten fraternisirt, und wenn wir uns auch geschlagen hätten, ginge es ihnen doch nichts an. So ist der gewisse und wahrhaftige Hergang dieser ganzen Sache. Darauf gingen wir in's Wirthshaus zusammen, und deßhalb bitten wir alle verehrlichen Redactionen, diesen Aufsatz gratis aufzunehmen.

Philipp Katzenwadel
und sein Freund Muckenbold, Unteroffizier
im 64. Regiment, das heißt Ich.

Nachschrift.

Was von meinem früheren Lebenswandel gesagt worden ist, geht keinen Menschen nichts an, und wenn ich zuweilen betrunken war, so habe ich es bezahlt.

Die Obigen.

T r o u v i l l e.

Mädchen-Briefe.

Mein süßes Herz!

Wo ich sei, und wo ich mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten Dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Muß ich Dir, meine Liebe, die Verse des unsterblichen Dichters, die Alles enthalten, was ein Herz in meiner Lage zu fühlen vermag, in kalte, nüchterne Prosa übersetzen, um Dir zu sagen, welcher Schlag die junge Saat meiner Liebe oder vielmehr die Saat meiner jungen Liebe betroffen hat? Siehst Du mich nicht an Ufers Grün sitzen, das Auge vom Weinen getrübet, und siehst Du nicht an meinem umflorten Blick, den ich trauernd gen Westen richte, daß er fort ist, — fort! — fort! — fort! O hätte ich Dich jetzt an meiner Seite, Du treues Herz, Du einfaches Gemüth! Du Glückliche mit dem schlichten, ruhigen Verstande! Ist mir doch, als höre ich Dich fragen: so, er ist also fort? So sage mir vor allen Dingen wohin, und dann wollen wir sehen, was zu machen ist. — So würdest Du mich fragen, und da ich das fühle, so will ich mich bemühen, Dir eine Antwort zu geben, so geordnet und ruhig, als es mein armer Kopf nur vermag. — Du wirst Dich seiner erinnern: als Du unsere

Gesellschaft verließest, trat er in dieselbe. Dein letzter Ball war sein erster: o daß sich Anfang und Ende immer so traurig berühren müssen! O daß die Schlange, Zeit genannt, sich beständig in den eigenen Schweif beißt! — Aber geht es uns besser? fügen wir nicht auch mit ausgesuchter Selbstquälerei Anfang und Schluß zusammen? wühlen in unserm Schmerze, wie ich im gegenwärtigen Augenblicke? — —

Nachdem ich obige Zeilen niedergeschrieben, trat ich einen Augenblick an's Fenster, um meine Thränen zu trocknen, um mich zu sammeln. Es ritt gerade eine Abtheilung unserer Garde vorüber, die Trompeter bliesen: Ach, wenn du wärst mein eigen! und ich erblickte jenen Lieutenant — weißt Du, denselben — ach nein! Du wirst Dich nicht mehr erinnern — denselben, der sich damals — als er sich nähern wollte, so hastig herumdrehte und ihn mit dem Ellbogen anstieß, damals auf dem Balle. Kannst Du Dich erinnern, theure Ernestine? — Es war beim Beginn des ersten Cotillons. O mit Flammenzügen steht dieser Augenblick im Herzen Deiner armen Henriette verzeichnet. — Da trat er vor und bat mich um eine Extratour. Nun gibt es aber Augenblicke, die für das ganze Leben entscheidend sind; er schaute mich an, so einfach und doch dabei so dringend, daß ich meine Augen niederschlagen mußte. — Doch hinweg, hinweg mit diesen Erinnerungen! Sie sind es ja auch nicht, die ich Dir schildern wollte; war es doch meine Absicht, Dir nur das einzige Wort: fort! zuzurufen und dann in Thränen zu zerfließen.

Ja, er ist fort, und man hat ihn auf verrätherische Art von meinem Herzen weggerissen. Erinnerst Du Dich noch der Frau F., jener heimtückischen Doctor's-Wittwe, der genauen Bekannten seiner Mutter, seiner mütterlichen Freundin, wie sie sich nannte. — O wenn Du mich in diesem Augenblicke könntest lachen hören, Ernestine, es müßte selbst Dein ruhiges Herz erschüttern. Ja, diese Wittwe! — Ich weiß überhaupt nicht, woher es kommt, aber Wittwen haben in meinen Augen immer etwas Gehässiges; in gewisser Beziehung wollen sie uns Mädchen gleich stehen, und dabei

nehmen sie sich doch Rechte heraus, die uns erröthen machen. Gerade so ging es mit ihr und Gustav. Glaubst Du wohl, Ernestine, daß sie bei späteren Bällen ihm mit affektirtem Ernst befahl, sich nun eine halbe Stunde lang ruhig zu ihr zu setzen? hältst Du es für möglich, mein Herz, daß sie, wie ich gesehen, die Schleife seiner Cravatte anfaßte, um ihn — so sagte sie — in Ordnung zu bringen? — Kannst Du Dir eine Niederträchtigkeit einbilden, derjenigen gleich — und ich habe es mit eigenen Ohren gehört — daß sie sagte, als sie einstmal auf passende Altersverhältnisse beim Heirathen kam: ein gleiches Alter ist schon unpassend; ein Verhältniß, wo aber sie um einige Jahre älter sei als er, könne man fast unmoralisch nennen! O Ernestine, das hatte diese Wittwe die Effronterie, vor mir — vor mir und vor seiner Mutter zu sagen! Daß ihn diese verrückte Wittwe nicht heirathen würde, davor war ich allerdings sicher, aber — ich weiß es genau — so eine Wittwe hat schreckliche Ideen.

Doch was nützt es, Dich mit diesen Einzelnheiten zu quälen? Es wäre klüger von mir gewesen, Dir nur das einzige Wörtchen: fort! zu schreiben und es wäre auch meiner entsetzlichen Stimmung würdiger gewesen, denn das Wörterbuch des Grames deiner unglücklichen Henriette hat ja nur noch diesen einzigen trostlosen Ausruf: fort! fort! —

Meine gute Ernestine!

Du hast Recht, mein Schreiben war ein bischen confus. Aber hättest Du in mein Herz sehen können, welche verworrenen, schrecklichen Gedanken dort auf- und abstiegen und meine Vernunft gefangen hielten, Du würdest mir verzeihen. Dein langer Brief hat mich sehr erfreut, getröstet, calmirt. Du breitest eine Idylle vor mir aus, zeigst mir eine Existenz, die ich, an seiner Seite wenigstens, begehrenswerth finden

könnte. Ich war mit Dir früh Morgens im Garten; ich half die Hühner und Enten füttern, ich bewunderte eure Kühe, ich — freute mich mit Dir im Voraus über ein Ereigniß, — Du mußt mir verzeihen, liebe Ernestine, wenn Du meine Schriftzüge hier etwas unleserlich findest. — Beneiden könnte ich Dich, und um das nicht zu thun, muß ich die Erinnerung an ihn hervorrufen, nebenbei auch, um Dir mit kalten, nüchternen Worten zu sagen, wo er sei und wo er sich hingewendet. Wie ihn alle Welt geliebt, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen; seine Mutter, seine Freunde, Herr Banquier Spengler, sein Prinzipal, sonst eine mürrische Persönlichkeit. — Leise flüsternd muß ich Dir dagegen gestehen, daß schon alle Welt davon sprach, Gustav würde noch ein Jahr lang in dem Geschäft bleiben und dann mit dem Vermögen eines Mädchens, das ihn liebt, und das selbst ihr Leben willig für ihn gibt, hier ein Geschäft zu begründen.

Da kam das Schicksal roh und kalt
Und faßt des Freundes zärtliche Gestalt —

Das Schicksal, auf Einflüsterungen jener entsetzlichen Wittwe und zog ihn, zur Ausbildung, wie sie sagte, fort an die Gestade des fernen Weltmeers. O, meine Ernestine, habe ich ein Recht zu gründlichem Jammer, nachdem sie ihn von meiner Seite gerissen? Weit, weit hinweg, nach Havre de Grace. Dort verschafften sie ihm eine Stelle, dort soll mein Gustav einige Jahre bleiben, angeblich zu seiner Ausbildung, in Wahrheit aber, um mich zu vergessen — o Ernestine, das bricht mir fast das Herz, da ich dies niederschreibe; ja um mich zu vergessen beim Anblick fürchterlicher, beutelustiger Französinnen, die dort ihr entsetzliches Wesen treiben sollen. — Havre de Grace, Warum hat der liebe Gott solch' einen elenden Ort erschaffen? Warum hat er ihn de Grace genannt? Mir ist er Havre ohne Gnade. Wie ich diese Stadt hasse, davon kann ich Dir keinen Begriff machen; auch bin ich leider nicht im Stande, mich zu mäßigen, wenn Jemand die Rede darauf bringt. Passirte mir doch neulich etwas

Furchtbares. Es war in Robert der Teufel, als Isabella ihr Grace! Grace! sang und ich ein lautes Lachen mit Mühe unterdrücken konnte. Robert hatte Recht und ich denke wie er: keine Gnade, keine — keine — keine — für Alle, die dazu behülflich waren, meinen Gustav nach Havre de Grace zu schaffen! Namentlich aber keine, keine Gnade für sie, die gestern noch in einer Gesellschaft gesagt: sie habe genaue Nachrichten über die Seestürme an der westlichen französischen Küste; die Verheerungen, welche dieselben dort angerichtet, seien nicht unbedeutend. O warum hat sie nicht schon lange mit zur westlichen französischen Küste gehört!

Verzeihe mir, meine Ernestine, meinen Ausbruch der Leidenschaft, aber Du glückliche Hausfrau hast ja keinen Begriff davon, wie ein armes Mädchenherz erschüttert werden kann.

Mein liebes Herz!

Begreifst Du es, wenn ich Dir sage, daß ich nicht nur immer und immer an dieses Havre de Grace denken muß, sondern daß ich auch in meinem Arbeitstischchen beständig eine Karte liegen habe, worauf ich nicht nur die Umgegend jener für mich so traurigen Stadt, sondern auch den Weg dorthin auf's Genaueste erforsche. Nach dem Telegraphen, den ich mir gekauft, weiß ich, wie lange man braucht, um dorthin zu gelangen, welchen Weg man nehmen muß, wie viel eine solche Reise kostet. Ach! das sind freilich nur Luftschlösser und doch wieder für mich eine so süße Beschäftigung! Sitze ich doch täglich in Gedanken auf der Eisenbahn, eile dorthin, wo er weilt, immer zu, immer zu, ohne Rast und Ruh, komme endlich an, fliege in das Haus, wo er wohnt, und er stürzt, um mich nie mehr zu verlassen, an meine Brust. Es ist ein nicht unbedeutender Meerbusen, nämlich der, an welchem Havre liegt; in seiner Umgebung etwas tiefer hinab

gibt es reizende Orte mit hübschen Namen, Honfleur, Harfleur, mit schönen Landhäusern, wohin sich während der Sommerzeit die reichen Kaufleute von Havre zurückziehen, um das Landleben zu genießen und in süßem Nichtsthun an dem Anblick des unendlichen Meeres zu schwelgen. Ach, so ein Landhaus gehört mit zu meinen süßesten Träumereien, und ich habe mich in diesen Gedanken schon so hineingelebt, daß ich das kleine Haus ordentlich vor mir sehe. Auf einer Anhöhe bei Honfleur gelegen, im niedlichen Cortage mit Terrasse und Veranda, dort sitze ich mit ihm, wir schauen auf die dunkelblaue Meerfluth; wir sehen die Schiffe mit ihren schneeweißen Segeln durch die Wellen streichen — Fridolin — — Dort vor uns an felsigem Gestade liegt Havre — Gustav zeigt hin und sagt lächelnd: hättest Du je gedacht, meine Ernestine, daß wir Angesichts dieser Dir sonst so verhaßten Stadt noch so glücklich sein würden? —

O warum werden wir Arme beständig aus unsern süßen Träumen in die kalte Wirklichkeit zurückgeschreckt und oft unter den grausamsten Umständen? — So muß ich hier schließen, denn die Doctors Wittwe ist drüben bei der Mutter und verlangt auch mich zu sehen. Sie hat unter anderem Gleichgültigen — so sagt diese Heuchlerin — auch Nachrichten aus Havre.

Gute, gute Ernestine!

Könntest Du nur fühlen, wie mein Herz schlägt, während ich am Schreibtisch sitze, könntest Du sehen, wie meine rechte Hand sich abmüht, die Schriftzüge so schnell als möglich auf's Papier zu werfen? Was macht mich so beben und zittern? Eine süße, bessere Wirklichkeit? — O nein, nur ein Hoffnungsstrahl in finsterer Nacht, und daraus vielleicht, gutes Herz, kannst Du meine unermeßliche Liebe berechnen.

Doch ich will nicht undankbar sein. Es ist etwas mehr als ein Hoffnungsstrahl, was mich glücklich macht; ich habe Nachrichten von ihm, — keinen Brief — er wagt nicht, an mich zu schreiben — aber ein Zeichen, daß er mich nicht vergessen, daß er mich liebt, ja, Ernestine, daß er mich innig liebt. — Dann auch noch — doch wozu mich überstürzen? — Eins nach dem Andern sollst Du erfahren, was das Herz Deiner vielleicht einstens doch noch glücklichen Henriette bewegt. Am Schlusse meines letzten Briefes schrieb ich Dir, daß die Doktors Wittwe da sei mit Nachrichen aus Havre; für mich brachte sie mehr; Gustav hat ein Buch an seine Mutter geschickt, das ich ihm angeblich geliehen — angeblich, Ernestine. Ermissest Du die Seligkeit, die für mich in diesem an sich harmlosen Worte: angeblich liegt? Es war eine Gedichtesammlung, die ich schwer aufathmend aus den Händen der Doktorin empfing. Du kannst Dir denken, daß ich mich erinnert, dies Buch an Gustav geliehen zu haben. O wie lange schwatzte die Wittwe, wie lange mußte ich zuhörend alle Qualen der Ungeduld aushalten! Endlich war ich allein auf meinem Zimmer. Ich öffnete zitternd das kleine Büchlein; ich suchte und endlich fand ich ein kleines Stückchen schwarzen, traurigen Seegrases, aber an einer Stelle, die für mich Licht genug hatte, um selbst die ewige Nacht zu erhellen. An jener Stelle stand:

Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend und tausendmal.

Könnte man liebevoller, zarter, deutlicher sein? Gewiß nicht. Doch nun zu dem Anderen, was für mich noch wichtiger und größer ist. Verzeihe mir die fieberhafte Hast, die fliegende Eile, mit der ich zu etwas Neuem übergehe, ehe ich das Andere, Gustavs zarte Zusendung der süßen Verse, gehörig mit Dir besprochen. O mein Herz bebt in gewaltigen Schlägen.

Fühlst du, wies klopfet hier?

Laß Dir also sagen, theure Ernestine, daß ich mich schon seit längerer Zeit nicht ganz wohl fühlte; daß ich traurig und verstimmt war, würdest Du gewiß begriffen haben, ebenso daß sich der Kummer in meinen matten Blicken, in meinen bleicher werdenden Wangen abspiegelte. Dabei war und bin ich in einer unerträglich gereizten Stimmung; das Zufallen einer Thüre, ein lautes Wort, das plötzliche Herabwirbeln eines harmlosen Baumblattes läßt mich zusammenfahren und mein Herz gewaltig schlagen. Meine gute Mutter betrachtet mich häufig kopfschüttelnd und fragt mich auch wohl; doch kannst Du Dir denken, meine Gute, daß keine Macht der Erde im Stande gewesen wäre, mir mein wonnevolles und doch so trauriges Geheimniß zu entreißen. Da besuchte mich neulich auf Veranlassung Papas unser Hausarzt, der gute Medicinalrath, und befragte mich freundlich und liebevoll, und da ich ihm die Symptome meines Leidens nicht verhehlt — die Quelle derselben aber entdeckte sich seinen profanen Blicken nicht — da sprach er von geschwächten Nerven und rieth ein Seebad. — Ein Seebad! und sprach — denke Dir mein Entzücken! — von Ostende oder — Trouville. O wie kommt es, meine gute Ernestine, daß gewisse Worte einen so süßen Klang für uns haben? Trouville — Havre gegenüber. Ist es nicht ein süßer Name, Trouville, kann sich wohl irgend eine deutsche Stadt rühmen, so poetisch schön und wohlthuend benannt zu sein? — Ein Seebad in seiner Nähe! O mein Gott! laß mich hoffen, daß Papa seinen Widerwillen bezwingt. Er runzelte die Stirn und sagte zu Mama: das wäre mir was Rechts, ein Seebad!

Gute, gute Ernestine!

Triumph! Triumph! Die Flagge der Liebe soll wehen. Der Papa hat den Bestimmungen unseres guten Medicinal-

raths nachgegeben und sich für Trouville entschlossen. Wer kann seliger sein als ich! Es hatte auch Differenzen zwischen Mama und Papa; Mama war für Ostende, Papa für Trouville, weil man dorthin über Paris gehe. So werde denn also auch ich dies Wunder der Welt schauen, — Paris und Gustav! Daß die Doktors Wittwe ihre lange Nase gerümpft hat, kannst Du Dir denken, und daß sie für meinen Zustand Bergluft anrieth mitten im Lande, recht weit vom Meere, fand ich sehr begreiflich. O die Gute! Ich werde Briefe an Gustav von dessen Mutter mitnehmen. O meine Ernestine! sie sagte mir mit einem eigenthümlichen Blick: Wie sind Sie glücklich, daß Sie ihn sehen werden! Ja, ich werde ihn sehen, denn wir reisen über Havre. Von Paris schreibe ich Dir wieder.

Paris.

Beste Freundin!

So bin ich denn also in der vielbewunderten Hauptstadt Frankreichs, und ich kann Dich versichern, es ist mir ganz schwindelig zu Muth. Schon das Einfahren in den Bahnhof hätte man ein Locomotiven-Wettrennen nennen können. Wie soll ich Dir die Stadt beschreiben? — Denke Dir Hunderte unserer Königsstraßen an einander gesetzt, vorn und hinten, rechts und links, überall große Läden und Magazine, wohin Du blickst, ein Gewühl von Menschen und Wagen, wie bei uns Mittags um 12 Uhr, wenn die Parade vorüberzieht, und wenn dazu im Hotel Marquardt eine fremde, fürstliche Person wohnt, wo man dann das ganze Dutzend Equipagen des hohen Adels hin und her fahren sieht. Dazu kommt noch, daß hier alle Spaziergänger, alle Reiter und Fahrenden Franzosen und Französinnen sind, daß der Lärm und das Wagengerassel nicht wie bei uns Nachmittags vollständig aufhört, daß es vielmehr hier den ganzen Tag beständig fortdauert und gegen Nachmittag und Abend immer ärger und

toller wird. Gehst Du einen Boulevard hinab, so meinst Du, ganz Paris in unzähligen Fußgängern, in Hunderten von Wagen eile mit Dir; wendest Du Dich um und gehst hinauf, so ist es gerade wieder dasselbe, und als ob die ganze Bevölkerung nun ebenfalls mit Dir hinaufrennen würde. — Ein vielbewegtes, tausendfarbiges Tosen des Meeres, in welchem Du Dich so unendlich einsam und verlassen fühlst, wie unter Larven die einzig fühlende Brust, oder wie es im ausgewanderten Dichter Freiligrath heißt:

Allein, allein kein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen.

Papa findet das ziemlich unausstehlich und freut sich auf Trouville. Ob ich mich auch darauf freue, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, meine Gute. Mit meinem Französisch geht es so ziemlich leidlich, aber Papa, der sich aus seiner Jugend her noch ein paar Ausdrücke erinnert, bringt mich zuweilen in Verzweiflung; er will immer sprechen und es geht doch nicht, und da er die Sachen falsch übersetzt, so gibt es oft die seltsamsten Verwirrungen. Neulich — ich kann es Dir wohl gestehen, meine Gute, denn ich weiß, daß meine Briefe nie andere Augen als Deine lieben betrachten werden — da traten wir müde und abgespannt in eine Passage und suchten einen stillen Ort, um auszuruhen; Papa fand eine Inschrift, die er mit: Ort der Behaglichkeit übersetzte, und da der Eingang recht versteckt lag, wie bei uns manche stille, kleine Wirthshäuser, so nöthigte er mich dort hinein. Denke Dir meinen Schrecken! Ich fühle jetzt, liebe Ernestine, daß mich eigentlich Mama hätte begleiten sollen. Dann hat sich Papa den Baedeker gekauft, und da er in demselben gelesen, daß die Franzosen fast Allem, was sie sagen, als höfliche Leute ihr s'il vous plait beifügen, so thut er das oft an ganz unpassendem Orte und bringt mich beinahe zur Verzweiflung. So sagte er neulich in einem Laden: merci, s'il vous plait. Das ist doch trop, ma chère!

So groß Paris ist, so können sich die Pariser doch oft

auch wieder recht kleinstädtisch betragen. So gingen wir neulich über den Pont des Arts — Du wirst Dich an Hauff's wundervolle Novelle erinnern — und sahen eine Menge Menschen über das Geländer schauen. Natürlicher Weise dachten wir an das größte Unglück, eilten hinzu und sahen einen armen kleinen Hund, der an einer langen Leine schwimmen mußte.

Wir haben Zimmer bekommen im Hotel du Louvre, das aber so groß ist, daß mir ganz unheimlich wird. Ich glaube, das Haus hat 6000 Zimmer, und der Speisesaal faßt ganz bequem 2000 Menschen. Mich betäubt der ewige Lärmen und Spektakel in dem Hause, und danke ich jedesmal meinem Schöpfer, wenn ich auf der Straße bin und namentlich die Treppe hinter mir habe, denn von dem Auf= und Abstürzen der Kellner dort kannst Du Dir keinen Begriff machen.

Papa spricht schon seit mehreren Tagen davon, mich in Begleitung eines Bekannten, den er hier getroffen, nach Mabile und in's Chateau des fleurs zu führen. Du weißt aus der Erzählung Deines Vetters, was das für Orte sind. Kann eine deutsche Jungfrau dorthin gehen? Mein Vater sagt Ja und behauptet, es sei dort ganz famos; aber ich habe schon oft erfahren, was er unter „famos" versteht. — Wird mir aber Gustav nicht zürnen, wenn er erfährt, daß ich dort gewesen? — Ich hoffe nein, denn ich werde ihm später erzählen, daß ich mit strengen, wegwerfenden Blicken umhergewandelt, und daß das ordentliche, anständige, gemessene Betragen der deutschen Jungfrau jenen leichtsinnigen Französinnen bedeutend imponirt habe. Da ich aber, um an einen öffentlichen Ort hier gehen zu können, an meiner Toilette doch etwas thun mußte, um nicht gar zu sehr aus der Provinz zu erscheinen, so habe ich soeben ein Unterkleid probirt, eigentlich nur das Gerippe eines Unterkleides.

Entsetzlich, liebe Ernestine, so aussehen zu müssen! — Ich wäre des Todes, wenn ich nicht wüßte, daß mich nur die Nacht mit ihren verschwiegenen Augen umgeben. — Nun aber schlafe wohl, meine theure Ernestine, denke an Deine

glückliche Freundin, die nun bald in seiner Nähe weilen wird — — in seiner Nähe — — seiner geliebten Nähe, — — — ob sein Herz nicht ahnt, daß ich ihm nahe bin — — schrecklich, wenn es nicht so wäre — schrecklich, wenn die Sehnsucht meines Busens in seinem Herzen keinen Anklang fände — — — schrecklich — — ach nein, ich bin seiner Liebe gewiß — — gute Nacht — — selbst im Traume umschwebt mich sein Bild.

Liebe Ernestine!

Die Zeit unserer Abreise von Paris rückt immer näher, und ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich in großer Emotion bin, wenn ich an den Augenblick denke, wo ich mein Eisenbahnbillet für Havre erhalten werde. Nicht wahr, es klingt eigenthümlich und großartig; statt: zweiter Klasse nach Eßlingen — seconde pour Havre. Und nun für mich erst! — Aber ruhig, mein Herz! —

Nur noch eine Geschichte ohne Worte über Mabile und Chateau des fleurs. Wie ist es möglich, Dir darüber eine Erklärung zu machen! Denk' Dir eine italienische Nacht bei uns, aber ganz anders und diese in's Pariserische übersetzt. Nein, ich habe mich schlecht ausgedrückt. Stelle Dir den dritten Akt in der Oper: „Die Königin von Cypern" vor, Du weißt dort im Garten bei brillanter Beleuchtung, unter rauschender Musik und Tanz: denn das ist das Eigenthümliche hier, daß man im Freien tanzt. Es ist nicht so übel und in guter Gesellschaft könnte es mir auch schon gefallen. Aber hier — mich schaudert noch, wenn ich daran denke.

In den Champs Elysées halten wir mit unserer Equipage — man fährt sehr viel in Paris — vor einem imposanten Thore, Du glaubst in kaiserliche Gärten zu kommen. Wagen an Wagen drängt sich heran, aus ihnen steigen die ungeheuersten Crinolinen, mit schlankem Oberleib und ganz

kleinem Hütchen. Auch elegant gekleitete Damen und Herren sieht man von allen Seiten zu Fuß herankommen, aber nicht Familien- oder Paarweise wie bei uns, gewöhnlich kommen Herren und Damen allein und das giebt Dir schon einen Begriff von dem Orte, wohin ich mich gewagt. Hoffentlich wirst Du Niemand etwas davon sagen. Wenn ich auch vorher wußte, welche Schichten der Gesellschaft sich hier amüsiren, so habe ich doch nicht gedacht, daß es so grenzenlos ungenirt zugehe. Schon die Begrüßung zwischen Bekannten beim Eintritte: Ein Kopfnicken, ein Augenblinzeln, ein nachläßiges Winken mit der Hand, von einem Hutabnehmen keine Rede, ein leicht hingeworfenes Wort seinerseits, worauf sie entweder ausgelassen lacht, oder achselzuckend ihn verächtlich über die Schulter ansieht. So treten wir ein. Von Mabile will ich Dir nicht viel sagen, es ging dort ziemlich still her; aber im Chateau des fleurs war nächtliches Fest. Ich sage Dir, liebe Ernestine, grauenhaft, aber doch in gewisser Beziehung wieder schön, und vielleicht auch wünschenswerth für diese da. Ich versichere Dich, dieses Leben hier ist im Stande, die festesten Grundsätze zu lockern, und ein paar Mal dachte ich an Gustav, wenn er auch hier umher tanzen würde, mit — mit einer anderen Dame. Also Chateau des fleurs — Blütenschloß, Blumenpalast. Stellst Du Dir nicht unter diesem Namen etwas Duftendes, Berauschendes, Phantastisches vor? Und so war es auch hier in der That. Man tritt in einen Garten oder vielmehr auf einen freien Platz, fein geebnet wie ein Tanzsaal, der ringsumher von Gebüschen begrenzt ist und durch ein wahres Meer von Lichtern taghell beleuchtet wird. Während dort zwischen dem Grünen buntfarbige Glaskugeln magisch hervorschimmern, ist der runde Platz, von dem ich eben sprach, ringsumher mit zahllosen Candelabern besetzt, die über eine Unzahl von matt glänzenden Kugeln Licht verbreiten, während riesenhafte Kronleuchter, an für uns unsichtbaren Ketten hängend, mit ihren Hunderten von Lichtern in der Luft zu schweben scheinen. Du bist umgeben von einer unzählbaren Menschenmenge, man springt, lacht und singt

vor Dir und hinter Dir; ungeheure Blumenbouquets duften und flimmern Dir vor den Augen; Spitzen wehen Dir in's Gesicht, schwere, rauschende, seidene Stoffe schleifen an Dir vorüber.

Du athmest mühsam, überrascht durch all' das Ungeheure, was Du hier siehst, Dein Auge sucht vergebens einen Punkt, wo es ausruhen kann; es taucht in eine der vielen Alleen und verschlungenen Wege, die nach allen Theilen des Gartens ziehen. — Umsonst, auch von dorther kommt es oder eilt dahin in einem unaufhörlichen, buntfarbigen, lärmenden Strome. Fast hast Du Dich etwas an Deine Umgebung gewöhnt, als nun mit einem Male eines der stärksten Orchester hinter Dir in den mächtigsten Tönen losbricht. Du wendest Dich erschrocken um, Du hattest bis jetzt nicht Zeit, dorthin zu blicken. — Neue, größere Ueberraschung. Dort erhebt sich eine riesenhafte Tribune, überdeckt von einem ungeheuren Tempelbogen mit Nebendächern von Karyatiden getragen, mit Bildsäulen geschmückt, in den glänzendsten Farben prangend, mit der reichsten Vergoldung verziert von hunderten von farbigen und weißen Glaskugeln. — Und das Orchester, meine liebe Ernestine! Ja, ich will Dir gestehen, süße Freundin, nachdem ich dies nächtliche Fest in Chateau des fleurs gesehen, nachdem ich diese Musik gehört, verzeihe ich den Französinnen Manches, um so mehr, da es ihnen doch an der gründlichen Bildung fehlt, deren wir Deutsche uns rühmen können.

Also diese Musik! — ein Strom, ein Meer von Tönen, das sich über uns ergoß, das uns zu vernichten, zu ersticken drohte, das uns zwang, wie Rettung suchend, wie unwillkürlich in die Höhe zu hüpfen. Ich sage: uns, und wollte Dir doch ausdrücken, daß es den Andern gewiß so zu Muthe war. — Und nun tanzten sie. Es war eigentlich kein Tanzen zu nennen; jedes Paar, unbekümmert um seine Nachbarn, amusirte sich, als wenn es allein in der Welt wäre, — ganz allein in der Welt, gute Ernestine. Es war ein Drehen und Schwingen, ein Wirbeln und Hüpfen, daß Einem ordentlich

anders zu Muthe wurde. Ja, ich will Dir ehrlich gestehen, mit Gustav allein einmal so tanzen zu können, würde mir schon angenehm sein. Nicht wahr, ich bin in Paris recht verwildert? Aber ich versichere Dich, die Erinnerung an jene furchtbare Musik regt mich noch heute auf. Denke Dir, statt der großen Trommel wurde zuweilen mit Pistolen gefeuert; anfänglich fürchtete man sich und schrack zusammen, dann aber erwartete man einen neuen Schuß mit einer gewissen ängstlichen, grauenhaften Freude. Unter den Tänzerinnen sah man elegante und Balltoileten, aber einen eigenthümlichen Anblick gewährte es, daß die meisten in Mantille und Hut tanzten; die erstere streifte natürlich von den Schultern herab, der Hut schob sich in den Nacken, die Augen glühten, die Kleider wurden sehr hoch aufgenommen, und dabei machten Tänzer und Tänzerinnen Bewegungen, wie ich sie vorher nie gesehen. Sie tanzten, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Hieroglyphen, die einem das unbestimmte Gefühl zurücklassen, als müsse die Zeit kommen, wo sie uns verständlicher würden. Was mich dabei verletzte, war die Art und Weise, mit der sich nach beendigtem Tanze jedes Paar trennte. Denke Dir, Ernestine, kein Herr führte seine Dame an ihren Platz zurück; kaum endigte die Musik, so lüpfte er leicht seinen Hut, nickte auf sonderbare Art mit dem Kopfe, sie machte einen sehr extravaganten Knix, wobei sie mit dem linken Fuße hinten hinausfuhr, raffte ihre Mantille auf, schob ihren Hut zurecht, und Beide verloren sich hier und dort im Gedränge, oder in den Alleen und Seitenwegen.

Auch wir gingen dorthin, und die Stille hier, je weiter man sich vom Tanzplatz entfernte, war ordentlich wohlthuend. Hier war nur so viel Licht, daß Alles in ein Halbdunkel gehüllt war; einzelne Paare gingen umher, oder saßen leise plaudernd auf den Ruhebänken, die hie und da in den Lauben angebracht waren.

Findest Du es begreiflich, mein gutes Herz, wenn ich dabei an Gustav dachte?

Ich sehe mit Schrecken, daß dieser Brief über alle Maßen stark geworden ist. Lebe denn wohl, meine Gute, und wenn Du auf dem nächsten Poststempel Trouville lesen wirst, so denke an Deine

glücklich gewesene oder vielleicht
noch glücklich seiende Freundin
Henriette.

Der Vater Henriettens an seinen Freund, den Oberregierungsrath Wegele.

Alter Schwed!

Nachdem ich nun acht Tage in Paris war und Dir dem Versprechen gemäß hiemit einige Zeilen schreibe, finde ich es natürlich, daß Deine Frau ihr Veto einlegte, als Du uns hieher begleiten wolltest. Apropos, Du wirst begreifen, warum ich diesen Brief an unsern gemeinschaftlichen Freund und nicht an Deine Wohnung adressirte. Die Deinige und die Meinige brauchen nichts davon zu wissen.

Zuerst nun zu Geschäften. Die Haartinktur habe ich für Dich an die bewußte Adresse abgesandt, nur bemerkte mir der Erfinder, daß man nach dem Gebrauche derselben einen Tag lang zu Hause bleiben solle, und daß man sich auch, wenn man ausgeht, nicht mit unbedecktem Kopf in die Sonne setzen dürfe; die Tinktur enthalte viel Honigtheile, und es sei der Fall vorgekommen, daß Jemand, der sich unvorsichtig der Sonne ausgesetzt, wie ein schwärmender Bienenstock nach Hause gekommen sei. Die bewußten Lithographieen habe ich mit großer Mühe erhalten und sie dem Clubbdiener eingesandt; nehmt Euch in Acht, daß sich Keiner zu Haus mit einer Silbe verräth. Ich möchte das nicht erleben, wenn ich wieder heim käme, obgleich das doch gewiß ein ganz harmloses Vergnügen ist. Und so ist es mit Allem hier in

Paris; sie machen immer einen ungeheuren Spektakel, und im Grunde steckt nicht viel dahinter. So auch die Französinnen; viel Federn, viel Spitzen, viel seidene Kleiderstoffe, ungeheure Crinolinen, aber kein solider Kern. Da war ich auch neulich bei Mabile und im Chateau des fleurs, aber ich kann Euch versichern, man kommt dabei durchaus nicht auf seine Kosten. Was thu' ich mit diesem leichtfertigen Tanzen der Französinnen! S'ist Alles gemacht, Alles Schminke; es fehlt der innere, feste Halt, dem man doch noch bei uns häufig begegnet. Ich kann Dich versichern, da waren unter hundert nicht ein halbes Dutzend, um welche man die Hand hätte umdrehen mögen; und auch diese waren nur schöne Gemälde und an ihrer Gestalt konnte selbst ein Kenner nicht unterscheiden, wo die Kunst aufhörte und die Natur anfing. Um doch nicht ganz ohne Nutzen zu reisen, habe ich mich ein paar Mal in das dickste Gewühl geworfen, aber glaube mir, überall Trug und Schaum, nirgendwo eine feste Grundlage.

Was ich über Trouville gehört, ist befriedigend; es soll dort ganz gute Hotels geben, auch nicht zu theuer. Doch habe ich zu meiner Verwunderung erfahren, daß dort Herren und Damen dicht neben einander baden. Das unter uns; Henriette soll es an ihre Mutter berichten; das Mädchen hat außerordentlich viel Takt und weiß schon die Sache in's rechte Licht zu setzen. Grüßt mir die Gesellschaft und denkt bei einem guten Schoppen Bier an mich. Das Zeug, was sie hier dafür ausgeben, ist nicht zu trinken.

Trouville.

Meine gute Ernestine!

So sind wir denn hier, so liegt der selige Tag von Havre hinter uns, — so habe ich ihn denn wie — der — ge — sehen. Fühlst Du das Gewicht dieses Wortes, mein

liebes Herz? — Nein, Du bist nie in der Lage, seine Seligkeiten so ganz ausgekostet zu haben, wie Deine nun wieder in einem kleinen Schimmer von Glück lebende Freundin. Du hast nie den Schmerz einer Trennung gefühlt; denn wenn Du auch vielleicht Tage und Wochen von ihm geschieden warst, so wußtet ihr den Tag eurer Wiedervereinigung, ihr schautet ihm mit ruhigem Glück entgegen. Aber ich! Auf wildem Ocean schwimmend, ohne Segel und Compaß, stets gewärtig, an starrenden Felsen feindlicher Eilande zu zerschellen, woge plötzlich auf sanfter Welle, von einem süßen Hauche getrieben, in jene glückliche Bucht, wo er weilt — — — — — — wo Palmen rauschen und Brunnen kühlen und wo der Wundervogel singt: er liebt Dich! er liebt Dich!

Ich sehe Dich lächeln, meine gute Ernestine! Ich sehe — und davon bin ich überzeugt — wie Du geschwind diesen Brief umwendest, als Dein guter Ferdinand näher tritt und wissen will, was ich geschrieben. Nicht wahr, in dem Punkt kann ich ruhig sein. Du läßt ihn doch nichts von unserer Correspondenz lesen? — Um aller Heiligen willen! Der Gedanke würde mich peinigen. Nein, nein, ich kenne Dich, Du redliches, treues Gemüth. Dir zu gefallen will ich mich denn auch bemühen, nach Deiner Ansicht vernünftig zu schreiben. — O mein Gott! vernünftig, als wenn meine heiße, glühende Liebe zu Gustav etwas Unvernünftiges wäre! — Doch ruhig, mein Herz!

Von Paris fuhren wir also Nachmittags fort; auf dem Bahnhofe war ein entsetzliches Gedränge; unzählig viel Passagiere, noch mehr Gepäckstücke. Ich hätte nicht geglaubt, daß es möglich wäre, die Hunderte von Koffern aller Art zu bewältigen. Aber es ging Alles mit Ruhe und Ordnung vor sich; man hätte sich bei uns ein Beispiel daran nehmen können, wenn bei einem Dutzend Koffer vier Beamte beschäftigt sind, drei von ihnen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und der Andere sich über den unerträglichen Zudrang beschwert.

Ueber die Strecken, die wir durchfuhren, kann ich Dir

nicht viel berichten; ich war zu sehr mit dem Ziel meiner Reise beschäftigt.

So viel weiß ich, daß wir durch tiefe Einschnitte fuhren und dann wieder über sehr hohe Brücken hinweg — — Zuweilen sausten wir auch durch die Ebene dahin, und dann hatte diese so etwas rührend heimathlich Gemüthliches — schöne grüne Wiesen, Häuser und Dörfer zwischen Bäumen versteckt, rieselnde Bächlein und glatte Rinderheerden.

Endlich lag es vor uns.

Ach! Ernestine, wie soll ich Dir den Eindruck beschreiben, den das Meer, die See, das unendliche Weltmeer auf mich machte! Thalatta! Thalatta! ruft der Dichter, und setzt hinzu, daß bei seinem Anblick zehntausend tapfere Griechenherzen gebebt hätten. Nun denke Dir, was soll dagegen mein armes, deutsches Mädchenherz anfangen? Es bebte freilich auch, es zitterte und zog sich ganz in sich zusammen beim Anblick der unendlichen glänzenden Fläche. Aber es hatte dabei doch wieder nur den einzigen klaren Gedanken, den es immer hat, im hellen Sonnenlichte, in dunkler Nacht, beim Kosen des Südwindes, beim Brüllen des Sturmes, — hier beim Erblicken des Meeres, den Gedanken an ihn, an ihn.

Es war aber auch so begreiflich; denn kaum hatten wir einen kurzen Blick auf das Meer hinausgeworfen, so sagte ein dicker Herr, der neben meinem Vater saß: Voilà, Havre, und Papa riß mich wieder aus allen meinen süßen Träumereien in die rauhe Wirklichkeit zurück, denn er gab dem höflichen Franzosen zur Antwort: Ah! Havre — merci, s'il vous plait.

Dann fuhren wir bei einzelnen Landhäusern vorbei, bei Dampfschornsteinen, durchschnitten schöne breite Alleen und hielten im Eisenbahnhofe. Flüsternd füge ich hinzu, meine Gute, daß er da war — daß er — doch nein, Du spottest nur über mich und es geschieht mir schon recht. — Nimm einen herzlichen Kuß, den ich für Dich noch übrig habe.

Daß wir in Trouville angelangt sind, siehst Du aus der Ueberschrift meines Briefes. Das nächste Mal schreibe

ich Dir über das hiesige Badeleben; heute bin ich etwas ermüdet, denn die Fahrt von Havre hieher war nicht ganz angenehm.

Der Vater Henriettens an seine Gemahlin.

Trouville.

Meine liebe Frau!

So wären wir denn hier in Trouville angelangt, und da wir einmal da sind, so scheint es sich behaglicher machen zu wollen. Was die Reise hierher betrifft, so wird Dir Henriette darüber geschrieben haben; was wir für Geld gebraucht haben, davon macht sich Niemand eine Idee. Namentlich in dem Paris! Und was hat man dafür? — Du lieber Gott! nicht viel mehr, als man bei uns für ein Viertel des Preises bekommt. — Ueberhaupt Paris lohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, daß man hingeht. Ich will Dir das mündlich schon auseinander setzen.

Hier wären wir also über Havre angekommen; an der Eisenbahn erwartete uns Gustav W., er hat sich recht gemacht, auch schon einen Bart bekommen, und wußte überall Bescheid, was mir schon recht angenehm war. — Daß sich Henriette gefreut, ihn wieder zu sehen, kannst Du Dir denken; ich habe auch nicht den Wauwau spielen wollen. Was sollte ich überhaupt machen? Das Mädchen ist alt genug und sollte wissen, was sie zu thun hat. Wenn sie nur endlich einmal von ihren verfluchten poetischen Ideen ablassen wollte!

Hier in Havre hatte sie sich es in den Kopf gesetzt, mit Gustav eine Meerfahrt zu machen; ich war als Schlachtopfer der Dritte im Bunde, und so machten wir denn eine Meerfahrt bis weit hinaus vor den Hafen, wo wir so herumgebeutelt wurden, daß man es nicht besser verlangen konnte. Es muß ein trostloser Anblick gewesen sein.

Hier in Trouville sind wir denn nun vortrefflich aufgehoben, wir wohnen im Hotel Bellevue bei Herrn Lasserre, einem freundlichen gefälligen Manne und angenehmen Wirth. Wir haben um mäßiges Geld gute Zimmer mit vortrefflichen Betten und eine ausgezeichnete table d'hôte. Du kennst meine Leidenschaft für Fische im Allgemeinen; hier wird dieselbe durch eine kleine Bestechung des Oberkellners auf's Gründlichste befriedigt; man servirt mir mehrere Male zum großen Aerger eines kleinen schwarzen deutschen Landsmannes, der jedesmal sein Augenglas einsteckt und mich neidisch anblickt, wenn ich zum dritten Mal Turbot nehme. Du siehst dadurch, meine liebe Frau, daß ich möglichst auf meine Kosten zu kommen suche. — Deutsche sind genug hier, einzelne Individuen und ganze Familien; Letztere, namentlich die Damen derselben, sieht man häufig am Strande, wo der Sand noch naß ist und wo man tief einsinkt, trotz aller Ermahnungen und Zurufe ohne Galoschen mit Muschelsuchen beschäftigt. Auch sind sie häufig in den Fruchtniederlagen der Stadt zu finden und stehende Kunden des großen Pastetenbäckerladens.

Gestern kamen wir an und haben heute schon unser erstes Bad genommen. Henriette wird Dir das Nähere darüber schreiben. Für uns war das Ding sehr einfach. Da ist ein Bureau am Meere, ein kleiner hölzerner Affenkasten, wo täglich angeschrieben ist, wann die Fluth kommt, und wo man eine Marke nimmt und sich für sein Costüm entscheidet. Ganzer Anzug oder Schwimmhöschen. Nach dem Vorbild der deutschen Familie, von der ich oben sprach, entschieden wir uns für Letztere, natürlich mit Ausnahme Henriettens. Wir gingen zum Badeplatz der Männer, der übrigens so nah an den der Damen anstößt, daß im Wasser, oft unbewußt, eine Vermischung der Geschlechter stattfindet. Doch hat der Anblick seiner Mitbadenden in der That nur eine komische Seite. Du kannst Dir nicht denken, wie namentlich die Damen aussehen, wenn so ihre ganze Toilette von ihnen abgestreift ist.

Oft sieht man Gestalten, von denen man in der That nicht weiß, ob man einen Mann oder eine Frau vor sich hat.

Daß ein Seebad das glücklichste und gründlichste Mittel zur Aufhebung alles Standesunterschiedes ist, so viel steht fest. Es sind hier in Trouville Herzoginnen, Gräfinnen, Baronessen gerade genug. Und das kommt an, ganz à la Pfau, in prachtvollen Equipagen, in ungeheuren, bauschigen Kleidern bis zu dem verhängnißvollen Badehäuschen, auf dessen Thüre man wahrhaftig auch schreiben könnte: laßt alles Irdische hinter euch! Denn dort kommen sie als förmliche Schatten heraus, die eben prangend in Schönheit und Toilette hineingegangen. Ich sage Dir, man kann sich fast eines Gefühls der Rührung nicht erwehren, wenn man so am Ufer steht, und aus den Wellen eine dürre, unschöne Gestalt heraustappt, die von einem eleganten Herrn in Empfang genommen wird, welcher um die Ehre bittet, der Frau Gräfin seinen Arm anbieten zu dürfen.

Eigenthümlich ist, daß dabei die Franzosen das Renommiren und Spektakeln nicht lassen können; denn statt daß diese Herren, wenn sie nun einmal ihrer Löwenhaut entkleidet sind, ruhig und still in's Wasser gehen, machen sie Spektakel, tanzen und singen und suchen sich vor den Damen ein Ansehen zu geben. Sah ich doch gestern einen, der weiß Gott nichts weniger als einem Masaniello gleich sah, mit krähender Stimme in das Meer hinaus schreien:

Ihr Freunde, seht, es strahlt der Morgen.

Auf Französisch heißt es freilich anders, aber die Melodie ist merkwürdiger Weise ganz dieselbe.

Wir haben uns mit der deutschen Familie, die ich schon ein paar Mal erwähnt, bekannt gemacht. Es sind eigentlich nette Leute, wenn auch einer von ihnen nur ein Schriftsteller ist. Die Frau des Andern ist sehr hübsch und hat sich Henriettens angenommen. Weißt Du, in solch' einem Bade kann man nicht für sich allein bleiben, das wäre sehr langweilig.

Gestern sprach mich auch ein alter, freundlicher und sehr gebildeter Franzose an; er meinte, er hätte mich in Dieppe gesehen oder in Bad—bad, wie er sich ausdrückte, — das soll nämlich Baden heißen. Es war mir aber auch gerade so, als ob ich ihm schon sonstwo begegnet wäre, in Baden oder Homburg oder irgendwo auf der Eisenbahn. Es ist eine Figur, die überall vorkommt; sehr reich muß er gerade nicht sein; sein Rock ist etwas abgetragen, doch hat er ein rothes Band im Knopfloch. Er nennt sich le Marquis de Merchantilier, behauptete, man speise nirgendswo besser als in unserem Gasthofe, wo er sein Couvert neben das meinige legen läßt, und raucht leidenschaftlich gern deutsche Cigarren.

Du siehst nun, meine liebe Frau, daß wir es hier allenfalls aushalten können. Für Dich aber, glaube ich, wäre es durchaus nichts hier; es ist an der See zuweilen recht zugig, und im Allgemeinen klagen die Damen hier sehr über Zahnweh. Grüße mir den Regierungsrath Wegele, er soll einmal hieher schreiben, habe ja doch auf seiner Kanzlei nichts zu thun. Auch an sie mein Compliment, Henriette hätte ihre Pomade nicht vergessen. Einliegend einen Brief von Deiner Tochter.

Henriette an Ernestine.

Trouville.

Liebe Ernestine!

Der erste Tag meines Badelebens liegt nun hinter mir und ich kann Dich versichern, daß ich mir früher unter dem Gedanken, in der weiten, offenen, wunderbaren See zu baden, etwas viel Poetischeres vorgestellt, als es in der Wirklichkeit ist. Ich dachte an ein wonniges Hinabstürzen in die schäumenden Fluten, die uns tragen und wiegen würden, wie die Wellen des heiligen Flusses ein Blatt vom duftenden Lotus.

Dabei stellte ich mich in lange flatternde Gewänder gehüllt vor, das Haar hie und da zur Kurzweil mit Seegras geschmückt — weißt Du, Herz, etwas Aehnliches, wie unser Dichter die Seenymphen darstellt. Doch wie grausam sollte auch diese Illusion meines Lebens zerstört werden!

Als wir am Morgen meines ersten Seebades — Papa war schon voraus, — doch sieh, liebe Ernestine, wie vergeßlich ich bin, ich muß Dir ja zuerst das Wir erklären. Wir fanden nämlich hier eine deutsche Familie, einen Herrn mit seiner Frau und ein paar Freunden. Denke Dir, Herz, Beide, die Freunde, schon wirklich gedruckt worden seiende Schriftsteller. Die Frau ist hübsch wie ein Engel und dabei so lieb für mich, daß ich es Dir gar nicht sagen kann; sie lacht gern und häufig und zeigt dann allerliebste weiße Zähne; es ist ein Vergnügen mit ihr umzugehen, denn Alles macht ihr Spaß, jetzt eine Promenade, dann eine Spazierfahrt in den Wald, dann eine Tour zu Nachen in der See, jetzt in einige Läden, um was zu kaufen, zwischen hinein ein kleines Frühstück, dann eine lebhafte Conversation oder etwas Umziehen, kurz alles das treibt sie mit einer Unermüdlichkeit, die namentlich an einer leidenden Frau in's Bewunderungswürdige geht. Sie hat sich meiner auf's Redlichste angenommen; Papa mußte mir noch am Nachmittage einen runden Hut kaufen, wie sie selber einen trug, auch ein ähnliches Mäntelchen, und ich wollte nur, Du könntest uns so sehen, wie wir nach unserem Badehäuschen wandeln, den Baigneur hinter uns.

Aber denke Dir meinen Schrecken, gute Ernestine, als ich das Costum sah, in welchem die Damen hier zum Baden gehen, und in dem man auch mich von heute an sehen soll. Ja, — sehen soll. Und wer Alles! Nicht blos weibliche Augen, sondern auch Herrn geniren sich nicht, in der Nähe herum zu spazieren, ja stehen zu bleiben, wenn sich so costumirte Damen sehen lassen und, mit andern sprechend, stehen bleiben.

Ich habe früher einmal etwas von der garstigen Tracht

der Samojeden gelesen, und ich sage Dir, Herz, gerade so sieht man aus. Denke Dir, ein alter Schiffscapitän, der zuweilen an der Tafel mitspeist, behauptete gestern, mit einem sehr guten Fernrohr könne man von Havre aus Jemand am Strande von Trouville erkennen. Ist diese Idee nicht gräßlich, Ernestine? Wenn ich denken sollte, Gustav werde mit einem guten Tubus versehen — Wahrhaftig, ich glaube, wenn mir der Gedanke einmal beim Baden kommt, so falle ich in Ohnmacht und riskire mein Leben.

Endlich war es denn geschehen, die Matamorphose war vollendet; wir Beide, in umfangreicher Crinoline, in einer recht eleganten Toilette in das Badehäuschen hineingetreten, hüpften daraus hervor als ein paar dunkelblaue, sehr unansehnliche Larven. Ich eilte, an den Strand zu kommen, wo mein Baigneur mir, damit sich kein Kopfweh einstelle, einen Kübel des eiskalten Seewassers über den Kopf goß.

Dann nahm er mich auf seine Arme, trug mich in die Wellen hinein und tauchte mich dort, den Kopf voran, unter, daß mir Hören und Sehen verging. Ich war darüber so böse, daß ich ihn gern an seinem rothen Bart gezupft hätte; doch meinte er, das müsse so sein und verstände sich ganz von selbst. Nach dieser ersten gewaltsamen Abkühlung fühlte man denn auch erst die Annehmlichkeiten des Seebades, und wenn man sich über Costüme und neugierige Zuschauer hinwegsetzen kann, was einem am Ende auch gelingt, so ist es wahrhaftig ein wonniges Gefühl, mit dem man von einer heranwogenden Welle aufgehoben wird und eine Zeitlang auf ihrer Oberfläche schwebt. Doch kommen diese heranstürzenden Wogen auch zuweilen mit solcher Heftigkeit, daß sie uns überstürzen würden, wenn wir uns nicht zur rechten Zeit an die ausgespannten Taue oder an die Arme des Baigneurs anklammerten. Wenn Letztere nur nicht gar so gefühllose, unpraktische Menschen wären! Im Vertrauen gesagt, meine gute Ernestine, sie bringen uns beim Baden auch zuweilen in eine andere Stellung, um einer heranstürzenden starken Welle Trotz zu bieten, eine Stellung, die — eine Stellung,

wo — kurz, eine Stellung, in der man sich in einer vollkommen falschen, fast unwürdigen Position befindet.

Aber um Gottes Willen, verrathe Niemand etwas von dieser Stellung, selbst nicht einmal Deinem Manne. Ich verlasse mich ganz auf Dich. — Daß dabei namentlich der Gedanke an Gustav mit einem allenfallsigen langen Tubus oft wie ein finsteres Schreckgespenst vor mir steht, kannst Du Dir denken; wenn er nur nicht plötzlich einmal von Havre herüber kommt, mich hier überrascht. — Das nicht zu thun, hat er mir feierlich gelobt, gelobt bei seiner Lie — ja, warum soll ich's verschweigen, gute Ernestine? gelobt bei seiner Liebe. Wir haben uns gegenseitig erklärt, er hat an seine Eltern geschrieben, ich einen wahrhaft rührenden Brief an Mama, und wenn man dorther in unsere Verbindung willigt, so wird auch Papa sein wirklich albernes Vorurtheil, den Altersunterschied betreffend, fahren lassen. Also die Hoffnung ist es, meine gute, gute Ernestine, die mich hier an den Ufern des Meeres auf's Neue belebt. Und wo könnte sie uns passender, schöner und poetischer erscheinen, als hier, wo man ihr Symbol, den Anker, täglich vor Augen hat!

Mein gutes, gutes Herz!

Sprachen Dir die vielen Tage, in denen ich geschwiegen, nicht von etwas Außergewöhnlichem, was mir passirt ist? — O ja, Du mußt es ahnen und Du ahnst es auch. Vielleicht hast Du auch Nachrichten von Mama erhalten. Nun, sei es wie es will, höre meinen Ruf des Entzückens — ich bin Braut! — ich bin seine Braut! ich bin Gustavs Braut! Umsonst hat Papa den Kopf geschüttelt, vergeblich waren alle neuen Ränke dieser Doctorin. Die Liebe hat gesiegt, in sechs Wochen soll nun die Hochzeit sein. Verzeihe mir deßhalb, meine Gute, wenn ich etwas verwirrt schreibe. Bin

ich doch glücklich geworden, und gerade so, wie ich es wünschte! Wenn ich einmal an eine süße Erklärung dachte, die er, den ich liebe, mir zuflüstern würde, daß wir glücklich sein dürfen — o so wünschte ich dazu eine fremdartige Umgebung, nicht der Anlagen verschwiegen schattiges Dunkel, nicht den Wald des Bopsers, auch nicht das Thal, welches man das romantische nennt, vielmehr eine neue, wunderbare Gegend, vielleicht heiteren Himmel, — etwas Meerflut, das waren schon meine kühnsten Hoffnungen. Und so kam es, mein Herz. Bei einer Partie in zahlreicher Gesellschaft, die wir von der Straße nach Honfleur rechts ab in die Wälder machten — es war gerade bei einer kleinen idyllischen Hütte, deren sämmtliche Bewohner uns freundlich willkommen hießen, da drückte er verstohlen meine Hand und flüsterte mir zu: „Henriette, auch wir werden bald im Frieden und Schatten unserer eigenen Hütte wohnen." -- O Gott! mir schwindelte. Wie ich den Berg hinauf kam, weiß ich nicht; ich glaube, die seligsten Gefühle trugen mich schwebend, sanft hinauf. Und oben — wir waren den Andern weit voraus — da zog er den Brief seiner Eltern hervor, übergab ihn mir, und ich las — o mein Herz! ich las aus einfachen dürren Worten die wunderbarste, blühendste Zukunft.

Das war ein Augenblick! — Wir standen da oben auf des Berges Höhe an einander gelehnt und schauten auf das Meer, welches in graugrüner, bläulichgelber Verklärung schillernd und strahlend vor uns lag, festlich geschmückt, um als erwartender Bräutigam seine Braut aufzunehmen, die glühende Sonne, die dort in allen Farben strahlend mit jauchzendem Aufflammen ihm entgegen eilte, wobei sie züchtig einen grauen, silberdurchwirkten Schleier über ihr Haupt zog und an seine Brust sank. Es war ein unvergeßlicher Abend; die Erinnerung an denselben wird in mir nachzittern, bis ich an Dein Herz sinken darf und Dir Alles, Alles auf's Genaueste erzählen.

Der Vater Henriettens an seine Frau.

Nun, Gott sei Dank! das ist überstanden, und ich sage Dir, so lieb mir Trouville geworden ist, — das Hotel Bellevue mit seinem Eigenthümer, Herrn Lasserre, sind ganz charmant und nicht genug zu empfehlen, — aber von dem Augenblick, wo Euer Brief in Betreff Henriettens kam, da war der Teufel in allen Ecken los und der junge Mensch — ich meine nämlich Gustav — quartierte sich förmlich bei uns ein. — Na, da kann man genug kriegen! Was die Rechnung hier im Hause anbelangt, so ist sie außerordentlich mäßig und bescheiden, und auch Herr Lasserre in dem Punkte, ebenso wie seines zuvorkommenden und freundlichen Benehmens willen, allen Bekannten bestens zu empfehlen. Denk' Dir aber nur, dieser verdammte Marquis von Merchantilier, so oft er bei uns gegessen — und das geschah ziemlich oft — hat er sich als von mir eingeladen ausgegeben und nichts bezahlt, nicht einmal den Separatwein, den er getrunken, dieser Gauner! Und er trank nur vom besten Chateau la Rose, die Flasche zu sechs Franken. — Na warte! Dem hoffe ich auch noch einmal in Bad — bad zu begegnen oder sonst irgendwo.

Unsern Rückweg nehmen wir nicht über Havre, sondern über Pont l'Eveque und mit der Eisenbahn von Cherbourg nach Paris. Gustav hat von seinem Principal die Erlaubniß erhalten, uns bis dorthin zu begleiten. — Auch das noch! Ich werde diesen Brief erst in Paris schließen, um Dir den Tag unserer Ankunft melden zu können.

P. S. Paris, den 14.

Am 16. hoffe ich bei Euch zu sein. Laßt dem Oberregierungsrath Wegele sagen, ich freue mich sehr, ihn wieder zu sehen. — Ich kann Dich versichern, diese Last mit dem Mädchen, mit der Henriette nämlich, und dem jungen Menschen — nein, das war schon über alle Beschreibung, und ich glaube, daß diese Nachkur alle Vortheile des Seebades

wieder aufhebt. Wir sind doch auch sehr viel bei einander gewesen, so lange wir Brautleute waren. Denke Dir nur, gestern, als wir auf einem Omnibus irgend wohin fahren wollten, ist sie, aller Einwendungen des Conducteurs ungeachtet und trotz des Gelächters vieler Umherstehenden, auf das Dach des Wagens geklettert.

„Ich will Gustav, so lange es möglich ist, nicht einen Augenblick verlassen," sagte sie. — Na, gehorsamer Diener! wenn das keine glückselige Ehe gibt, dann trügen alle Vorzeichen. — Also am 16.!

Die Bucht des Todes

oder

das Krokodillgestade.

A — a — h! ich werde nie den wilden Blick vergessen, mit dem er mich anstarrte und das unheimliche Leuchten seiner Augen, als er mit tiefer Stimme die Frage an mich stellte: „So hörten Sie nie von der Bucht des Todes und dem Krokodillgestade?“ Darauf lachte er krampfhaft hinaus, aber es war ein Lachen, das mich im tiefsten Innersten erschütterte, und da ich bemerkte, wie er in das Glas mit dunkelrothem Weine hineinstarrte und es mit den Zähnen fast verbiß, ehe er die Flüssigkeit in tiefen Zügen trank, so hätte ich lieber gewünscht, sein rothes Auge zu sehen, als die unheimliche Geschäftigkeit, mit der er hierauf sein blutendes Beefsteak zertheilte und gierig verschlang, wobei er dumpf vor sich hinmurmelte: „O Bucht des Todes, o Krokodillgestade. Ha! ha! ha! haha!“

Es war eine schauerliche Nacht, ich werde sie nie vergessen; auch abgesehen von meinem seltsamen Gesellschafter ungemüthlich durch die Umgebung, in der wir Beide uns befanden.

Es war nämlich eine provisorische Bretterhütte, welche damals den Bahnhof vorstellte, von dem eine halbe Stunde von Dresden gelegen das Schienengeleise nach Prag aus-

ging. Dorthin hatte mich Morgens zwei Uhr, wo der von Leipzig kommende Convoi erwartet wurde, eine sächsische Droschke gebracht, in jener Zeit noch ein ungemüthliches schwankendes Fahrzeug, das mit der Geschwindigkeit von hundert Schritten in der Viertelstunde durch die langen und breiten, von Schneegestöber und Wind durchpeitschten Straßen mit mir dahin wackelte.

Endlich war der Bahnhof erreicht und ich wurde in eine Bretterhütte von einem trüben Lichte erdämmert gewiesen, die an das sogenannte Restaurationslokal stieß, wo Passagiere der dritten Klasse sanftes, dünnes Weißbier oder feurigen Kümmel tranken. Als ich in die Halle trat, glaubte ich allein zu sein; doch bald sah ich, daß sich noch ein anderer Passagier hier befand, ein Mann, der an einem Fenster lehnte, seine Stirne, die wahrscheinlich sehr heiß war, an die kalten Scheiben drückte und in die dunkle Landschaft hinauszustarren schien. Eigentlich sah er aber von der Landschaft nichts, denn gegenüber von dem Fenster auf drei Schritt Entfernung erhob sich eine Bretterwand, die eine viel schwärzere Wirkung machte als die nächtliche Gegend. Dem sei nun wie ihm wolle, — genug, der Fremde starrte dort hinaus und wandte sich nicht einmal um, als mein Eintreten einiges Geräusch verursachte, da der Lastträger meinen schweren Koffer ziemlich unsanft auf den Boden setzte. Die Packkammer war noch geschlossen, wir hatten also Zeit genug zum Warten. Ein paar Minuten später erschien ein Kellner in abgeschabtem Röckchen — er hatte eine sehr schmierige Serviette unter dem Arm und wandte sich nicht an mich, sondern an den Fremden, der fortfuhr zum Fenster hinauszustarren. Eigenthümlich war es, daß dieser sich nicht einmal umwandte, während der Kellner mit ihm sprach, sondern daß seine Antworten so lauteten, als verkehre er mit der finstern, unheimlichen Nacht draußen oder mit der düstern Bretterwand.

„Sie haben geklingelt?"

„Ja; eine halbe Flasche Rothwein, dunklen, starken Rothwein und ein Beefsteak, aber blutig, sehr blutig. — Hahaha!

Man kann sich denken, daß eine solche Gesellschaft für mich nicht sehr angenehm war. Morgens drei Uhr in einer Winternacht — schlecht geschlafen hatte ich auch, denn wenn man um zwei Uhr aufstehen muß, so wird man gewiß von zehn oder eilf Uhr an, wo man sich zu Bette legt, alle halbe Stunde einmal wach; zündet ein Licht an und sieht auf die Uhr, um sich alsdann seufzend wieder zu neuem unerquicklichen Schlafe anzuschicken, — wäre es Tag gewesen, so hätte ich es unbedingt vorgezogen, vor dem Bahnhofgebäude auf- und abzuspazieren, aber es wäre dieß auch kein Amusement gewesen. Der Wind sauste um die Ecken des Hauses; Schneeflocken wirbelten umher und hier in der Bretterhütte war es doch wenigstens warm, und man konnte sich vor Zugluft schützen.

Der Wein und das Beefsteak kamen und wurden von dem Kellner auf den einzigen Tisch, der sich in der Halle befand, gesetzt, an dessen einem Ende ich schon Platz genommen hatte. Jetzt beim Klirren der Teller und der Gläser wandte sich der am Fenster um und kam auf mich zu. Es war ein noch junger Mann, vielleicht an die Dreißig, gut gewachsen, einfach und anständig gekleidet, doch war sein Gesicht sehr bleich, seine scharfen leuchtenden Augen lagen tief in ihren Höhlen, und um den Mund spielte ein unheimliches, höhnisches Lächeln, namentlich in solchen Augenblicken, wo er etwas betrachtete, so die Weinflasche, das Glas mit einem Sprunge, die schon gebrauchte Serviette, das ein wenig schwarz gebrannte Beefsteak, und endlich als er sich niedergesetzt hatte und nun erst meiner ansichtig zu werden schien. Das Letztere hätte ich ihm übel nehmen können, doch ist ein schmerzerfülltes Gemüth heilig, unter welcher Gestalt es auch auftreten mag. Und daß das Gemüth des jungen Mannes mir gegenüber nicht von freudigen Regungen erfüllt war, das konnte selbst Jemand sehen, der sich nicht so auf die menschliche Physiognomie verstand wie ich.

Deßhalb entschloß ich mich auch ihn anzureden, und fragte ihn auf die höflichste Art von der Welt, ob es ihn

vielleicht genire, daß ich meine Cigarre fortrauche, während er soupire oder frühstücke.

Auf diese Frage legte er Messer und Gabel nieder, blickte mich finster an und dann spielte wieder jenes höhnische Lächeln, von dem ich vorhin sprach, um seinen Mund. „Ha!" gab er nach einer Pause zur Antwort, wobei er seinen Oberkörper etwas zurückbog und seinen Kopf auf die Seite neigte, wie um mich aus der Entfernung und im veränderten Lichte zu betrachten.

Ich weiß nicht, ob ich schon bemerkt habe, daß er seinen Hut wie angenagelt auf dem Kopfe trug.

„Ha—a—a—" wiederholte er, „mich soll etwas geniren? Der unbedeutende Rauch einer erbärmlichen Cigarre?"

„Erlauben Sie — ich rauche eine vortreffliche Upman."

„Nun ja denn, der elende Rauch einer Cigarre mich geniren? Lassen Sie dort neben mir, wo der Ofen steht, den Vesuv donnern und blitzen, glühende Lava und alles versengend neben mir dahinrauschen, lassen Sie meinetwegen links, dort, wo Ihr Koffer steht, ein Krokodill auftauchen von sechsunddreißig Fuß Länge, sei es sogar mit doppeltem Rachen — und dann fragen Sie, ob mich dergleichen genirt, oder nur einfach belästigt, worauf ich Ihnen zur Antwort gebe: nein, nein! zehntausendmal nein! Wer erlebt hat, was ich erlebte, wer so von Schrecknissen umgeben war, wie ich, den kümmern dergleichen Kleinigkeiten nicht."

Darauf fiel er über sein Beefsteak her und zerfleischte es mit kannibalischer Wuth, auch trank er hastig, und jedesmal, ehe er das Glas an den Mund setzte, um den Inhalt hinunterzuschütten, hielt er es gegen das Licht und murmelte: „Ha! roth wie Blut."

Es war ein unheimlicher Kerl.

Endlich legte er Messer und Gabel nieder, wobei er ein Knurren der Befriedigung hören ließ, etwas Aehnliches, wie ein gesättigter Tiger. Dann verschränkte er beide Arme über die Brust und that nun jene Frage an mich, wie ich sie Eingangs dieser kleinen wahrhaftigen Geschichte wiedergegeben. Wie er aber die Worte aussprach, mit jenem tiefen,

unheimlichen Tone, das dem geneigten Leser zu verdeutlichen ist mir rein unmöglich. Er hob seine Augen langsam in die Höhe, bis sie meine Blicke gefaßt hatten, die er alsdann festhielt, unwiderstehlich festhielt, förmlich bannte, wie die Schlange es mit dem armen Vogel macht, der unglücklicher Weise in ihre Nähe gekommen ist.

„So hörten Sie nie von der Bucht des Todes und dem Krokodillgestade?"

„Nie," gab ich schüchtern zur Antwort; „auf mein Wort: nie. Ich hätte ja keine Ursache, es zu leugnen." — Diesen Zusatz, der fast wie eine Entschuldigung klang, preßte mir sein in der That kannibalisch wilder Blick aus, mit dem er jene Frage begleitete.

„Kennen Sie Madagaskar?"

„Allerdings, obgleich ich nie dort war; doch trieb ich auch, wie jeder andere gebildete Mensch, meine Geographie. —

Ueber Madagaskar sieht man Frühlicht glänzen,

sang Freiligrath," rezitirte ich schüchtern.

„Ah! Frühlicht über Madagaskar glänzen!" versetzte er mit einem unterdrückten Stöhnen, „genug! genug! — Kennen Sie die Howas oder Ambolambos?" forschte er weiter; dabei schaute er mich etwas milder an.

„Sind das vielleicht wilde Thiere?"

„Im Gegentheil," sprach er mit Entrüstung, „es sind das sehr civilisirte Indianer, o diese Howas! Ein mächtiges und gebildetes Volk, verfertigen Schießpulver, wenn sie es auch nicht erfunden haben, besitzen sogar einige Druckereien, besaßen sie vielmehr unter ihrem König Radama, der ein weiser Monarch war, glücklicher Vater einer Tochter, o! einer Tochter. Sie hieß Radamalanga." Er preßte die Hand vor die Stirne und stöhnte abermals laut und schrecklich. Dann fuhr er gemäßigter fort: „langa heißt in der Howasprache Tochter, also Radamalanga — die Tochter Radama's."

„Ungefähr wie im Russischen Paulowna dasselbe ausdrückt," wagte ich ihm zu sagen.

Er lächelte mich schrecklich an, aber wie Jemand, der mit seinen Gedanken wo anders ist. Dann sagte er: „Sie hieß auch Lolawola, was bedeutet: Waldblume — — — O meine süße Waldblume!“

Er trommelte mit beiden Händen einen sehr energischen Marsch auf den Tisch, dann hob er abermals sein gefülltes Weinglas gegen das Licht, murmelte wieder: „Ha! roth wie Blut,“ und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Daß mir diese Unterhaltung ziemlich peinlich war, brauche ich dem Leser wohl nicht zu sagen; ich überlegte auch schon, wie eine Gelegenheit herbeizuführen sei, um mich sanft dem Wartesaal und seiner Gesellschaft zu entziehen. Ich nahm meine Uhr hervor, ich brummte, um unbefangen zu erscheinen, die ersten Akte einer Arie vor mich hin, ich glaube aus Johann von Paris: O welche Lust gewährt das Reisen! ich legte meine beiden Hände auf den Tisch, um meinen Stuhl besser abrücken zu können; da fuhr mein Gegenüber plötzlich mit der rechten Hand in die Höhe, faßte mein linkes Handgelenk, drückte es fest auf die Platte des Tisches, und da er sich zu gleicher Zeit mit einem kräftigen Rucke erhoben hatte, so flimmerten seine leuchtenden wilden Augen dicht vor den meinigen.

Es ist keine Schande für mich, wenn ich gestehe, daß ich eine Bewegung nach rückwärts machte; doch hielt er mich fest und kam mir dabei so nahe, daß die Worte, die er in eigenthümlichen Flüstern zu mir sprach, wie das Zischen einer riesenhaften Schlange klangen.

„Ich halte Sie für einen intelligenten Mann,“ sagte er. „Gewiß, ich halte Sie für Jemand, der etwas über das Niveau des Gewöhnlichen emporragt; Sie sollen die Geschichte hören, aber — — geben Sie mir vorher eine von den gerühmten vortrefflichen Upman's. Ich erzähle besser,“ setzte er mit dem ihm eigenen Grunzen hinzu, „wenn ich etwas zwischen meinen Zähnen fühle, worauf ich hie und da beißen kann.“

Er klappte seine Kauwerkzeuge so heftig zusammen, daß

es ordentlich knackte, dann grinste er mich mit einem offenbar freundschaftlich sein sollenden Lächeln an, ließ mein Handgelenk los und zündete die Cigarre an, welche ich ihm einigermaßen bestürzt hinüberreichte.

Er dampfte ein paar Sekunden lang wie eine Lokomotive; dann spie er weit von sich in eine Ecke des Schuppens und begann:

„Es kann Ihnen, auf Ehre, vollkommen gleichgültig sein, wie er nach Madagaskar kam."

„Er?" unterbrach ich ihn schüchtern. „Ich dachte, Sie wollten die außerordentliche Gefälligkeit haben, mir Ihre eigene Geschichte zu erzählen."

„Wenn ich er sage," gab er mir barsch und finster zur Antwort, „so werde ich meine guten Gründe dazu haben, und es wird Ihnen wohl anstehen, meinen Schmerz, der in der Erinnerung wieder fürchterlich auftaucht, zu respektiren und das Er zu achten.

Ich machte eine Bewegung der Entschuldigung, und gewiß mit vollem Rechte; denn es gibt Sachen, die man unbedingt zu achten verpflichtet ist, besonders, wenn man sich zwischen drei und vier Uhr Nachts mit einem unheimlichen Individuum, wie mein Gegenüber es war, von aller menschlichen Hülfe ziemlich entfernt befindet. Der schläfrige Kellner wäre vielleicht auf meinen Hülferuf erst erschienen, nachdem ich schon lange todtgestochen gewesen wäre.

— — — „Genug, er war in Madagaskar, als die Insel blühte unter der Regierung des milden Königs Radama, dem Gott die ewige Ruhe schenken möge, denn er ist nun todt. — — — Er lebte glücklich und zufrieden auf Madagaskar, er hatte nah dem königlichen Palaste eine Wohnung erhalten, wo er sich damit beschäftigte, seltene Insekten und Vögel zu konserviren, Skizzen in sein Album einzutragen und seine Tagebücher zu vervollständigen. O es war eine glückliche Zeit, denn vorüber der Thüre seiner Wohnung schritt jeden Tag, gefolgt von ihren dienenden Jungfrauen, die holde Radamalanga Lolawola, die Tochter des Königs, wenn sie sich zum Baden begab, sehr leicht begleitet, nach

Art der madagaskar'schen Prinzessinnen hellleuchtende Blumen im dunklen lockigen Haare. Sie blieb täglich bei ihm stehen, sie legte ihre feine braune Hand häufig auf seine Schulter, sie lehnte sich zuweilen sehr fest an ihn, sie sagte beim Abschiede Ada lahi marama, was auf deutsch ungefähr heißt: Guten Morgen, mein lieber Freund, ich freue mich jedesmal, wenn ich dich sehe. Sie schickte ihm Blumen und Früchte, glänzende Muscheln und Geflügel, kurz, es war das vollendetste Schürzenstipendium, das je ein Sterblicher genossen. O Lolawola! o meine süße Waldblume!"

Er biß so heftig auf die vortreffliche Upman, daß ein verrätherischer brauner Saft in seinen zuckenden Mundwinkeln erschien. Dann fuhr er nach einer Pause fort:

„Er war auch nebenbei Photograph; er hatte eine vortreffliche Maschine und auch schon wunderbare Aufnahmen in den tropischen Urwäldern von Madagaskar gemacht. Doch mußte er sich darin der größten Vorsicht befleißigen, denn so gebildet die Hovas im Allgemeinen waren, so war doch ihre Priesterkaste aus etwas schwachköpfigen Leuten zusammengesetzt, die beim Anblick der ersten Photographie über Hexerei schrieen und sein Verderben beschlossen. Beim guten König Radama hätten sie nun freilich dabei nicht viel ausgerichtet, doch hatte dessen erste Frau, Ranavola-Ampansaka, was Königin Ranavola heißt, die er aber, unter uns gesagt, zu Gunsten seiner zweiten Frau ein Bischen stark vernachlässigte, einen großen Anhang im Lande und war ihm, das heißt, dem unglücklichen Photographen, auf's Feindseligste gesinnt. Er beging auch damals eine große Thorheit, indem er den König dazu vermochte, dessen zweite Gemahlin photographiren zu lassen. Hätte er nur eine gewöhnliche Photographie gemacht, so würde der Haß der ersten Königin vielleicht nicht mit verdoppelter Heftigkeit gegen ihn entbrannt sein; um aber der geliebteren Gemahlin des Königs auf dem Bildniß einen helleren Teint zu verschaffen, kam er auf die allerdings sehr sinnreiche, aber unter bewandten Umständen sehr gefährliche Idee, die Königin zu pudern, worauf ihr gewöhnlich

tiefbraunes Gesicht auf dem Papier in einer helleren und sehr angenehmen Färbung erschien. — — —

„Fluch dieser Idee; sie war nicht blos sein Verderben, sondern auch das der holden Lolawola."

Er trank hastig ein Glas Rothwein, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„König Radama kam zum Sterben und Ranavola-Ampansaka im Verein mit der Priesterkaste riß die Herrschaft an sich. Die erste Nachricht jenes schrecklichen Ereignisses erhielt er durch seine geliebte Waldblume. O er wird jene Nacht nie vergessen, der Unglückselige, als die Prinzessin gegen alle Etikette allein in seine Hütte stürzte und ihm zurief: Retten wir uns, wir sind verloren! Kaum konnte sie sich Zeit zu den nothwendigsten Erklärungen nehmen, denn die ausgeschickten Mörder der fluchbedürftigen Königin Ranavola-Ampansaka konnten jeden Augenblick erscheinen. Ja, als er lauschend an die Thüre der Hütte trat, hörte er im nahen Königspalaste das unheimliche Geheul von tausend wilden Stimmen: „Fliehen wir! fliehen wir!"

„Er raffte eilig alle Albums und Tagebücher zusammen, seine photographische Maschine ließ er natürlicherweise im Stich, nahm den Arm der Prinzessin und floh mit ihr dem Meeresstrande zu.

„Dort lag in einer sicheren Bucht ein leichtes, aus dem festesten Holze geschnitztes kleines Boot, in welchem die umsichtige Lolawola, welche dem schrecklichen Ereigniß schon seit ein paar Tagen entgegengesehen, Früchte und Wasser verborgen hatte. Beide sprangen in das Kanoe, er stieß es vom Ufer ab und — es war keine Zeit zu verlieren. Kaum schwammen sie ein paar hundert Ellen vom Lande entfernt, als eine wilde, heulende und schreiende Menschenmenge mit Feuerbränden in den Fäusten das Ufer hinabstürzte und ein entsetzliches Geschrei erhob, als sie das Boot mit den beiden Flüchtlingen schon so weit entfernt erblickte, daß man es bei dem unbestimmten, flimmernden Lichte der Nacht kaum noch auf den Wogen tanzend erschauen konnte.

„Einige Augenblicke schwebten die Beiden in namenloser Angst, ob sie von dem großen, schnellrudernden Kriegskanoe verfolgt würden, denn in dem Falle hätte man sie in Kurzem eingeholt. Doch nein, es geschah nicht, Ranavola schien sich damit begnügt zu haben, den verhaßten Fremdling und die unglückliche Prinzessin verbannt zu sehen. — Eine feurige Lohe sah man am Ufer aufsteigen: die Wohnung des Photographen stand in Flammen, und um die funkensprühenden Trümmer, die bald zusammenstürzten, hüpfen die Vornehmsten der Priesterkaste den Vertilgungstanz. — — — Es war ein entsetzlicher Anblick.

„So schwammen die Beiden im leichten Kanoe auf dem Meer, und da es glücklicher Weise Ebbe war, so gelang es ihren Anstrengungen, bald so weit in die See hinaus zu kommen, daß sie unmöglich vom Gestade mehr erblickt werden konnten, und dort legten sie ihr Boot einen Augenblick bei, um nun zu berathschlagen, was zu thun sei."

Der räthselhafte Fremde stützte die Arme auf den Tisch und ließ sein Haupt auf den Fäusten ruhen, als ginge auch er mit sich selbst über etwas zu Rathe. Doch fuhr er nach ein paar also verbrachten Augenblicken in die Höhe, strich sein wirres Haar aus der Stirne und fragte mich:

„Sie kennen wohl Madagaskar nicht genau?"

„Nicht besonders genau," gab ich zur Antwort; „ich hatte niemals Gelegenheit dorthin zu kommen."

„Ich kann mir das denken," unterbrach er mich barsch, „hat auch nichts zu sagen. Geben Sie mir einmal das Stück Kreide, das neben Ihnen auf dem Tische liegt, damit ich Ihnen die fatale Situation, in der sie sich befanden, ein Bischen klar zu machen im Stande bin. Sehen Sie hieher" — er machte eine Schlangenlinie auf den Tisch — „das ist das Ufer, wo die Howas wohnen. Ihr Gebiet erstreckt sich weit nach Madagaskar hinein, was uns aber nichts angeht. Früher gehörte ihnen nur das Innere der Insel, aber durch Eroberungen drangen sie bis zur Ost- und Westküste vor. Das in Parenthese, und hier ist die Ost- und Westküste.

Fahren wir nun mit der Kreide hier herum, so kommen wir an den nordwestlichen Theil von Madagaskar. Hier ist Kap Amber, dort Menabé, und hier unter dem 19. südlichen Breitegrad wohnt die wildeste und scheußlichste malayische Rasse, die Sakalaven, wahre Kannibalen, blutdürstige Tiger und Wütheriche, die auch, wie stark zu vermuthen ist, heimlicher Weise noch Menschen fressen. Und diese Sakalaven sind die geschworenen Feinde der Howa's und der weißen Ansiedler auf Madagaskar.

„Was nun diese weißen Ansiedler anbelangt, so ist das die kleine französische Kolonie von Nossibé mit der befestigten Stadt gleichen Namens, und wenn es den beiden Flüchtigen gelang, dorthin zu kommen, so waren sie gerettet. Das nächste Schiff, das anlegte, konnte sie an freundlichere Gestade führen."

„Ich hoffe, sie wurden gerettet," konnte ich mich nicht enthalten, mit etwas erregter Stimme auszurufen.

„O! o!" grunste er in wildem Schmerze und bezeichnete mit einem dicken, weißen Punkte auf dem Tische die Stelle, wo Nossibé ungefähr lag. „Um dorthin zu gelangen," fuhr er nach einem längeren Stillschweigen fort, „mußten die Beiden an der Küste hinfahren und konnten die Ansiedlung bei günstigem Winde mit ihrem kleinen Segel aus Bast geflochten vielleicht um die Mittagsstunde erreichen. So verabredeten Beide; er stellte das Segel, der scharfe Morgenwind, der sich erhoben hatte, schwellte es, und sich anmuthig auf die Seite neigend, schoß das Kanoe mit der Geschwindigkeit eines Vogels durch die dunkelblauen Fluthen. —

„Ueber Madagaskar sah man Frühlicht glänzen, sang der Dichter, wie Sie vorhin erwähnten. — O ich werde dieses Frühlicht nie vergessen. — Er, wollte ich sagen," verbesserte er sich, „wird es nie vergessen, nie, — nie, — nie. — Ja, es kam das Frühlicht, und es wurde Tag, Lolawola, in seinen Armen eingeschlummert, erwachte vom ersten Strahl der Sonne, welcher über die See daherblitzend ihr müdes Auge küßte; sie richtete sich auf, sie schien entzückt die Schnel-

ligkeit zu bemerken, mit welcher das leichte Boot, von der Morgenbrise getrieben, längs des Gestades von Madagaskar dahinflog; sie blickte scharf vor sich hin, sie zeigte mit der Hand auf einen freilich noch fernliegenden, kleinen weißen Punkt, der eine Landzunge krönte; sie rief freudetrunken: ‚dort ist Nossibé, wir sind gerettet,‘ und dann — — — dann“ — schrie der Erzähler mit einer entsetzlichen Stimme, „wandte sie ihre Blicke in die blauen Wogen der See hinaus, verhüllte das Gesicht mit ihrem lichten Gewande, sank in die Arme des jungen Mannes und stöhnte: ‚dort sind Sakalaven, wir sind verloren!‘ — Sakalaven! Ja, es waren Sakalaven, zwei, sechs acht Kanoes; sie kamen von Ankifi und Passandava, um wieder einmal zu ihrem Privatvergnügen die Stadt Nossibé anzugreifen. Die verruchten, elenden Räuber und Menschenfresser! Sollten sie das kleine Boot mit den Flüchtlingen bemerkt haben? — ‚O gewiß,‘ sagte die Prinzessin und rang einen Augenblick jammernd die Hände. Aber nur einen Augenblick; dann sprang das heldenmüthige Geschöpf empor, befahl dem jungen Mann, das Segel straffer anzuziehen, und ließ darauf das Boot durch einen leichten Schlag näher an's Ufer hinlaufen. ‚Noch haben wir,‘ rief sie, ‚das Ufer der Howa's an unserer Seite zu erreichen; es gibt dort vor uns eine tief in's Land gehende, versteckt liegende Bucht, und wenn wir diese erreichen, sind wir für den Augenblick gerettet. Die Sakalaven, welche uns wahrscheinlich schon erblickt, werden, einen Hinterhalt fürchtend, dort nicht einzudringen wagen. Es ist freilich eine Bucht,‘ setzte das junge Mädchen schaudernd hinzu, ‚der sich in gewöhnlichen Fällen Niemand zu nahen wagt; aber lieber mit dir dort sterben, als lebendig in die Hände der scheußlichen Sakalaven fallen.‘

„Und letztere hatten das kleine Boot bemerkt. Das sah man deutlich aus der plötzlich veränderten Richtung ihrer Kriegskanoes. Und näher und näher kamen diese von dreißig bis vierzig Rudern getrieben. — Und horch, man hörte schon,“ sprach der Erzähler und hielt plötzlich inne, wobei er

die Hand an sein Ohr legte und lauschte, — „war das nicht der Pfiff einer Lokomotive?"

„Nein, nein," erwiederte ich in namenloser Spannung; „es saust der Wind über die Bretterhütte, es prasselt der Regen auf das hölzerne Dach."

„Ah so!" rief er mit einem tiefen Athemzuge. „Aber die Flüchtlinge vernahmen, wenn auch noch aus der Ferne und gedämpft, den heulenden Kriegsruf der Sakalaven. Lolawola saß mit stierem Blicke und starrte auf das Ufer hin. Dieses, früher sandig und flach, wurde jetzt höher, und steile Felsen, mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt, erhoben sich aus der See. Glücklicherweise war diese vom Windhauche nur sanft gekräuselt, und die Brandung zeigte sich nur als ein leichter, weißer Schaum."

„‚Jetzt das Segel nieder!' rief das junge Mädchen. Er riß das Bastgewebe herab, das Boot schwankte einen Augenblick so heftig, als wolle es umschlagen, wandte sich dann scharf gegen die Felsen des Ufers, die hier wie eine Theaterdekoration vor einander geschoben waren und dem kleinen Fahrzeug den Eingang in eine kleine, rings umschlossene Bucht gestattete, deren Umgebung der junge Europäer mit grenzenlosem Erstaunen betrachtete. Lolawola aber barg ihr Gesicht in beide Hände, reichliche Thränen entflossen ihren schönen Augen, und sie rief mit erschütterndem Tone: ‚Vor den Sakalaven sind wir gerettet, um hier zu sterben!'

„‚Wo sind wir?'

„‚In der Bucht des Todes, am Krokodillengestade.'

„Ah!" rief ich entsetzt.

„Horch," wiederholte der Erzähler, indem er abermals die Hand an das Ohr legte. „Hören Sie nicht den Pfiff der Lokomotive?"

„Nein, nein," rief ich hastig, während ich einen Blick auf die Uhr warf; „wir haben noch eine Viertelstunde Zeit. O lassen Sie mich nicht in der Bucht des Todes, lassen Sie mich zurückkehren vom Krokodillengestade. Weiter! weiter!"

Der Erzähler trommelte mit den Fingern auf den Tisch

und das klang wie ein Trauermarsch. Dann blickte er starr vor sich nieder und begleitete seine nachfolgenden Worte melodramatisch durch dieß dumpfe Getrommel. — — —

„Der junge Mann blickte erstaunt umher, und was er sah, konnte er sich anfänglich mit den entsetzlichen Worten des jungen Mädchens nicht reimen. — Das kleine Kanoe schwamm in der rings umschlossenen Bucht auf einem gänzlich unbeweglichen Wasser. — Freilich war das Wasser etwas gelb, trübe, ja schlammig; die Umgebungen desselben: links sanft ansteigende Hügel, rechts ein steiles Ufer, zeigten sich dagegen dem Blicke in unvergleichlicher Schönheit. Hier hatte sich der reichste, üppigste Pflanzenwuchs eines tropischen Urwaldes in ungestörter Ruhe gelagert und erhalten. Tausendjährige Bäume erhoben sich vor, neben und hinter einander; ihre Zweige in der Höhe eng durcheinander flechtend, die unteren wie ein Laubdach über das unbewegliche Wasser der Bucht ausstreckend. Riesige Farrenkräuter in den wunderbarsten phantastischen Formen der Stengel und Blätter sproßten überall empor, sich mit ihrer frischen, hellen Farbe so prachtvoll abhebend auf dem tiefen, fast schwarzen Grün verschiedener der umstehenden Bäume. Und Alles das, Farrenkräuter, Sträuche, Bäume, war durchflochten und durchwoben von den mannigfaltigsten Schling- und Schmarotzerpflanzen, von Lianen mit zackigen Blättern und leuchtenden Blumen, welche die grauen Stämme umwunden hielten, von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig emporkletternd, dann vom höchsten Gipfel der Baumriesen nun wieder abwärts fallend, um wie die zierlichsten Festons auf den trüben Wasserspiegel niederzuhängen.

„Seltsam, seltsam, ja erschreckend erschien der Hintergrund der Bucht. Dort theilten sich die beiden Ufer und schienen einen breiten Streifen in das Land hinein offen zu lassen. Schienen, sage ich, denn der Blick wurde dort gehemmt durch einen Wald kolossaler, fast schwarzgrüner Cypressenstämme, von denen einzelne noch im Wasser selbst standen, und zwischen welche man hindurch einen stillen, unheim-

lichen Sumpf erblickte. Aber nur hie und da, wo die dicken Stämme eine Durchsicht gestatteten. Da bemerkte man trübe, grüne Wasserlachen von Moosen und Flechten durchzogen, gekreuzt von zusammengestürzten, verwitterten Cypressenstumpen, ein schauerliches Durcheinander von Wasser und Pflanzen. Zuweilen — dort — jetzt hier, plätscherte etwas faul in dem stillen Sumpfwasser; dann bebte die ganze Fläche der Lianen und Moose rings umher, ein quackender Laut erscholl, worauf wieder Alles still wurde.

Die Sonne vermochte nicht in die Bucht einzudringen, nur hie und da sah man hoch in den Laubmassen ein glänzendes Streiflicht sich hereinflechten, wohl in einer scharfen Linie an einem der Stämme niederfahrend, um auf dem Boden eine der trüben, schmutzigen Sumpflachen ein wenig aufzuhellen.

„Ueber dem Wasser aber, unter den unbeweglichen Zweigen, brütete eine entsetzliche Hitze; kein erfrischender Windhauch konnte hier eindringen; das unbewegliche Wasser war gewärmt, erhitzt von der tropischen Sonne, die auf dem Walde mit ihrer sengenden Glut lastete.

„Diese glühende Atmosphäre erschlaffte den jungen Mann nach wenigen Augenblicken. ‚Wohin kommen wir?‘ sagte er nach einem tiefen Athemzuge.

„Das junge Mädchen rang verzweifelnd die Hände.“

„‚Dort vor uns ist ein Sumpf; gibt es einen Weg hindurch?“‘

„Sie schüttelte traurig mit dem Kopfe. ‚Er dehnt sich meilenweit in's Land hinein, ist unergründlich und wimmelt von Alligatoren und scheußlichem Gewürm.‘

„‚So bleibt uns nur eine Flucht möglich rechts oder links die Ufer hinauf.‘“

„‚Der Sumpf umgibt das Alles mit einem breiten Gürtel. Wenn die Sakalaven uns den Rückweg versperren, so sind wir verloren.“‘

„Sie sagte das Alles mit flüsternder Stimme, und als er sie um die Ursache befragte, zog sie ihn zu sich nieder

und antwortete kaum vernehmlich: „Ein lauter Ton, ein Ruf macht die entsetzlichen Bewohner dieser Bucht aufmerksam, und wir werden sie auftauchen sehen in ihrer scheußlichen Gestalt, hier, dort, neben dem Boote, unter demselben. A—a-—ah!" Sie schauerte zusammen, preßte einen Augenblick ihre Hände vor das Gesicht, und als sie wieder emporschaute, waren ihre Züge von Angst verzerrt.

„‚Sieh die glänzende Schlange!' sagte er, sich rasch zur Seite biegend und indem er das Ruder zum Schlage erhob. Ein langes glänzendes Reptil neigte sich in den Zweigen über ihren Häuptern und schien im Begriff, auf sie herabzuschießen.

„‚Rühre dich nicht!' rief sie entsetzt. Und rasch hatte sie ihr Ruder ergriffen und das Boot mit einer leichten Bewegung ein paar Schritte vorwärts getrieben. Dabei aber streifte seine Schulter das vom Ufer niederhängende Gesträuch, und eine riesenhafte, schwärzlich graue Spinne, deren Biß unbedingt tödtlich ist, ließ sich auf seinem Arme nieder. Lolawola entfernte sie freilich durch einen Schlag mit dem Ruder, dann aber brach sie erschöpft zusammen, und es gelang dem jungen Manne nur mühsam, sie in seinen Armen aufzufangen. Das Kanoe schwankte heftig.

„Horch!"

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, unterbrechen Sie sich nicht wieder! Wir haben wahrhaftig noch eine Viertelstunde Zeit."

„Horch!" wiederholte er mit einem vollkommen grassen Gesichtsausdruck, wobei er wie abwehrend die Hand gegen mich ausstreckte. — „Horch, die Sakalaven!"

„Ja, sie kamen," fuhr er mit einem mechanischen Kopfnicken fort und hub wieder an, den Trauermarsch auf dem Tische zu trommeln. „Man hörte ihre raschen und gleichförmigen Ruderschläge; man vernahm schon an dem Rauschen der Kiele ihrer Boote, daß sie sich dem Eingange der Bucht näherten. Der junge Mann zog eine Pistole aus dem Gürtel und wollte den Hahnen derselben spannen; doch legte Lola=

wola, welche aus ihrer Ohnmacht erwachte, rasch ihre Hand auf das Gewehr. ‚Schieße nicht gegen den Feind,‘ sprach sie, ‚tödte mich, lass’ mich nicht lebend in ihre Hände fallen.‘

„Die Worte, die er ihr zur Antwort gab, konnte sie in diesem furchtbaren Augenblicke, in dem Entsetzlichen, was er jetzt sah und hörte, nicht mehr verstehen. Hinter ihnen, am Eingange der Bucht, erscholl mit einem Male ein tausendstimmiges Geschrei. Geschrei war es eigentlich nicht zu nennen, vielmehr ein so zetterndes wildes Geheul, daß man zweifelhaft sein konnte, ob menschliche Stimmen im Stande seien, so gräßliche Töne auszustoßen. Und doch waren es Menschen; es waren die Sakalaven, welche nicht nur dergestalt ihre Anwesenheit kundgaben, sondern auch schwere Steine über die Eingangsfelsen der Bucht warfen, die mit lautem Plätschern in das stille, bisher so unbewegliche Wasser niederfielen.

„Was ihre teuflische Absicht dabei war, wußte Lolawola, und der junge Mann errieth und sah das Gelingen dieser teuflischen Absicht im nächsten Augenblicke mit tiefem Grausen. Kaum hatten die Wände der Bucht von dem höllischen Geschrei widerhallt, das sich grollend, hallend, murrend in den finstern Cypressenwald hinein fortsetzte; kaum hatten die Felsstücke, von der Hand der Wilden geworfen, die trübe Flut aufgewühlt, als es auf allen Seiten des bis jetzt so trägen Wassers lebendig zu werden schien, entsetzlich lebendig, schauderhaft lebendig. Rechts und links, vorn und hinten, neben und unter dem Kanoe tauchten riesige Alligatoren auf. Boshaft funkelten ihre kleinen rothen Augen, mit denen sie die beiden unglücklichen Schlachtopfer betrachteten. Mit einem häßlichen Schmatzen schlossen sie ihre furchtbaren, mit scharfen Zähnen bewaffneten Rachen, und unter den schwerfälligen Bewegungen ihrer plumpen Körper schwankte der kleine Nachen wie eine Nußschaale und drohte umzuschlagen. Schillernde Wasserschlangen hoben sich aus ihrem Element, wickelten ihren schlanken Leib um halbvermoderte Baumstämme am Ufer, bäumten sich zum Sprunge gegen die fremden Ein-

dringlinge empor, und es war, als ob sie andere Reptilien durch ihr Erscheinen anlockten, denn plötzlich ringelten sich von den Zweigen, die sich über den Köpfen der Unglücklichen weit in die Bucht hinein streckten, schillernde Vipern und Nattern der giftigsten Art auf die Beiden herab, und im nächsten Augenblicke fühlte Lolawola den kalten, glatten Körper einer dieser todtbringenden Schlangen auf ihrem heißen Busen unter dem Gewande verschwinden.

„Horch!"

„Nichts, nichts, es ist das Sausen des Windes; der Pfiff der Lokomotive kündet sich heller und deutlicher an."

Der Erzähler war emporgesprungen und wehrte mit beiden Händen heftig von sich ab, als wollte er die Erinnerung an diesen entsetzlichen Moment aus seinem Geiste verbannen. Sein Auge blickte mich, der ich seinen Arm faßte, mit einem starren, entsetzlichen Ausdrucke an; seine Lippen bewegten sich kaum, als er mit leisem, ersterbendem Tone sprach:

„Das unglückliche Mädchen warf sich bei der Berührung der Schlange, die an ihrem heißen Körper so entsetzlich kalt hinabglitt, erschreckt zur Seite. Ich beugte mich rasch zu ihr, um sie in meinen Armen aufzufangen — — aber — — die Bewegung war zu heftig — o fürchterlicher Augenblick! Das schmale Boot schwankte stark — — es stürzt um, hunderte von Alligatorenrachen schnappen nach uns, während wir fühlen, wie riesige Wasserschlangen mit ihren entsetzlich kalten Leibern zusammenschnürende Ringe um uns ziehen."

„Unglücklichster aller Menschen!" rief ich. „Also Sie waren es selber? Und Sie leben? Sie athmen noch im rosigen Lichte?"

„Horch!" wiederholte er mit einem Blick, der etwas von Geistesabwesenheit verrieth. — — „Horch! es ist der Pfiff der Lokomotive."

„Aber ich bitte Sie inständig!"

„Ha! wie das gellend tönt," rief er mit einer erschrecklichen Lustigkeit, während sein Gesicht furchtbar verzerrt war

und seine Augen unheimlich leuchteten. „Hören Sie, wie es heranfreucht, das vielgliedrige Feuerroß, Alles zermalmend, was von seinem riesenhaften Schlangenleib gestreift wird, — Alles zerdrückend, wie damals ihren süßen Leib, wie damals sie, meine holde Lolawola. — — — O — o — h!"

Und draußen brauste und zischte, klirrte, pfiff, schnaubte und rasselte es näher und immer näher, und von zwei Seiten rollten die feuerspeienden Ungethüme sich begegnend und sich ordentlich gehässig mit den rothen Augen anschielend heran, während sich ihre weißen Dampfkämme zornig emporsträubten; Flammenschein beleuchtete die Halle, blitzähnlich mit feuriger Lohe an den Wänden dahinfahrend, so daß in solchen Augenblicken unsere Talglichtflamme auf dem Tische ängstlich zusammenzuzucken schien. Die Thüre der Halle wurde rasch und schnell geöffnet, und eine Stimme rief: „Die Reisenden nach Prag!" — Und: „Die Reisenden nach Leipzig!" ertönte gleich darauf ein anderer Ruf.

Mein Erzähler drückte seinen Hut so tief in die Stirne, daß dessen Rand beinahe auf den finster zusammengezogenen Augbrauen aufsaß. Er ergriff ein Reisetäschchen, das er neben sich auf einen Stuhl gelegt, streckte mir mit einer matten Bewegung des Arms den kleinen Finger seiner linken Hand zum Abschied entgegen und wandte sich um, die Halle zu verlassen.

Ich trat ihm rasch in den Weg, indem ich ausrief: „Nein, so lasse ich Sie nicht von dannen; es wäre über alle Beschreibung grausam, mich in dieser schrecklichen Ungewißheit zurückzulassen. Sie führen mich nach Madagaskar, Sie lassen mich die höchst angenehme Bekanntschaft der höchst liebenswürdigen Prinzessin Radamalanga Lolawola machen; Sie werden verfolgt, — ich fliehe theilnehmend mit Ihnen; ich fühle mein Herz vom tiefsten Mitleid bewegt, als wir Ihre Todfeinde, die Sakalaven, in den schnell rudernden Kriegskanoes dahinten im Meere erblicken; ich verliere den Muth nicht, als Sie mich in die Bucht des Todes führen, als Sie mich die Bekanntschaft des Krokodillengestades machen lassen;

ich schaudere ob der Schrecknisse, welche Sie und die unglückliche Lolawola umgeben, aber — mit Stolz muß ich es bekennen, ich habe nicht gezagt; ich hörte nur mit einem gelinden Grausen, was Sie von den riesenhaften Rachen der kolossalen Krokodille erzählten; ich erblickte die schillernden Schlangen; ich sah die rauhhaarigen, giftigen Spinnen, ich schwankte mit Ihnen; ich stürzte, innig für Sie und die unglückliche Prinzessin fühlend, mit Ihnen hinab in die Bucht des Todes; hunderte von Alligatorenrachen schnappen nach Ihnen, während Sie fühlen, wie riesige Wasserschlangen mit ihren entsetzlich kalten Leibern zusammenschnürende Ringe um Sie ziehen — Sie aber leben wunderbarer Weise — und ich habe ein Recht, die Vollendung dieser schauderhaften Geschichte zu verlangen. — Sie leben — Herr — Freund — Mensch — Sie haben die Verpflichtung, mir, wenn auch mit geflügelten Worten zu sagen: wie war es Ihnen möglich, sich aus dieser gräßlichen Situation herauszuhelfen? — —

So sprach ich rasch — hastig, mit bewegter Stimme, und sah wohl, daß meine Worte einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Seine starren Züge lösten sich in angenehme Weichheit auf, der Ausdruck seiner Augen nahm etwas Melancholisches an, er legte seine Hand auf meine Schulter und sprach dann nach einem tiefen Athemzuge mit leiser Stimme:

„Ich soll Ihnen sagen, wie ich mit meiner geliebten Waldblume" —

„Also auch die Prinzessin ist gerettet?" rief ich in freudiger Bewegung.

„Der Bucht des Todes und dem Krokodillgestade entrann," sagte er mit einem Blick gegen das Bretterdach der Hütte. — — — — „Ja, wenn mir das möglich wäre," fuhr der Fremde fort, „wenn Sie mir dazu einen Rath ertheilen könnten, ich wär' Ihnen außerordentlich dankbar. Sehen Sie," nun — ich prallte zurück vor dem gleichgültigen Lächeln, das auf einmal über seine Züge flog, über dieselben Züge, die ich wenige Augenblicke vorher noch in so furchtbarer Spannung gesehen, — „Sie müssen mir zugestehen, daß

meine Geschichte nicht ganz schlecht ist, bis auf den Schluß nämlich. — Da geht mir der Faden aus; seien Sie mein Wohlthäter," setzte er mit Wärme hinzu, „und geben Sie mir eine Andeutung, wie ich mir und der geliebten Waldblume aus Krokodillrachen und Riesenschlangen-Umarmungen heraus helfen kann." — —

„A — ah!"

„Nach Prag! — nach Leipzig!" schrieen ein paar heisere Stimmen.

„Sie kennen das große illustrirte Journal: ‚Ueber Land und Meer,‘" rief der Erzähler in geflügelter Eile, indem er mich trotz meines Widerstrebens nach der Ausgangsthüre mit fortzog; „für den unglaublichen Theil dieser Zeitung bin ich Berichterstatter; die Geschichte ist fertig, aber ein vernünftiger Schluß fehlt mir. Hätte ich diesen Schluß, so zahlte mir der Redakteur, Dr. Zoller, ein doppeltes Honorar. Wenn Sie mir dazu verhelfen könnten, so wären Sie mein Wohlthäter. Ich bemerke Intelligenz in Ihren Zügen — hier ist meine Karte, schreiben Sie mir nach Prag."

„Gehen Sie zum Teufel!" rief ich heftig und stürzte mich in unbeschreiblicher Entrüstung in den Leipziger Bahnzug, der, als hätte er nur auf mich gewartet, brausend und zischend von dannen fuhr.

Am Hofe von Japan.

Humoristische Skizze.

Erstes Kapitel.

Jakob's Traum oder die Protectionsleiter.

Es ist ein kleines, fast ärmliches Parterrestübchen, das sich uns zu Anfang dieser an sich unbedeutenden Geschichte zeigt, und zwar an einem etwas stürmischen Wintermorgen, wir hören den Wind durch den Schornstein herab zuweilen stoßweise in den glimmenden Kohlenofen blasen, so daß dieser alsdann verdrießlich und gequält Dunst und Rauch wie tiefe halbunterdrückte Seufzer von sich gibt; auch klirren hie und da die etwas locker gefaßten Fensterscheiben, wenn ein recht derber Windstoß vorüberfährt, ja der Sturm draußen achtet oft so wenig das Hausrecht, daß er nicht selten durch Fuge und Ritze eindringt und die dünnen Vorhänge bewegt, mit denen die Fenster von unten gerechnet zur Hälfte bedeckt sind.

An einem dieser Fenster sitzt eine alte Frau und spinnt. Zuweilen blickt sie in die Höhe und ihre leisen Bemerkungen gelten meistens dem Wetter und dem Wind, der den Regen zuweilen derb gegen die Fenster peitscht und der doch um diese Jahreszeit, Mitte Dezember, Gescheidteres zu thun hätte.

„Da hör' einer wieder," sagte die alte Frau — „ist das ein Winterwetter, wie es recht und billig ist? Statt weiß bereifter Bäume, statt eines klaren Himmels und zwei Fuß hartgefrorenen Schnee's die Subelei da draußen; es ist nichts mehr in Ordnung in der Welt. Früher war es schon anders, da war es im Frühling Frühling, im Sommer Sommer und im Winter Winter, wie es sich gehörte, jetzt ist Alles toll und bunt durcheinander gemischt."

Nach einer solchen Bemerkung setzte die alte Frau ihr Spinnrad wieder heftiger in Bewegung, so daß es mit dem Winde um die Wette surrte und schnurrte. Bisweilen auch, wenn der es gar zu toll trieb, schaute sie nach einer Thüre, die in ein Nebenzimmer führte und murmelte mit einem freundlicheren Blick vor sich hin: „Freue mich nur, daß Jakob von Allem dem nichts hört; nun er hat sich auch erst um 5 Uhr wieder hingelegt, nachdem er fast die ganze Nacht Dienst gehabt — das könnte endlich einmal anders kommen — geschickt wie er ist keiner, und wenn er auf seinem Kutschbocke sitzt, da macht er wahrhaftig eine andere Figur, als alle wirklichen Hofkutscher mit einander und auch der Leibkutscher obendrein. — Ach! es wird doch kein Verdienst mehr belohnt," seufzte die alte Frau, nachdem sie an den trüben Himmel hinaufgeschaut und ihren zerrissenen Faden wieder angesponnen.

Wir haben schon gesagt, daß das Parterrestübchen, in dem wir uns befinden, eine einfache fast ärmliche Ausstattung hatte, doch müssen wir hinzufügen, daß hier Alles außerordentlich reinlich war. Fußboden, Wände, die in Blei gefaßten Fensterscheiben, die verschossenen Zitüberzüge der Stühle, der große geblümte Vorhang, der in der Ecke des Zimmers ein Bett verbarg, vor Allem der hell gescheuerte Tisch, auf dem sich sogar eine glänzend weiße Serviette befand, dazu die Kaffeetasse, Milchkanne, Brod und Messer, ein noch unberührtes Frühstück, dessen Hauptbestandtheil, ein blauer Porzellantopf mit Kaffee, in der Bratkachel des kleinen Ofens sich befand.

Die Schwarzwälderuhr in der Ecke des Zimmers zeigte bereits auf 8 Uhr. Da öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers ein wenig, und durch die Spalte wurde der gutmüthig lächelnde Kopf eines jungen Mannes sichtbar, der der alten Frau heiter zunickte, ihr alsdann sagte: „Gleich, gleich Mutter, wir müssen uns noch ein wenig striegeln und putzen, um zu erscheinen, wie es sich gehört," um alsdann wieder zu verschwinden.

Die alte Frau stellte ihr Spinnrad bei Seite, setzte den Kaffeetopf auf den Tisch, nachdem sie nicht unterlassen, ihn mit einem Tuche abzuwischen, dann blickte sie nach der Thüre des Nebenzimmers, und als diese sich nun öffnete und der Angekündigte und Erwartete eintrat, strahlte ihr Auge vor Vergnügen.

Es war aber auch der Mühe werth, ihren Sohn anzuschauen: wohl gewachsen, mit frischen, aufgeweckten Gesichtszügen wie er war, so sauber angezogen, als solle er zum Modell eines kaiserlichen Stallbeamten dienen, die lackirten Stiefeln mit hellgrauen Stulpen, das weißlederne Beinkleid dazu, die blaue Weste mit langen Schößen, zwar sonst noch in Hemdärmeln zur Schonung des Livrérocks, aber trotz alledem den glänzend lackirten Hut auf dem Kopfe, etwas keck auf die rechte Seite gesetzt.

„So, da wären wir, und nun wollen wir frühstücken, was uns die gute alte Frau bescheert, — rück dein Spinnrad an den Tisch, es ist besser, wenn du mir zuschaust, als hinauf an den trüben Himmel — ist das ein Wetter!"

„Wie du mich heute Nacht gedauert hast — dein Mantel war so naß, ich habe ihn in der Küche auseinander gehängt und ein tüchtiges Feuer dazu angemacht. Ich glaube, er ist jetzt schon fast wieder trocken."

„Das lohne dir Gott, alte Mutter — wie es aber heute Nacht war, das ist gar nicht zu sagen, und die da droben auf dem Balle geniren sich den Teufel um ihre Wagen, um Kutscher und Bediente — ich glaube, wenn sie nicht hie und da Angst für ihre Pferde hätten, so ließen sie uns

noch länger stehen — Brr! hat das gegossen und gestürmt — — — — und die allerschlimmsten sind die Hofdamen, die kennen keine Schonung nicht für Mann und Vieh. Ich möchte nur wissen, ob die nicht müde werden, den ganzen Tag herum zu kutschiren, aus einem Laden in den andern, von einem Geschwätz zum andern und Abends zu Soirée und Ball. — Na, gestern Abend war's noch zu ertragen, denn vor dem Palais der alten Prinzessin Henriette hielt Alles, was gut und theuer ist, sogar der Leibkutscher Seiner Majestät, und wenn er auch in seinem Pelze aussah, wie ein alter mürrischer Bär, so half ihm das Alles nichts, er mußte ebenfalls warten. — — Ich hatte mit meinem Wagen so gut manövrirt, daß ich mich hinter der Wetterseite neben dem kaiserlichen Wagen eingedrängt hatte, der alte Mundel bemerkte es auch, und sagte einmal halb brummend, halb lachend: ‚Der Jakob ist doch ein verfluchter Schlaukopf. Ich glaube, du machst mich zu deinem Wetterableiter.'"

„Aber er meinte das doch nicht böse?" fragte besorgt die alte Frau.

„O, nicht im Geringsten, er mag mich wohl leiden, und wenn er vor dem Einspannen in der Stallkammer sitzt, da läßt er mich gewöhnlich auch hereinkommen, wo doch neben ihm sonst nur die Hofkutscher sind. So auch gestern Abend, und von einem warmen Tröpfchen, das er sich kommen ließ, bekam ich auch etwas ab."

„Wie mich das freut, denn wenn der Herr Mundel, der Herr Leibkutscher will, so kann er doch viel dazu beitragen, daß du wirklicher Hofkutscher wirst."

„Ja, das hat er auch wohl schon gesagt. Gestern Abend noch. Doch meint er: das ist mit dem Protegiren eine verfluchte Geschichte, und wenn ich dich noch so dringend vorschlage und Seine Majestät auch überzeugt sind, daß du ein Kutscher bist, wie er sein soll, so hängt es doch Gott weiß von welchen Kleinigkeiten ab, ob sie dich zum Hofkutscher machen."

„Und von welchen Kleinigkeiten?" fragte die alte Frau,

indem sie ihrem Sohne die kleine Tasse wieder vollgoß. — „Doch nur von Kleinigkeiten, die den Dienst anbelangen?"

„Dienst?" — davon erzählte mir der alte Mundel, der doch gewiß ein Leibkutscher ist, als hätte ihn der liebe Gott extra dazu geschaffen, eine ganz gute Geschichte. ‚Meinst du wohl,' sagte er mir eines Tages, ‚daß ich Leibkutscher Seiner Majestät geworden bin, weil ich mit Sechsen vom Bocke eine Achter in den Sand fahre, die man mit dem Zirkel nicht sauberer hinzeichnen kann, oder weil ich Allerhöchstdemselben, unter uns gesagt, einmal aus einer großen Schlamperei heraushalf?'"

„Was war denn das?" fragte die alte Frau neugierig, als Jakob statt weiter zu reden mit beiden Backen kauend, lächelnd an die Zimmerdecke hinaufsah.

„Man spricht nicht gerne darüber," fuhr Jakob nach einer Pause fort, „doch brauche ich dir kein Geheimniß daraus zu machen. Seine Majestät der Kaiser wollte einmal draußen im Tivoli mit einem jungen Zuge vierspännig fahren; doch erklärte Herr Mundel, der damals noch ein junger Hofkutscher war und der jenen Zug unter sich hatte, Seiner Excellenz, dem Herrn Obersten der kaiserlichen Stallungen: und wenn es ihn seinen Dienst koste, er spanne die Pferde nicht ein, wenn ihm nicht gestattet würde, hinten auf dem Wagen Seiner Majestät des Kaisers mitzufahren. Glücklicherweise wurde es ihm erlaubt. Denn, kaum waren sie zum Park draußen, da gebrauchte seine Majestät die Peitsche etwas unvorsichtig, mochte auch die Zügel nicht so in der Hand haben, wie es nothwendig war — genug, die Vorläufer fingen an verdrießlich mit den Köpfen zu schütteln, und die Stangenpferde prallten zusammen, daß der Wagen einen förmlichen Ruck that. Dann aber flogen alle Vier dahin, als wenn sie vom Teufel gejagt würden. ‚Aha,' dachte Herr Mundel, ‚jetzt riskire ich Gnade und Ungnade,' und als obendrein Seine Majestät der Kaiser nochmals die Peitsche gebrauchen wollte, — denn Muth haben Allerhöchstdieselben, als ob Seine Majestät ein geborener Kutscher wäre, — da

langte Herr Mundel ruhig vor, nahm die Zügel an sich, stemmte sich mit den Füßen an den vorderen Sitz, und nach einer verfluchten Anstrengung gelang es ihm, den vierspännigen Zug wieder in einen anständigen Trab zu bringen. — Allerdings sagte Seine Majestät hierauf, ‚das war recht, Mundel.‘ Aber er hätte ihn trotz alledem nicht zum Leibkutscher gemacht, wenn nicht —“

„Was wenn nicht?“ fragte die alte Frau, als Jakab pfiffig lächelnd still schwieg.

„Wenn nicht auf einem Maskenballe bei Hofe der erste Flügeladjutant Seiner Majestät, Baron Welker, der Staatsdame der Kaiserin, der Gräfin Klapperfeld, die lange Schleppe von ihrem Kleide herunter getreten hätte.“

„Nicht möglich, Jakob?“

„Wie ich dir sage. Herr Mundel war damals jung verheirathet, und seine Frau, eine sehr geschickte Kleidernäherin, befand sich zur Aushülfe in der Garderobe des Schlosses. Im Umsehen hatte sie die Schleppe wieder aufgeheftet, auch den ganzen Anzug der stolzen Gräfin wieder so kokett hergerichtet, daß diese eine Freude an ihr hatte, sie den andern Tag zu sich kommen ließ, und acht Tage darauf war Herr Mundel Leibkutscher, obgleich Seine Excellenz, der Herr Oberst der kaiserlichen Stallungen einen ganz andern dringend in Vorschlag brachte. Der Adjutant, Baron Welker, hatte aus Artigkeit, um seinen Fehler gegen die Gräfin wieder gut zu machen, auch mit dazu geholfen, und da der Herr Oberst der kaiserlichen Stallungen das Ding nicht so wollte hingehen lassen, so gab's eine solche Geschichte bei Hofe, daß alle Drei, von denen jedes einen starken Anhang hatte, gefährlich in's Schwanken kamen und man es eine Zeit lang erwartete, daß eine dieser drei vornehmen Staatskutschen umwerfen würde. An dem Adjutanten blieb es endlich hängen, denn der fuhr ein wenig nebenaus und bekam eine Infanteriebrigade in der Provinz.“

„Merkwürdig, was man nicht Alles erfährt, wenn man bei Hofe ist.“

„Ja, Mutter, unser einer erfährt viel, wenn man nur darüber reden dürfte. Diese Geschichte erzählte mir der Leibkutscher, als ich ihn um Rath fragte, ob ich nicht einmal sollte ein artiges Bittschreiben aufsetzen und es Seiner Excellenz dem Herrn Obersten der kaiserlichen Stallungen zur Beförderung an Seine Majestät überreichen. ‚Bester Freund‘, sagte er darauf, ‚du siehst aus meiner Geschichte, daß es bei Hofe auf dem geraden Wege nichts ist, und wenn ich das Schreiben selbst verfaßte und wenn es der Stallmeister, sogar der Herr erste Stallmeister günstig befürwortete, so würde es seine Excellenz doch in die linke Rocktasche stecken, — wenn du nicht sonst im Stande bist, dich durch irgend etwas vortheilhaft bemerkbar zu machen.‘“

„Das ist traurig und ich sollte mich eigentlich auch verheirathen, um zu erwarten, daß irgend einer Staatsdame gelegentlich die Schleppe abgetreten würde — —“ setzte er nach einer Pause seufzend hinzu: „Aber mit der Verheirathung hat es gute Wege — — war die Rosa gestern Abend nicht da?“

„Freilich — aber erst um 9 Uhr, nachdem der Laden zugeschlossen war. Sie blieb auch den ganzen Abend hier und hat immer gehofft, du würdest noch einmal nach Hause kommen.“

„Hätte es auch gerne gethan,“ brummte der junge Kutscher, aber wie ich die alte Staatsdame, die Gräfin Zirbel glücklich bei der Prinzessin angebracht hatte und in den Stall zurückfahren wollte, da kam ihr Lakai fluchend wieder zurück und sagte: ‚da soll ein Donnerwetter dreinschlagen, jetzt müssen wir noch einmal zum Hofjuwelier hinauffahren. Da ist ein Armband für die Alte nicht fertig geworden und das will sie partout heute Abend noch haben.‘ Also dorthin und eine Stunde gewartet. Was mich allein tröstete, war, daß der Herr Oberst der kaiserlichen Stallungen, der gewöhnlich sehr spät kommt, uns von seinem Wagen aus vor dem Hofjuwelier halten sah. Für so was hat er Augen wie ein Falk — und kaum war ich endlich gegen halb elf Uhr im Stalle, da kam schon sein Lakai, um zu fragen, was wir

dort zu machen gehabt. Natürlicher Weise sagte ich es ihm, und setzte hinzu, wenn meine beiden Pferde morgen den Husten hätten, so wäre nichts daran schuld als das verfluchte Armband. Nun bin ich überzeugt, Seine Excellenz hängt einen artigen Kessel darüber und wird schon eine saftige Geschichte zusammenbrauen — guten Appetit! — Wie lange war die Rosa da?"

„Bis gegen 11 Uhr; dann habe ich sie selbst nach Hause gebracht. Sie sprach viel von dir und sagte, sie glaube doch, wenn du einmal wirklich Hofkutscher seiest, daß ihre Mutter zu erweichen wäre und eure Heirath zugäbe. — Wie mich das freuen würde! Denn es gibt nichts Lieberes auf der Welt, als die Rosa."

„Das weiß Gott und nur darum wünsche ich mir eine tüchtige Protektion, also das war um 11 Uhr," setzte der junge Kutscher, nachdem er lange sinnend vor sich niedergeblickt, fragend hinzu — „um 11 Uhr — da hatte ich mich in der großen Geschirrkammer in einen der alten Schlitten gelegt und war fest eingeschlafen. — Ja davon wollte ich dir eigentlich erzählen, Mutter. Da ich nämlich schlief, hatte ich einen höchst seltsamen Traum, einen Traum, der gewissermaßen damit zusammenhing, was mir der Leibkutscher wegen der Bittschrift und der Protektion gesagt."

„Nun — darauf bin ich begierig — heute haben wir den letzten Advent, und ein Traum von diesem Tage hat immer etwas zu bedeuten."

„Ich lag also in dem Schlittenpelze drinn, so gut man nur liegen kann, wenn man nicht in seinem Bette ist, hatte mich auch noch mit einem Stallteppich gegen die Kälte verwahrt und war augenblicklich eingeschlafen. Da träumte mir, daß sich die Decke der Sattelkammer, die ich vor dem Einschlafen betrachtet hatte, langsam auseinander schöbe, durchaus nicht unheimlich, als wenn sie einstürzen wollte, sondern wie oft in der Komödie im letzten Akte, wenn sich die Wolken auseinanderschieben und man den Himmel in seinem Glanze und mit Engeln sieht; so blickte ich aufwärts und sah eine

schöne Treppe, die halbrund aufsteigend, hoch oben hinauf in ein Zimmer führte, wo Alles mit seidenen Tapeten und vergoldeten Möbeln ausgeschmückt war."

„Also ein Zimmer im Schloß? Das verspricht allerdings ein hübscher Traum zu werden."

„Ja, aber es war keines der Zimmer, die ich schon gesehen, und ich kenne sie so ziemlich alle, denn hier befand sich ein großer goldener Thronsessel und darauf saß Seine Majestät unser Kaiser, aber nicht in der Uniform, wie ich ihn hundertmal gesehen, sondern in einem rothen Sammetmantel mit weißem Pelz besetzt; auf dem Kopfe hatte er eine Krone mit faustdicken Brillanten, in der einen Hand ein Scepter, in der andern einen goldenen Reichsapfel, gerade so wie diese kostbaren Sachen in der Schatzkammer zu sehen sind. Und auf der großen, breiten Treppe war dir ein ganz sonderbares Gewimmel: da standen alle die Herren und Damen von Hof aufmarschirt und genau ihrem Rang nach; zuerst unten bei mir kamen die Bereiter, die wirklichen Hofkutscher, die Sattelmeister, die Leibkutscher, die Stallmeister, je um eine Stufe höher stehend, wie der andere, dann die Kammerherren vom Dienste, die Flügeladjutanten Seiner Majestät, Ehrenfräulein und Hofdamen, der ersten Stallmeister; und auf der andern Seite der Treppe Küchen- und Zimmerpersonal, die höheren Schloßbeamten bis zu Seiner Excellenz dem Herrn Obersten der kaiserlichen Hofhaltung, die sich mit Seiner Excellenz dem Herrn Obersten der kaiserlichen Stallungen schon ziemlich nahe am allerhöchsten Throne befand und sich zuweilen erlaubte, ein ganz ergebenes Wort mit schmunzelndem Lächeln anzubringen. Ach, ich sage dir, Mutter, es war das sehr schön und Jedermann hätte sich gratuliren können, so den Hof in großer Stallparade gesehen zu haben."

„Und du hattest keine Angst dabei, unten in dem Schlitten zu liegen?"

„Nicht im geringsten, es war mir gerade, als wenn das so sein müßte, und ich fürchtete mich sogar nicht einmal, als

ich nun meinen Namen nennen hörte, ganz deutlich: Jakob Heinrich Bleibert."

„Das ist sehr wichtig, daß du deinen eigenen Namen gehört hast, denn so bezieht sich der prächtige Traum auf dich!"

„Das kann gar nicht fehlen," antwortete der junge Kutscher, während er seine Hände behaglich in die Taschen seiner Lederhosen vergrub, „ich war auch schon sonderbarer Weise vollkommen überzeugt, daß die ganze Geschichte meinetwegen dargestellt wurde, und als nun der Sattelmeister Ranke, den ich deutlich erkannte, zu mir sagte: ‚Nun Jakob, wird's bald?' da verwunderte ich mich durchaus nicht, sondern zog aus meiner Tasche die Bittschrift an Seine Majestät hervor und gab sie mit großer Ruhe dem Sattelmeister; war ich doch so überzeugt, als daß ich jetzt hier vor dir sitze, die Bittschrift würde in die allerhöchsten Hände gelangen und Seine Majestät würden huldreichst mit dem Scepter herabwinken: stehe auf, wirklicher Hofkutscher Jakob Heinrich Bleibert."

„Und so kam es auch?" frug die alte Frau vergnügt. — Ihr Spinnrad war schon lange stehen geblieben, sie hatte die Hände in den Schooß gelegt und saß nach vorn übergebeugt da, um Alles besser hören zu können. — „Und so kam es auch?"

„Nein, es kam ganz anders; allerdings gab der Sattelmeister die Bittschrift dem Leibkutscher, dieser sie einem der Herren Stallmeister, dann kam sie in die Hände eines der diensthuenden Kammerherren, der einen großen Ansatz nahm, um sie vollends die Treppe hinauf zu befördern. — Doch denke dir das Unglück, der Kammerherr stolperte, fällt gegen das Treppengeländer und läßt meine Bittschrift über dasselbe hinabfallen, tief, tief hinab, als wenn sie das Meer verschlungen hätte."

„O weh, Jakob."

„Ich machte mir gar nichts daraus, denn wie ich wohl wußte, hatte ich die ganze Tasche voll Bittschriften; aber

einer zweiten gings nicht besser, die hielt Seine Excellenz der Herr Oberst der kaiserlichen Stallungen schon ganz in der Nähe des Kaisers in der Hand, um sie zu übergeben, da plötzlich niesten Seine Majestät, der ganze Hof schrie prosit! und meine Bittschrift war verschwunden."

„Ein sonderbarer Traum," sagte die Mutter kopfschüttelnd.

„Ja, aber jetzt kommt es erst recht sonderbar — ich war gerade im Begriffe, meine dritte Bittschrift den richtigen Weg hinauf befördern zu lassen, als ich fühlte, natürlich Alles im Traum, daß mich Jemand leise an der Schulter berührte — ich schaue mich um, und wer glaubst du wohl, Mutter, der neben mir stand?"

„Nun, vielleicht die Rosa? das wäre sogar von einem Traum recht artig gewesen."

„Würde mich auch gefreut haben, aber sie war es nicht — nun du kannst nicht errathen, wer es war. Denke dir nur die alte Ricke, die nicht weit vom kleinen Schloßportal ihre Aepfel feil hat."

A—a—a—ah, die paßt doch nimmermehr dahin."

„Das dachte ich auch und wollte ihr schon sagen, sie möge sich gefälligst zum Henker scheeren, aber weißt du, Mutter, im Traum denkt man oft ganz anders als im gewöhnlichen Leben, hat auch andere Gelüste und Erinnerungen, und so fiel mir denn ein, wie oft sie mir früher, als ich noch ein kleiner Vorreiter war, einen Apfel zugeworfen und da ich das dachte, so frug ich, was wollt Ihr Ricke? — die dritte Bittschrift will ich, gab sie mir zur Antwort, um Sie an Seine Majestät zu befördern. Ihr? nun das wäre. — Ja ich, aber freilich auf eine andere und sicherere Art. Mochte es nun sein, weil der Sattelmeister in diesem Augenblick auf eine höchst pfiffige Weise sein linkes Auge zukniff, oder flößte mir das Gesicht der alten Ricke Vertrauen ein, genug, ich dachte mit einem Male, Bittschriften hast du ja genug im Sack, du kannst schon eine riskiren, und gab sie ihr. Sie verschwand damit die Treppe hinauf, aber wie es mir schien,

unsichtbar für die Meisten, an denen sie vorüber eilte, und jetzt, als ich sie bei dem ersten Stallmeister Seiner Majestät stehen sah, war sie plötzlich verschwunden und nun stand dort Mademoiselle Balini, die kleine italienische Tänzerin, unten und oben sehr wenig angezogen, wie sie sich auf dem Theater zeigt, auf ihrer Fußspitze hoch oben auf der Treppenbalustrade und neigte sich etwas stark rückwärts — so daß man — nun das gehört nicht hieher — dann faltete sie bittend ihre Hände und übergab meine Bittschrift dem ersten Stallmeister Seiner Majestät, der sie mit sehr gnädigem Schmunzeln entgegennahm."

„Aber, Jakob, das sind eigenthümliche Träume."

„Es kommt noch besser, Mutter. — Ich kann dir nur sagen, daß ich nichts erfunden habe, sondern daß Alles so geschah, wie ich dir erzählt. Jetzt aber war die Balini ebenfalls verschwunden, und ich sah den Oberküchenmeister Brezelberger keuchend die Treppe hinansteigen, mühsam gehend, denn er trug in der Hand eine riesenhafte Pastete."

„‚Wohin, mein Lieber?' hörte ich den ersten Stallmeister fragen. — ‚Zu Ihrer Excellenz, der Staatsdame, Gräfin Hassenfeld,' worauf der erste Stallmeister lachend erwiederte, ‚der Umweg ist mir lieber und wird von besserer Wirkung sein;' damit legte er die Bittschrift auf die Pastete und im Handumdrehen war dieselbe mit sammt dem Herrn Brezelberger verschwunden."

„Aber sie kam doch in die richtigen Hände?"

„Ja, aber wie, das ist das Seltsamste in meinem ganzen Traume. — Ich sah, wie die Staatsdame Ihrer Majestät der Kaiserin mein armes Papier gleichgültig zwischen den Fingern hielt und fallen ließ, aber nicht wie die andere über das Treppengeländer herab, sondern in die Hand eines sehr hübschen blonden Mädchens, das bescheiden hinter ihr stand — ich kannte dieses hübsche, blonde Mädchen wohl, es war die Kammerjungfer der Gräfin Hassenfeld. Wenn es nicht im Traume gewesen wäre, würde ich mich gewundert haben, daß sie sich hier zwischen den Excellenzen so ungenirt be-

wegte, aber es war mir Alles klar und ich verstand sogleich, warum die kleine Blonde lächelte, als ihr nun die Staatsdame zuflüsterte: ‚für den Obersten der kaiserlichen Stallungen, und er muß das augenblicklich besorgen,‘ — es war dir zum Lachen, Mutter, wie sie das besorgte — das ging Alles im Traum Schlag auf Schlag, wobei im gewöhnlichen Leben doch Tage oder Stunden vergangen wären. Kaum gedacht stand die blonde Kammerjungfer neben Seiner Excellenz und sagte ihm: ‚ich habe etwas Geheimes an Sie.‘ — ‚Wo, mein Kind? — ‚Gut verborgen, denn man darf es nicht wissen, aber Excellenz möchten es augenblicklich besorgen.‘ — Nun mag ich dir kaum sagen, Mutter, wo sie meine Bittschrift versteckt hatte, und wo die alte Excellenz sie feierlich, ohne daß es Jemand vom Hofe bemerkte, aber mit einem höchst vergnügten und vielversprechenden Lächeln hervorholte. Jetzt hat er meine Bittschrift in den Händen und er war ehrlich genug, sie Seiner Majestät mit einigen passenden Worten zu übergeben.“

„Mir wäre der gerade Weg lieber gewesen, mein guter Jakob, denn ich kann dich schon versichern, solche Umwege führen selten zum richtigen Ziel.“

Der junge Kutscher hatte seinen lackirten Hut etwas auf die Seite geschoben und kratzte sich hinter dem Ohre, während er sagte: „darin hast du Recht, Mutter, und es kam auch anders, wie ich und wie sich die Betreffenden alle, die auf der Protektionsleiter standen, gedacht. Schon als Seine Majestät die Bittschrift in Empfang nahm, verzog sich allerhöchst deren Gesicht auf eine unangenehme, finstere Art, dann führte sie dieselbe an ihre Nase, roch daran und rief hierauf im höchsten Zorn: ‚Da soll doch gleich ein sternkreuzmillionen Donnerwetter drein schlagen — ist das eine Wirthschaft an unserem allerhöchsten Hofe — eine so schöne und gediegene Bittschrift statt auf dem geraden Wege so an meine allergnädigste Person gelangen zu lassen. Durch Hände von Apfelweibern und Tänzerinnen, durch Straßburger Gänseleberpastete und durch die Kleider blonder Kammerjungfern —

unerhörte Protektion! Ihr sollt Euch das abgewöhnen, so ist mein kaiserlicher Wille, oder Kreuztausend Element.'"

„Aber, Jakob," sagte die alte Frau in fast erschrecktem Tone, „so wird doch Seine Majestät nicht fluchen."

„Im Traume, Mutter — warum nicht — o im Traume bin ich überzeugt, daß Seine Majestät gerade so wie wir Andern allerlei noch viel sonderbarere Dinge thun kann. — Genug, er sagte Kreuztausend Element und dabei hob er im höchsten Zorn rechts den Scepter, links den Reichsapfel in die Höhe und warf Beides zwischen die erschreckten obersten Hofchargen hinein. Umsonst, daß sich auf dieser Seite der Oberste der kaiserlichen Hofhaltung und der Oberste der kaiserlichen Stallungen duckte, sowie auf der andern der Oberstkammerherr und ein paar Staatsdamen, die Bewegung war zu heftig gewesen, denn mit Entsetzen sah ich und sahen wir alle, wie sowohl rechts als links ein paar Excellenzen über das Treppengeländer hinabflogen, dann brachen die Stufen der Protektionsstiege stückweise und polternd zusammen und nur Seine Majestät blieb oben unbeweglich sitzen, sich augenscheinlich freuend über die grenzenlose Verwirrung, welche Allerhöchstdieselbe angerichtet."

„Und du, Jakob?"

„Ich lachte in mich hinein, denn ich wußte ganz genau, im Traume nämlich, daß mich Seine Majestät diese Umwege nicht entgelten lasse, sondern zum wirklichen Hofkutscher ernennen würde. Da erwachte ich an der gewaltigen Bewegung, welche der Treppeneinsturz verursachte und der mich aus meinem Schlitten unsanft auf den Boden schleuderte."

„Im Ernst, Jakob?"

„Allerdings im Ernste, aber es ging auf natürlichem Wege zu: Die Andern, die in den Stall gekommen waren, um ihre Wagen wieder einzuspannen, hatten mich schlafend gefunden und sammt Pelz und Teppich aus dem Schlitten geworfen. — So, Mutter, jetzt weißt du die ganze Geschichte, schlag nur dein Traumbuch auf, und wenn ich nachher zum Mittagessen komme, so sage mir, was ich von der ganzen

Geschichte zu hoffen habe. — Donnerwetter! schon neun Uhr, ich muß in den Stall und Seine Excellenz den Herrn Obersten der kaiserlichen Stallungen zum Rapport zu Seiner Majestät führen."

Damit war Frühstück und Unterhaltung beendigt; der junge Kutscher schlüpfte hastig in seinen blauen Rock, drückte den lackirten Hut fester in den Kopf, nahm seine Peitsche, so wie aus den Händen der sorgsamen Mutter den wieder trocken gewordenen Mantel und ging pfeifend vom Hause weg dem kaiserlichen Stallgebäude zu.

Zweites Kapitel.

Beginnende Gnade und Ungnade.

Obgleich der vierte Advent, also ein Sonntag, war doch in den kaiserlichen Ställen nicht weniger Leben als in den gewöhnlichen Wochentagen; im Gegentheil, heute kamen zu den unnöthigen Besuchen, welche die Staats- und Hofdamen zu machen pflegen, noch die Fahrten von und zu den verschiedenen Kirchen. Das ärgerte den Leibkutscher, Herrn Mundel, und er schritt alsdann mit einem verdrießlichen Gesichte, die Hände auf den Rücken gelegt, in der breiten Stallgasse auf und ab.

„Da sind wieder volle drei Viertel dieser armen Bestien draußen gewesen, und könnten doch zu ihrem angestrengten Dienst auch den Sonntag gebrauchen. — He!" rief er dem Kutscher Bleibert zu, der gerade seine Pferde aufschirrte; „hat der Pluto gestern schon gehustet?"

„Nein, Herr Leibkutscher, erst diese Nacht erkältet — wir mußten anderthalb Stunden lang vor dem Hause des Hofjuweliers auf ein Armband der Gräfin Klapperfeld warten!"

„Daß dich das Donnerwetter! — wen hast du zu fahren?"

„Den Herrn Obersten der kaiserlichen Stallungen zum Kaiser."

„Das ist mir ganz recht — so laß den Pluto stehen

und nimm den Zampa; passen allerdings schlecht zusammen, aber desto eher wird Seine Excellenz darnach fragen, worauf du sagst, was du weißt — verstanden?"

„Gewiß, Herr Leibkutscher, es soll nicht fehlen!"

In diesem Augenblick schien sich Herr Mundel plötzlich an irgend etwas zu erinnern, denn er trat an den Ständen dicht an Jakob heran und sagte ihm leise: „Ich weiß, daß heute oder morgen ein wirklicher Hofkutscher vorgeschlagen wird; ich will es dir gerne gönnen, habe auch schon eindringlich mit Seiner Excellenz gesprochen, aber er machte ein sehr gleichgültiges Gesicht. — Nun habe ich es aber noch meinem Gevatter, dem Kammerdiener Strömer, hinterlegt, der wird schon ein Auge auf die Sache behalten und erfahren, ob Seine Excellenz Jemand vorschlägt und wen — es wäre doch am Ende gut, wenn du eine Bittschrift gemacht hättest."

Jakob dachte an seinen Traum und schüttelte leicht mit dem Kopfe, indem er Zampa statt Pluto aufschirrte.

Während dieses im Stalle vor sich ging, stand Herr Strömer, der dienstthuende Kammerdiener Seiner Majestät, an einem Fenster der allerhöchsten Garderobe, von wo aus er die Thüre des Nebenzimmers im Auge hatte, sowie auch das Schloßportal, durch welches die Wagen der Herrschaften anfahren mußten, die zum Rapport oder zur Audienz kamen. Herr Strömer in seinem dunkelgrünen, leicht mit Gold besetzten Fracke, in seinen Kniehosen und seidenen Strümpfen, mit der weißen Halsbinde und dem glatten freundlich lächelnden Gesichte, sah aus wie aus dem Ei geschält, ganz Modell eines kaiserlichen Kammerdieners. Er zog jetzt ein kleines Taschenbuch hervor und schaute hinein, indem er zu sich selber sprach: „Damit wir es nicht vergessen: die eingesandten Sachen des Pariser Juweliers Lefebvre werden noch für zwei Tage zurückgelegt, damit der Hofjuwelier Zeit hat, die seinigen vorher zu präsentiren: Weihnacht ist vor der Thüre und da muß man dem Hofjuwelier schon einen Gefallen thun, um der inländischen Industrie aufzuhelfen. — Das Bild des

Malers Richardt ist im Vorzimmer so aufgestellt, wie er es gewünscht — auch habe ich ganz aus Versehen den rothen Vorhang so drapirt, daß derselbe einen warmen Reflex auf die etwas matte Farbe wirft. Es muß Seiner Majestät gefallen — sollte er trotzdem nicht daran wollen, so erlaube ich mir zu sagen, daß der Galeriedirektor dringend gebeten hat, das Bild, im Falle es Seine Majestät nicht ankaufen, ein paar Tage für die Ausstellung behalten zu dürfen — das wird seine Wirkung nicht verfehlen. — Hier sind die Bittschriften, welche gestern beim Ausfahren höchst eigenhändig in Empfang genommen wurden, und wer soll es ihnen ansehen," setzt er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu, „daß ich ein paar andere darunter gemischt. Was haben wir hier noch? — ah der gute Mundel mit seinem jungen Kutscher — Achtung zu geben, wen der Oberste der kaiserlichen Stallungen zum wirklichen Hofkutscher vorschlägt. Es ist ein ganz anständiger Mensch, dieser Bleibert, für den wir schon was Extras gethan, indem wir häufig seinen Namen genannt, wann Seine Majestät nach Jemand aus dem Stalle gefragt — so einen Namen häufig zu nennen, thut immer seine Wirkung, selbst bei den allerhöchsten Personen — wenn nur die alte Excellenz nicht selbst wieder Jemand dringend vorzuschlagen hat — es ist unglaublich, was der Mann für eine Protektionswuth hat — — — — hier sehe ich auch," fuhr der Kammerdiener nach einer Pause fort, indem er abermals in sein Notizbuch blickte, „den Obersten der kaiserlichen Hofhaltung dreimal angestrichen, und dahinter Brauner — aha! der arme Brauner, den er Knall und Fall weggejagt, weil er sich unterstand zu sagen, man wisse schon, warum der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung die Garderobejungfer der Gräfin Zirpel zur zweiten Weißzeugverwalterin gemacht — Garderobejungfer, da steckt der Knoten — es ist das ein bischen schwer auf delikate Art an Seine Majestät zu bringen, denn Seine Majestät verstehen in diesem Punkte keinen Spaß — auch hat der Herr Oberst der kaiserlichen Hofhaltung schon so viel auf der Rechnung, namentlich seit kurzem, wo er mit

unserer Beihülfe zweimal falsche Einladungen gemacht, daß er etwas wackelig geworden. Nun wir wollen sehen, wie er mein Gesuch in Betreff gänzlicher Wiederherstellung meiner Wohnung aufnimmt oder wie er sich sonst etwas Neues gegen uns erlaubt — bis dahin wollen wir mit dem Brauner hinter dem Berg halten."

Jetzt vernahm das geübte Ohr des Kammerdieners das leichte Knirschen von Rädern draußen auf dem feinen Sande des Schloßhofs, und einen Blick hinauswerfend erkannte er den Obersten der kaiserlichen Stallungen, der Wagen hielt unter dem Portal, die Wachen draußen im Vestibule zogen klirrend ihre Säbel an, Thüren wurden geöffnet und geschlossen, und während der Lakai im Vorzimmer die Thüren zum Cabinet Seiner Majestät öffnete und hinter dem Obersten der kaiserlichen Stallungen wieder verschloß, ging der Leibkammerdiener, Herr Strömer, unhörbaren Schrittes in das anstoßende Gemach und stellte sich dort so, daß er kein Wort von der Unterredung Seiner Majestät mit Seiner Excellenz verlor.

Seine Majestät schienen nicht gut gelaunt zu sein, denn statt den Obersten der kaiserlichen Stallungen sitzend zu empfangen, stand der Kaiser neben dem Tische und hatte die rechte Hand auf die Ecke desselben gestützt, während er mit den Fingern der linken an seinem Säbelknopfe spielte, darauf aber, sobald der Oberst der kaiserlichen Stallungen seinen Rapport begonnen, mit auf den Rücken gelegten Händen auf und abging, was er nur bei ganz entschieden übler Laune zu thun pflegte.

In dem allerhöchsten Leibstall und dem großen Marstall gab's nicht viel Neues: Seiner Majestät Reitpferd Belinka, welches auf dem rechten Hinterfuße gelahmt, hatte sich wieder erholt, wogegen der Lieblingshengst Alba gestern beim Ausreiten so unartig gewesen war, daß ihn der Oberbereiter kaum zu beruhigen vermochte, und er von Alba so heftig an die Mauer des Reithauses gedrückt wurde, daß beide sich etwas verletzt.

„Man sollte sich bei derartigen Fällen besser in Acht nehmen," sagte Seine Majestät in etwas scharfem Tone und indem Allerhöchst dieselben einen solchen Nachdruck auf das Wörtchen man legte, daß sich der Oberst der kaiserlichen Stallungen eines leichten Schauders nicht erwehren konnte. Glücklicher Weise aber war er ein zu genauer Kenner der allerhöchsten Miene, um nicht sogleich zu sehen, daß die üble Laune, in der sich der Kaiser befand, nicht direct auf ihn ziele.

„Nichts Neues auf dem Gestüt?"

„Nein, Majestät — Alles in bestem Wohlsein, die Rapporte in jeder Beziehung günstig."

„Ich danke Ihnen — ein unangenehmes Wetter heute, es hat die ganze Nacht gestürmt, und man wird heute kaum ausfahren können — sollte es indessen gegen 2 Uhr nicht regnen, so lassen Sie mir nur einspannen, ich will den Cerberus und den Achill."

Der Oberst der kaiserlichen Stallungen verbeugte sich schweigend.

„Haben Sie sonst noch Etwas?"

„Wenn Eure Majestät mir gnädigst gestatten, so wäre da eine wirkliche Hofkutscherstelle zu besetzen. Die Leute haben jetzt im Winter einen harten Dienst und es ermuntert sie, wenn man hie und da ein kleines Avancement vornimmt."

„Recht gerne — wen haben wir? Doch warten Sie einen Augenblick, da geht mir ein Name im Kopfe herum: ein junger Mensch aus dem Stalle, den ich mir merken wollte, und Ihnen empfehlen — wie heißt er doch?"

„Vielleicht der Vorreiter Schuhmacher, der Eure Majestät mit dem trakehner Vierer Zug häufig nach Tivoli begleitete?"

„Nein, nein, der ist es nicht. —"

Hätte nur der Leibkammerdiener in diesem Augenblicke den Namen Bleibert durch das Schlüsselloch rufen können und mit einer verzweifelten Anstrengung, um nicht hörbar zu werden — doch Gott sei Dank, der Kaiser erinnerte sich

— „Bleibert — Bleibert, richtig so heißt der junge Mensch, den ich meine, könnten wir den nicht vorrücken lassen?"

Auf diese Frage hin aber machte der Oberste der kaiserlichen Stallungen ein so gänzlich überraschtes und doch dabei verwunderungsvolles Gesicht, daß der Leibkammerdiener hinter der Thüre zornig seine Fäuste ballte, denn er wußte wohl, welchen Eindruck ein solches Gesicht auf den Kaiser von Japan machen würde, und er hatte sich nicht getäuscht, denn Seine Majestät sagte gleich darauf: „Sie scheinen nicht meiner Ansicht zu sein? — nun, Sie wissen wohl, ich widersetze mich selten den Vorschlägen meiner Departementschefs — also wen haben Sie mir vorzuschlagen? oder was haben Sie gegen den Bleibert?"

„Der Bleibert gehört allerdings unter die guten Stallleute," erwiederte seine Excellenz, „doch gestatten mir Eure Majestät zu bemerken, daß er noch sehr jung ist, auch etwas leichten Sinnes, um nicht geradezu zu sagen leichtsinnig und daß ich gerne vollkommen ruhige und sichere Leute zu Hofkutschern nehme."

„Es ist eigenthümlich," sagte der Kaiser lächelnd nach einer Pause, „wie wenig Glück ich im Protegiren habe."

„O, Eure Majestät haben ja nur zu befehlen."

„Nein, nein, heute nicht."

„Also darf ich vielleicht den Schuhmacher? —"

„Auch den heute nicht, mein Lieber," sprach der Kaiser mit einem freundlichen Gesichtsausdruck, indem er lächelnd dicht an den Obersten der kaiserlichen Stallungen hintrat und mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand leicht den Aermel Seiner Excellenz berührte — manus manum lavat — Sie verwerfen meinen Bleibert — gut, ich will Ihren Schuhmacher auch nicht, vielleicht besinnen wir uns beide bis morgen eines bessern."

Begreiflicher Weise strahlte das Gesicht Seiner Excellenz über diesen allergnädigsten Scherz, denn es war ihm eine Bestätigung, daß die üble Laune Seiner Majestät nicht ihm galt.

Der Kaiser machte dann eine leichte Neigung mit dem

Kopfe, worauf sich der Oberst der kaiserlichen Stallungen zurückzog; dann meldete der Kammerlakai den Oberst der kaiserlichen Hofhaltung, und als Herr Strömer an seinem Schlüsselloch bemerkte, daß sich bei dieser Meldung die etwas erheiterten Züge des Kaisers wieder verdrießlich zusammenzogen, hielt er es für der Mühe werth, noch einen Augenblick auf seinem Posten auszuharren.

Ehe indessen der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung in das Cabinet eintreten konnte, flüsterte ihm der Oberst der kaiserlichen Stallungen zu: „schlechtes Wetter da drinnen, der Barometer steht auf Sturm, ich bin noch mit einem gelinden Regenschauer weggekommen," worauf der Andere entgegnete: „wenn Sie es nicht gar zu eilig haben, so würden Sie mir einen Gefallen thun, mich in Ihrem Wagen nach Hause zu bringen, ich hatte in den neuen Sälen des Schlosses zu thun und mein Schlingel von Kutscher, dem ich allerdings nicht befahl, dazubleiben, ist nach Hause gefahren — wollen Sie mich erwarten?"

„Mit Vergnügen, es wird nicht zu lange dauern."

Der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung gab nur einen kleinen Seufzer zur Antwort, ehe er in das kaiserliche Cabinet trat.

Seine Majestät ging abermals, die Hände auf dem Rücken, auf und ab und schaute alsdann bei dem Rapport des Obersten der kaiserlichen Hofhaltung, daß es nichts Neues gäbe und daß die Befehle Seiner Majestät in Betreff der heutigen Hoftafel besorgt seien, zum Fenster hinaus; dann sagte der Kaiser, ohne sich umzuwenden: „überhaupt ist es mir unerklärlich, wie bei meinen klaren Befehlen mit dieser Einladung derartige Confusionen vorkommen können — es ist mir das sehr unangenehm, und ich muß wünschen, daß man für die Zukunft meine Befehle sorgfältiger erfüllt."

„Ich bin untröstlich darüber, aber wie ich Eurer Majestät schon gestern zu versichern die Ehre hatte, so erhielt ich, allerdings aus der Garderobe, das versiegelte Couvert, aber ohne die betreffenden Namen."

„Unmöglich, ich kann mich auf meine Kammerdiener verlassen, besonders auf Strömer, der vorgestern Dienst hatte; auch hat er mich versichert, er wisse ganz genau, daß er den Zettel, auf den ich selbst die Namen mit Bleistift geschrieben, in das Couvert gesteckt habe."

Der Betreffende hinter dem Schlüsselloch rieb sich mit einem vielsagenden Lächeln die Hände.

„Und es ist schon das zweite Mal in kurzer Zeit, daß dergleichen vorgekommen — das ist stark, sehr stark."

„Eure Majestät sehen mich untröstlich —"

„Sollte aber je einmal in der That aus meiner Garderobe ein Couvert ohne Inhalt an Sie gelangen," sagte der Kaiser in sehr bezeichnendem Tone, „so lassen Sie sich augenblicklich bei mir melden, warten nicht wie dießmal bis zum nächsten Rapport."

Eine kurze Neigung mit dem Kopfe zeigte dem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung an, daß er sich zurückziehen könne, doch kaum war die ziemlich bestürzte Excellenz bis zur Thür gelangt, als Seine Majestät in immer noch ärgerlichem Tone fortfuhr: „Noch eins, was ich beinahe vergessen hätte: da bemerkte ich schon seit langer Zeit links neben dem kleinen Schloßportal einen Obstverkauf, ein altes Weib, vor welcher schon ein paarmal mein Reitpferd gescheut hat — ich liebe dergleichen nicht so nahe am Schlosse — sie soll sich einen andern Platz aussuchen."

„Eure Majestät halten zu Gnaden," entgegnete der Oberste der kaiserlichen Hofhaltung, „aber ich würde diese Person gewiß schon entfernt haben, wenn nicht der Boden, auf dem sie ihren Laden stehen hat, Eigenthum der Stadt wäre; sie bezahlt dahin ihre Steuern und —"

„Nun ja, das kann Alles sein; man kann sie ja entschädigen, und wenn Sie dem Oberbürgermeister sagen, daß diese alte Person gerade kein lieblicher Anblick ist, so wird er sie gewiß entfernen — ich wünsche es."

Darauf konnte sich Seine Excellenz ungehindert zurückziehen, und als diese draußen den Obersten der kaiserlichen

Stallungen traf, der unterdessen mit dem Adjutanten vom Dienst geplaudert, zuckte er in sehr verständlicher Weise die Achseln, worauf die beiden Departementschefs mit einander fortgingen bis zu dem Wagen des Obersten der kaiserlichen Stallungen, der mit Herrn Bleibert auf dem Bocke an dem eben erwähnten kleinen Seitenportale hielt.

Hier traf es sich zufällig, daß der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung den Inspektor des Schlosses fand, der gerade verschiedenen Lakaien Befehle gegeben. „Hören Sie doch, Herr Inspektor Schmelzer," rief er ihm zu, „wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, daß es ganz unstatthaft ist, die alte Hexe dort neben dem Schloßportal ihre Aepfel und Birnen verkaufen zu lassen. — Der Teufel auch! — glauben Sie, daß das für Seine Majestät ein erfreulicher Anblick ist? — im Gegentheil, ein sehr unerfreulicher Anblick, vor dem sogar die Pferde scheu werden, — o, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, — allerdings ist das ein Platz, der der Stadt gehört, aber wenn Sie sich die Mühe geben, mit dem Oberbürgermeister darüber zu reden, so bin ich fest überzeugt, daß er die Person noch heute fortschaffen läßt — und — das — hoffe — und — wünsche — ich — recht — sehr."

„Soll ich Sie nach Hause führen," fragte der Oberst der kaiserlichen Stallungen, als der Wagenschlag geschlossen war.

„Wenn ich bitten dürfte, so setzen Sie mich bei dem Chef des Geheimen Cabinets ab."

Der Wagen rollte dahin und die alte Ricke, die Obsthändlerin, blickte ihm starr vor Zorn und Entsetzen nach. „Was?" sagte sie nach einer Pause, „ich bin eine alte Hexe, ein höchst unerfreulicher Anblick, sogar für Seine Majestät, eine Pferdescheuche — ich soll hier von meinem Platz weggebracht werden — ah, das wollen wir einmal sehen; ja freilich, wenn ich eine junge Hexe wäre, so würde die alte Excellenz mit ihrer fuchsigen Perrücke sanfter mit mir umgehen — o — o — o — oh, nun wir wollen sehen, ob ich meinen Platz verliere — oder — — —"

Der Chef des geheimen Cabinettes, ein sehr angenehmer

Mann in den besten Jahren, saß in seinem sehr elegant eingerichteten Arbeitszimmer nachlässig in seinem bequemen Schreibstuhle zurückgelehnt und unterhielt sich freundlich lächelnd mit einer jungen Dame von außerordentlicher Schönheit und etwas auffallend reichem und glanzvollem Anzuge. „Lassen Sie das gut sein, meine liebe Eveline," sagte er, „Ihre lebenslängliche Anstellung mit Zulage ist Ihnen gewiß — ich warte nur einen günstigen Moment ab, um es zur Unterschrift vorzulegen — sind wir so weit, so bringe ich es Ihnen selbst."

„Ach und meine Dankbarkeit wird ohne Grenze sein."

„Darauf hoffe ich," erwiederte der Cabinetschef und wandte dann rasch seinen Kopf gegen die Thüre des Vorzimmers, hinter welcher man sprechen hörte.

Die junge Dame verstand diesen Blick, erhob sich rasch und während sie ihre kleine Rechte zwischen die beiden Hände ihres Gegenübers gleiten ließ, blitzte ihr Auge — ein reizendes Lächeln umspielte ihren Mund und verlor sich auch dann nicht, als der hohe Beamte sie sanft an sich zog, um von ihren frischen Lippen rasch einen vorläufigen Zoll der Dankbarkeit zu pflücken, dann ließ sie ihren Schleier herabfallen und verschwand durch eine Thüre, entgegengesetzt der des Vorzimmers.

Diese wurde nun von einem Aufwärter mit der Meldung geöffnet: „der Herr Kammerherr Graf Schleiden."

„Soll eintreten — — ah, mein lieber Graf, Sie kommen mir wie gerufen, unsere Angelegenheit geht vorwärts, zwar langsam, aber sie geht doch — freilich mit sehr kleinen Schritten — Sie wissen, wie schwer sich Seine Majestät entschließt, den Chef eines Departements zu wechseln, aber wir sind auf dem besten Wege."

Der Eingetretene, ein vornehmer Mann von vielleicht vierzig Jahren, ließ sich auf dem Fauteuil nieder, von welchem soeben die junge Sängerin aufgestanden. Er mochte noch eine verrätherische Wärme spüren, denn er blickte lächelnd um sich, ehe er sagte: „ich kam nur, um Ihnen zu sagen,

daß sich noch heute Morgen der französische Gesandte bei dem Minister des Auswärtigen über den Obersten der kaiserlichen Hofhaltung beschweren wird; nicht nur wurde der Gesandte gestern in Tivoli, wo er nach der ausdrücklichen Erlaubniß Seiner Majestät die Gewächshäuser ansehen sollte, zurückgewiesen, sondern die Einfahrt in den Park wurde ihm von dem betreffenden Gartenportier ziemlich brüsk untersagt."

„Sehr gut, das kann einen Ausschlag geben, auch hat sich der österreichische Gesandte über eine sehr verspätete Einladung zum letzten Hofballe zu beklagen gehabt."

In diesem Augenblicke öffnete der Aufwärter abermals die Thüre und meldete, daß Seine Excellenz der Herr Oberste der kaiserlichen Hofhaltung soeben angefahren sei.

„Da hat's was gegeben," sagte der Cabinetschef. „Seine Excellenz haben das Eis krachen hören — thun Sie mir den Gefallen, lieber Graf, und gehen Sie dort durch mein kleines Zimmer, eine Begegnung hier wäre mir gerade nicht lieb."

„Ich folge Ihnen auch darin unbedingt, denn ich weiß meine Sache in den besten Händen."

„Gewiß — bereiten Sie sich vor, baldigst meine Gratulation zu empfangen."

Diese Thüre schloß sich, jene wurde geöffnet und der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung trat etwas erregt und echauffirt in das Cabinet.

„Ich weiß nicht, was drüben los ist," sagte er, nachdem er sich ebenfalls in den gewissen Fauteuil niedergelassen, „Seine Majestät sind von einer Laune, die über alle Beschreibung ist."

„Ach, Eure Excellenz haben das auch bemerkt — ich versichere Sie, ich war froh, als ich heute Morgen meine Papiere zusammenraffen konnte — nichts bewilligt — keine Unterschrift ohne große Bemerkung."

„Dabei wird einem der Dienst verleidet."

„Eure Excellenz haben in Ihrer Stellung gut lachen," sagte der Cabinetschef mit einem Seufzer — „ein Herr von

Ihrem Vermögen zieht sich im schlimmsten Falle auf seine Güter zurück und boudirt mit dem ganzen Hofe."

„Ich danke Ihnen für die Aussicht," erwiederte trocken die alte Excellenz, „ich möchte aber noch nicht gerne meinen Feinden den Platz räumen, und ich habe Feinde genug, das weiß ich ganz genau — Ihnen sage ich das offen und rückhaltlos, denn ich bin Ihrer Freundschaft gegen mich überzeugt, man will mich stürzen."

„Eure Excellenz könnte glauben? —"

„Man will mich stürzen," wiederholte der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung in scharfem Tone, „und wählt dazu nicht die feinsten Mittel; zu Ihnen aber, mein lieber Staatsrath, habe ich unbedingtes Vertrauen, und bitte Sie dringend, sobald als möglich die Gelegenheit wahrzunehmen, um Seiner Majestät zu sagen, daß es unwürdige Machinationen sind, durch welche unser sonst so gerechter und gütiger Monarch gegen mich eingenommen werden soll. Sie werden diese Freundschaft für mich haben — Sie werden für mich sprechen."

„Gewiß, Excellenz, aus vollem Herzen."

„Seien Sie von meiner unbegrenzten Dankbarkeit überzeugt."

Drittes Kapitel.

Verschwörungen unten.

Draußen stürmt und regnet es noch immer lustig fort, allerdings mit Abwechslung, wenn der gar zu heftige Wind den Regen verjagt oder wenn ihm die Kraft zu blasen ausgeht und dann der Regen wieder scharf und fein herabrieselt. Dieses Wetter war nicht dazu gemacht, die sehr üble Laune der Obsthändlerin neben dem kleinen Schloßportale zu verscheuchen, im Gegentheil, sie wickelte sich fröstelnd in ihren alten Kattunmantel, schaute kopfnickend an den grauen Himmel empor und sagte tief seufzend, „also ich bin ein uner-

freulicher Anblick, eine Pferdescheuche — natürlich es ist ein Heldenstück, das einer armen Frau zu sagen. Darf da im Regen und Wind sitzen, während die vornehmen Herrn warm in ihrer stolzen Equipage davonfahren; das könnte ich auch, wenn ich Geld hätte, aber weinen will ich doch nicht — nein, gewiß nicht.“ Damit wischte sie sich über die Nase und als sie hierauf ihre ganz nassen Finger betrachtete, sagte sie, „das ist nicht geweint, das ist Regen.“

So mochte eine Stunde vergangen sein, als sich das Gesicht der alten Ricke plötzlich aufheiterte, denn sie sah ihren jungen Freund, den Kutscher Jakob Bleibert, um die Schloßecke auf sie zukommen.

„Grüß dich Gott, Jakob — hast du vorhin gehört, daß sie mich hier wegschaffen wollen, hier wo ich schon zwanzig Jahre sitze, weil ich ein unerfreulicher Anblick bin und eine Pferdescheuche, nun du mußt es wissen, ob ich so aussehe, daß die Pferde vor mir scheu werden?“

„Ach was, macht euch nichts daraus Ricke, das waren eben Verdrießlichkeiten, wie sie oben bei Hofe oft vorkommen und wofür wir hier unten zu büßen haben — sie werden Euch nicht von hier wegjagen, das wird schon wieder vergessen.“

„Und was ist's, Jakob — du siehst auch ganz kummervoll aus?“

„Sie haben einen neuen Hofkutscher machen wollen und ich war dazu schon sogar bei Seiner Majestät gut empfohlen, aber es ist nichts daraus geworden, weil der Oberste der kaiserlichen Stallungen den Schuhmacher protegirt.“

„Den? so einen Lumpenkerl, der jeden Tag wenigstens einmal betrunken ist — o wie das zusammenhängt, kann ich ich mir ganz gut denken; der Schuhmacher ist ein abgeriebener Kerl, der im Pferdehandel über einen Juden gilt und der deßhalb bei den Herren Stallmeistern und bei den jungen Offizieren gut angeschrieben ist; auch vermittelt er gerne kleine Geschäfte“ — hier machte die alte Obsthändlerin die Pantomime des Geldzählens — „aber laß nur gut sein, Jakob,

das kann sich Alles noch machen — ich warte nur bis meine älteste Tochter hieher kommt, die mich ablöst, dann gehe ich zu deiner Mutter und wir wollen die Sache überlegen, — gehst du auch heim?"

„Nein, ich gehe in's Wirthshaus," sagte der junge Kutscher in entschlossenem Tone und drückte seinen lackirten Hut fester gegen das rechte Ohr hin — „nicht genug, daß mich der Oberste der kaiserlichen Stallungen nicht avanciren läßt, habe ich obendrein noch tüchtig eins abgekriegt, weil ich zwei ungleiche Pferde, aber auf Befehl des Leibkutschers vor seinen Wagen gespannt, und soll zur Strafe dafür vier Wochen lang die Theaterwagen fahren — das ist keine Kleinigkeit für einen Kutscher, der sonst nur Hofdamen und Excellenzen fährt, — daß dich das Kreuzdonnerwetter! und deßhalb gehe ich jetzt in's Wirthshaus — vielleicht komme ich später und dann will ich hören, was Ihr überlegt habt; so kann's nicht bleiben — hol mich der Teufel!"

„Und so soll's auch nicht bleiben," sagte die alte Ricke in entschlossenem Tone, und war eben im Begriff, sich wieder fester in ihren Mantel zu wickeln und auf dem niedrigen Stuhle zusammen zu kauern, als ein neuer Besuch sie daran verhinderte.

Gegen das Schloßportal zu kamen Arm in Arm zwei junge und sehr elegant gekleidete Herren plaudernd und lachend. Obgleich beide in bürgerlichem Anzuge waren, so sah man doch aus der Haltung und dem ganzen Wesen des einen sogleich, daß er ein Militär war; auch hatte dieser keinen Regenschirm und wandte zuweilen seinen Kopf lachend auf die Seite, wenn der Andere ihn mit seinem Schirm beschützen wollte. Ihnen folgte ein prachtvoller langhaariger Jagdhund, dessen seidenartiges Haar von der Nässe noch glänzender geworden war.

„Hier denke ich, wollen wir warten," sagte der mit dem Regenschirm, „und du thust mir wohl den Gefallen, noch einen Augenblick bei mir stehen zu bleiben; es sieht so komisch aus, wenn man in einem solchen Hundewetter allein auf der

Straße steht und wartet, wenn wir aber zusammen plaudern, macht es gar kein Aufsehen."

„Gut," antwortete der Andere lachend, „ich will Elephantenführer sein, natürlicher Weise gegen das Versprechen einer gelegenheitlichen Revanche — erlaube mir aber, daß ich hier bei der Ricke meine Cigarre wieder anzünde."

Die alte Frau, der kein Wort von dieser Unterredung entgangen war, beeilte sich nicht nur, das Kohlenbecken unter ihren Füßen hervorzuholen, sondern auch mit einer kleinen Zange eine glühende Kohle anzubieten.

„Wir sind alte Bekannte," sagte der Offizier, nachdem er seine Cigarre angezündet, „nicht wahr, Frau Ricke, wir haben manches Obst-Geschäft mit einander gemacht?"

„Gewiß, Erlaucht, und es war mir stets eine große Ehre."

„Ich sage Dir," fuhr Jener fort, „Frau Ricke hat mir schon große Gefälligkeiten erzeigt: sie hat sich hier so bequem am Portal des Schlosses postirt — wie oft hat sie mir früher meine Mütze verwahrt, wenn ich mit dem Helm in's Schloß mußte."

„Das brauchst du mir nicht zu sagen," entgegnete der Andere lachend, „Frau Ricke ist ebensogut meine Bekannte, wie die deinige; sie hat mir manchmal Briefe durch einen der Lakaien besorgen lassen; wie geht's Euch, gute Frau?"

„Ach, Herr Baron, wie soll es mir gehen — schlecht genug seit heute Morgen — denken Sie sich nur, Erlaucht, heute Morgen war der Oberste der kaiserlichen Hofhaltung hier und hat mir gesagt, ich sei ein unerfreulicher Anblick, eine Pferdescheuche und müßte meinen Platz verlassen."

„Ah, das ist unmöglich, das dürfen wir uns nicht gefallen lassen — hier bei Euch ist eine viel zu bequeme Zwischenstation."

„Und man erfährt immer, was man wissen will," sagte der junge Herr mit dem Regenschirm, „so bin ich überzeugt, daß Ihr mir genau sagen könnt, wer von den hohen Herrschaften zur Kirche gefahren ist und ob die Wagen bald zurückkommen."

„Ganz genau kann ich Ihnen das sagen: Ihre Majestät die Kaiserin fuhr mit der Gräfin Zirbel und die Staatsdame Gräfin von Klapperfeld mit dem jungen Fräulein von Birschow; auch müssen die Wagen in Kurzem zurückkommen, das heißt der Ihrer Majestät. Was die Gräfin Klapperfeld anbelangt, so fährt sie von der Kirche zu ihrer Schwester, wie mir der Lakai gesagt, und bringt ihr Wagen alsdann das Fräulein von Birschow allein hieher in's Schloß."

„Also warten wir hier," sagte der junge Herr mit dem Regenschirm, „ich danke Euch, Ricke."

„Gut, und wenn du gesehen, was du sehen willst, auch einen Gruß einkassirt, so muß ich einen Augenblick in's Schloß zum dienstthuenden Kammerherrn Ihrer Majestät — wenn ich nur wüßte," fuhr er nach einer Pause fort, „wo ich unterdessen meinen Hund lassen soll."

„Bei mir, Erlaucht," sagte die Obsthändlerin, „ich binde ihn an und es soll ihm nichts geschehen."

Der Offizier streckte seine rechte Hand gegen die Obsthändlerin aus und sagte mit komischem Ernste: „und diese würdige Frau soll ihre Stelle verlieren? — ah, es ist keine Gerechtigkeit mehr auf Erden."

„Nicht wahr, Erlaucht? — ach, wenn Sie etwas für mich thun könnten."

„In meiner Eigenschaft bei Hofe als Adjutant à la suite des Kaisers, Reisestallmeister Ihrer Majestät der Kaiserin, müßte es sich gut ausnehmen, wenn ich gegen allerhöchste Wünsche Opposition machte — aber was meinst du," wandte er sich an seinen Freund, „wüßtest du keinen guten Rath? Du bist doch ein so vortrefflicher Verwaltungsbeamter."

„Das ließe sich überlegen — habt Ihr denn," sprach er zur Obsthändlerin, „über Euren Platz hier einen Pachtvertrag?"

„Ja wohl, aber leider läuft er mit dem letzten dieses Monats zu Ende und muß am ersten Januar für das künftige Jahr erneuert werden."

„So thut heute alle möglichen Schritte, daß der neue

Vertrag morgen ausgefertigt wird — auf die paar Tage wird's nicht ankommen — habt Ihr Bekannte auf dem Rathhause?"

„O ja, das hätte ich schon."

„Schön, so wird's Euch nicht fehlen — ich würde Euch gerne etwas Schriftliches an den Oberbürgermeister geben, doch seid Ihr klug genug, einzusehen, daß ich eben so wenig als mein Freund das in unserer Stellung thun darf."

„O gewiß, gewiß," sagte Ricke hoch erfreut, „und werde ich für den guten Rath schon auf's allerdankbarste sein."

„Darauf rechnen wir, Frau Ricke," sagte der Reise-Stallmeister Ihrer Majestät lachend, „und bitten wir um Eure Protektion."

„Eure Erlaucht belieben zu scherzen, aber für Eure Erlaucht werde ich wohl schwerlich etwas thun können, was aber den Herrn Baron anbelangt, so —"

„Siehst du, Wohlthun bringt Zinsen — du wirst sehen, wie dich Frau Ricke protegirt."

Die alte Frau beugte sich jetzt über ihren Ladentisch herüber und erlaubte sich dabei, den jungen Herrn mit dem Regenschirm etwas zu sich heranzuwinken, dann sagte sie mit leiser Stimme: „Meine jüngste Tochter ist die beste Freundin der Kammerjungfer des Fräuleins v. Virchow, und da ich weiß, daß sich der Herr Baron für das schöne Fräulein interessirt —"

„Ei, ei, Frau Ricke, woher wißt Ihr das?"

„O, Frau Ricke weiß noch viel mehr," sagte der Reisestallmeister — „Seine Excellenz der Herr Oberst der kaiserlichen Hofhaltung haben mindestens unvorsichtig gehandelt, diese gute Frau auf so brüske Art entfernen zu wollen — ein lebendiges Register aller öffentlichen und geheimen Hofneuigkeiten."

„Dort an der Ecke kommt der Wagen der Gräfin Klapperfeld," sagte die Obsthändlerin.

„So laß ich dich jetzt im Stiche, denn es macht sich besser, wenn du hier im Regen allein gesehen wirst, meine

Hulda empfehle ich Euch, Frau Ricke, ich hole sie in einer Viertelstunde wieder ab." Dann verschwand der Reisestallmeister Ihrer Majestät im Seitenportal des Schlosses.

Der andere junge Herr nahm Regenschirm bei Fuß, weil sich das für den gegenwärtigen Augenblick viel besser machte, und hatte das Glück, gleich darauf einen ehrfurchtsvollen Gruß anbringen zu können, welcher von der sehr begünstigten Hofdame Ihrer Majestät mehr als huldvoll erwiedert wurde. Ehe der Baron den Stand der Obsthändlerin verließ, sagte er noch: „Vergesset meinen Rath nicht, und wenn ich jemals einen Wunsch habe, worin Ihr mir behülflich sein könnt, so darf ich wohl wieder kommen?"

„Zu jeder Stunde, Herr Baron, hier oder in meiner Wohnung, Klostergasse Nummer vier, drei Treppen hoch."

„Drei Treppen hoch, Klostergasse Nummer vier; — werde es nicht vergessen."

Die Obsthändlerin blickte ihm lange nach, dann sagte sie, während sie den Jagdhund des Grafen Honeck streichelte, „was das für ein paar brave Herren sind, absonderlich dieser Baron von Mittau, der es nie weiter bringen wird, als Hofmarschall der alten Prinzessin Henriette zu sein, und wenn die einmal stirbt, vielleicht diensttuender Kammerherr des Kaisers zu werden — das wäre ein Herr zum Obersten der kaiserlichen Hofhaltung, der würde arme Wittfrauen nicht coujoniren, der hätte gewiß nicht gesagt, ich sei ein unerfreulicher Anblick — eine Pferdescheuche."

Darauf versank die Obsthändlerin in tiefes Nachsinnen und mußte sich während demselben mit so absonderlichen Sachen beschäftigt haben, daß, als der Reisestallmeister seinen Hund wieder abholte, sie ihn mit Excellenz anredete, dann schaute sie ungeduldig nach ihrer längst erwarteten Tochter aus und als diese endlich kam, verließ sie eilfertig ihren Obststand, um sich zu der alten Frau Bleibert zu begeben, die, obgleich mit Unterbrechungen, immer noch an ihrem Spinnrade saß, um jetzt statt des Kaffees in der Ofenkachel das schon lange fertige Mittagessen ihres Sohnes Jakob zu überwachen.

„Ich weiß nicht, wo er heute nur bleibt," sagte sie zu Frau Ricke, nachdem sie diese herzlich begrüßt, „Sonntags kommt er doch sonst immer pünktlich — wenn ihm nur kein Unglück passirt ist."

Darüber konnte nun die Obsthändlerin ihre Freundin beruhigen, verschwieg aber ebenso wenig, daß Jakob in's Wirthshaus gegangen, und hielt es für ihre Schuldigkeit, auch die traurige Ursache zu diesem verzweifelten Schritte zu erzählen.

„O du lieber Himmel," seufzte Frau Bleibert, „also den Schuhmacher, diesen leichtsinnigen Kerl, ziehen sie meinem braven Sohne vor und die Theaterwagen soll er fahren — ist das eigentlich nicht eine Schande?"

„Eine Schande kann man gerade nicht sagen, aber die Kutscher thun's als nicht gern."

„Oje — Oje!"

Bei diesem Ausrufe nickte Frau Ricke mit sehr trauriger Miene und sagte: „tröstet Euch mit mir: denkt nur, der Oberste der kaiserlichen Hofhaltung will mich von meinem Stande vertreiben, am Seitenportal des Schlosses, den ich schon zwanzig Jahre mit Ehren behaupte."

Das war nun freilich ein welterschütterndes Ereigniß und Frau Bleibert wohl berechtigt, die Hände über dem Kopfe zusammen zu schlagen, sobald sie es vernommen.

„Das ist ja nicht möglich, Frau, das kann ja gar nicht sein. Ihr seid ja an dem Seitenportal gewesen, so lange ich denken kann, nein, nein, das geht nicht, das gibt ein Unglück!"

„Ganz ruhig werde ich es mir auch nicht gefallen lassen und ich komme eigentlich zu Euch als einer verständigen Frau, um ein wenig über die Sache zu reden."

„Ja das wollen wir, aber vorher will ich eine gute Tasse Kaffee sieden und nachsehen, ob die Jungfer Hildebrand zu Hause ist, das ist eine wichtige Person!"

„Die Hildebrand?" — „Gewiß, gewiß!"

„Sie selbst hat eigentlich nicht so viel zu bedeuten, aber

ihre ältere Schwester ist die Weißzeugverwalterin der Kaiserin und die zweite Schwester Kammerfrau der Prinzessin Henriette — nicht zu vergessen, die hübsche Base der Hildebrand, welche Haushälterin bei dem Hofzahlmeister ist. Wenn wir die für uns interessiren könnten, und ich glaube, daß es möglich ist, denn die Weißzeugverwalterin steht gerade jetzt glücklicherweise sehr schlecht mit dem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung: es hat da neulich eine Geschichte gegeben, bei der die Schwester der Jungfer Hildebrand Recht behalten — ja, und wenn die will — Verbindungen haben die drei Schwestern die allerbesten am ganzen Hofe, besonders die Kammerfrau, ohne welche die Prinzessin gar nicht existiren könnte, und dann weiß die ganze Welt, daß, wenn die Prinzessin Henriette ein Wort bei dem Kaiser oder der Kaiserin fallen läßt, so thut es immer seine Wirkung."

„Gut, Frau Bleibert," sagte die Obsthändlerin und setzte würdevoll hinzu, „auch wir haben unsere Bekanntschaften, und wir wollen es dem Herrn einmal zeigen, daß sich auch der ärmste Wurm auf seine Art wehrt, wenn er getreten wird — kocht Ihr Euern Kaffee, ich werde hingehen und etwas Gutes zum Eintunken holen."

So geschah es — nach einer Viertelstunde brachte die Obsthändlerin vortreffliches Backwerk, der Kaffee gerieth außerordentlich und die Jungfer Hildebrand, die eines geschwollenen Backens wegen nicht ausgehen konnte, nahm die Einladung zum Kaffee gnädigst an. Und wie behaglich saß es sich hier in der warmen Stube, während draußen Regen und Wind die Straße ungemüthlich machte; der Ofen summte, der Wasserkessel brodelte und die drei Hexen brauten eine Suppe zusammen, welche wohl im Stande war, dem, der sie ausessen mußte, großes Unbehagen zu verursachen.

Viertes Kapitel.

Wirkungen oben.

Der Chef des geheimen Cabinets hatte ein paar Tage später Seine Majestät verlassen und übergab draußen im Vorzimmer mit einem vergnügten Lächeln seine wohlverschlossene Mappe dem wartenden Canzleidiener. In dieser Mappe befand sich unter anderem die versprochene lebenslängliche Anstellung, sowie ein Schreiben des französischen Gesandten, auf dessen Rand Seine Majestät eigenhändig geschrieben hatte: dem Marquis Saute-en-ville sein Bedauern ausdrücken und den Obersten der kaiserlichen Hofhaltung zu strenger Verantwortung auffordern. Auch war es dem Cabinetschef möglich gewesen, mit großer Wärme über den Kammerherrn Grafen Schleiden sprechen und dabei bedauernd zu erwähnen, er, der Cabinetschef, habe gehört, daß Graf Schleiden im Begriffe sei, die Residenz zu verlassen und sich auf seine Güter zurückzuziehen.

„Warum das?“ hatte Seine Majestät gefragt und hinzugesetzt: „es wäre schade, der Graf macht ein gutes Haus.“

„Ausgezeichnet,“ hatte der Cabinetschef erwiedert, „es gibt nicht leicht deliciösere Feste, als die, welche Schleiden arrangirt; der Graf hat darin ein immenses Talent und ist darin ebenso berühmt, wie als Administrator seiner Güter — — ich fürchte fast — —“

„Was fürchten Sie?“

„Ich möchte es nicht als verbürgt Eurer Majestät hinstellen, aber aus sehr guter Hand erfuhr ich, daß unser hoher Nachbar, der Kaiser von China, der sich von jeher ein Vergnügen daraus macht, uns bedeutende Leute, Talente zu entführen, dem Grafen eine große Stelle angeboten hat.“

Darauf hin hatte nun Seine Majestät nicht geruht, irgend etwas Besonderes zu bestimmen, war aber mit einem leichten Kopfschütteln an's Fenster getreten, nachdem sie gesagt: „mein Vetter Liebden, der Kaiser von China, soll sich um seinen langen Zopf bekümmern!“ —

Im Vorzimmer traf der Cabinetschef den Obersten der kaiserlichen Stallungen, der ihn unter den Arm nahm und in eine der tiefsten Fensternischen führte.

„Weiß der Teufel," sagte Seine Excellenz, „welcher Wind jetzt bei Hofe bläst, nichts als Widerwärtigkeiten, deren Quellen ich nicht zu ergründen im Stande bin; jeden Tag kleine, unangenehme Geschichten, allerdings nichts Großes, nichts Bedeutendes, aber Nadelstiche, die mir das Leben verbittern — nächstens bekomme ich die ganze Geschichte satt und thue, was ich schon längst hätte thun sollen; Undank ist doch der Welt Lohn und weit davon ist gut vor dem Schuß. Finden Sie nicht auch, daß man da drinnen recht verdrießlich ist?"

„Ob ich das finde?" sagte der Cabinetschef mit einem bedenklichen Gesichte; „— wer hat dabei den sauersten Posten? — ich — wer muß Alles, was Unangenehmes in sämmtlichen Departements vorgeht, anhören; — ich — ich — wer wird gewissermaßen überall in Mitleidenschaft gezogen? — — ich — wer muß für alle Welt sprechen, ohne je für sich selbst etwas thun zu können? wer muß alle die unangenehmen Aufträge an Seine Majestät besorgen? — ich — ich — ich —"

Bei diesen letzten Worten schaute der Sprecher den Obersten der kaiserlichen Stallungen mit einem so bedeutsamen Kopfnicken an, daß dieser erschreckt fragte: „Haben Sie vielleicht etwas der Art an mich?" worauf der Andere erwiederte: „Nein, aber etwas für den Obersten der kaiserlichen Hofhaltung; unter uns gesagt, eine ellenlange Nase. — Hören Sie, Excellenz," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher der Oberst der kaiserlichen Stallungen kopfschüttelnd zum Fenster hinausgeschaut, „was ich Ihnen jetzt sage, geschieht in strengstem Vertrauen, aber wenn ich an der Stelle unseres Obersten der kaiserlichen Hofhaltung wäre, so würde ich eines starken Schnupfens wegen eine Zeit lang zu Hause beiben und in der Zeit hie und da einem guten Freund die Mittheilung machen, daß mir bei meinem vorgerückten Alter mein Amt anfinge, etwas beschwerlich zu werden."

„Glauben Sie?"

„Was geschehen soll, geschieht und ich bin fest überzeugt, es würde Manches mit den Beweisen außerordentlicher Gnade vor sich gehen, wenn man dem Kaiser einen solchen Wunsch des Obersten der kaiserlichen Hofhaltung unterbreiten könnte. Glauben mir Eure Excellenz, daß ich in jeder Beziehung die Aufrichtigkeit selbst bin und daß, wenn ich solchen Wink fallen lasse, die Angelegenheit schon sehr weit vorgeschritten sein muß."

„Sie wissen, welches Vertrauen ich in Sie setze," sprach der Chef des kaiserlichen Stalles nach einer Pause, während welcher er nachdenklich seine Fingerspitzen betrachtet hatte. — „Ihr Rath in Betreff des Obersten der kaiserlichen Hofhaltung ist ganz vortrefflich, aber glauben Sie mir, daß es bei mir auch mit ähnlichen Kleinigkeiten anfängt, wie bei unserem verehrten Freunde und Collegen, Sie wissen von dem Unfall gestern, als Seine Majestät ausfuhren, selbst kutschirend; der Kaiser hatte allerhöchst selbst die Pferde bezeichnet, mit denen er fahren wollte, und obgleich ich mich auf den Leibkutscher Mundel wie auf mich selbst verlassen kann, so fuhr ich doch selbst vorgestern noch mit diesen Pferden und fand Sie mit allen Schwierigkeiten vertraut und sicher — ich war dabei, als sie Seiner Majestät eingespannt und vorgeführt wurden — ja, ich gab dem Kaiser selbst die Zügel in die Hand und freute mich ordentlich, in welch animirten, aber ruhig gesammelten Trab die Pferde vom Fleck weg fortgingen — was geschieht —"

„Ja, ja, ich weiß."

„Sprachen Seine Majestät davon?"

„Nur im Allgemeinen."

„Ungnädig?"

„— — — — Ich will das gerade nicht sagen, doch schien der Kaiser allerdings etwas verdrießlich über die Geschichte zu sein."

„Sehen Sie, und ich bin daran so unschuldig wie ein neugeborenes Kind; der Sattelmeister Fuchs, der hinten drein ritt, hat mir versichert, der Kaiser habe die Peitsche nicht gebraucht, als plötzlich in der großen Allee bei Tivoli das Sattelpferd einen so tollen Riß nach links thut, daß ein

Kettenglied am Aufhalter reißt — denken Sie sich das Unglück, das hätte geschehen können — glücklicher Weise war der Sattelmeister bei der Hand und faßte das Pferd, ehe noch etwas geschehen konnte."

„Unbegreiflich!"

„Ja, allerdings unbegreiflich, aber was das Schlimmste ist, Seine Majestät befahlen gestern den ersten Stallmeister zum Rapport, und ich weiß auch heute noch nicht, ob ich angenommen werde."

„Hm, hm," machte der Chef des geheimen Cabinets und sagte nach einer Pause: „Da fällt mir noch etwas Anderes ein, was ich Ihnen nicht vorenthalten will: die Prinzessin Henriette hat, wie ich zufällig erfahren, in vertraulicher Weise bei dem Reisestallmeister der Kaiserin, dem Grafen Honeck, angefragt, ob es der Kaiser wohl übelnehmen würde, wenn sie sich einen gewissen — nun wie heißt er doch — einen gewissen — — Bleibert aus dem Marstalle zu ihrem Leibkutscher ausbitten werde."

„Sehen Sie," sagte der Oberst der kaiserlichen Stallungen hastig, „das ist auch wieder eine von diesen Geschichten, von denen kein Mensch weiß, wo sie herkommen — Gott weiß, wie der Kaiser auf diesen Bleibert kommt — allerdings kein übler Kutscher, aber sonst ein ganz unbedeutender junger Mensch, den er mir neulich schon nannte, als ich einen anderen zum wirklichen Hofkutscher vorschlug."

„Da hätte Eure Excellenz nachgeben sollen," erwiederte der Cabinetschef mit aufgehobenem Zeigefinger, „so eine Kleinigkeit — es ist allerdings gut, hie und da Schwierigkeiten zu machen, aber bei so unbedeutenden Sachen — doch, wie bemerkt, die Anfrage geschah, und da Graf Honeck die Kaiserin von diesem Wunsche ihrer Tante in Kenntniß setzte, so fragte sie selbst den Kaiser."

„Und Seine Majestät?"

„Soll verdrießlich darüber gewesen sein und gesagt haben, ‚es ist mir allerdings sehr erklärlich, daß deine Tante vertraute Leute wünscht, aber unangenehm, daß gerade ich sie

hergeben soll — und dieser Bleibert ist ein ganz ausgezeichneter Kutscher, neulich — —'"

„Weiter, weiter, wenn ich bitten darf," sagte der Oberste der kaiserlichen Stallungen, als der Andere hier eine kleine Kunstpause machte.

„,Neulich,' fuhr Seine Majestät fort, ‚als ich diesen Bleibert zum Hofkutscher machen wollte, opponirte mir der Oberst der kaiserlichen Stallungen in höchst auffallender Weise.'"

„A—a—a—ah, das ist stark, — in einer höchst auffallenden Weise?"

„,In einer höchst auffallenden Weise und schlug mir,' sagte der Kaiser weiter, ‚einen andern zu dieser Stelle vor, einen unzuverlässigen, versoffenen Menschen, derselbe, der heute — es war nämlich am gleichen Tage — die beiden neuen Pferde eingespannt hat, mit denen ich fast ein Unglück gehabt.'"

„Das ist allerdings wahr, ein fürchterliches Zusammentreffen."

„,Entsetzlich,' soll darauf die Kaiserin ausgerufen haben."

Der Oberst der kaiserlichen Stallungen that einen tiefen Seufzer und sagte dann: „Das hat man davon, wenn man sich unermüdet Tag und Nacht im kaiserlichen Dienste abschindet und abplagt — nun sehen wir, wie es weiter geht — dessen kann ich Sie aber versichern," fuhr er in entschlossenem Tone fort, wenn Sie mir einmal einen ähnlichen Wink geben lassen, wie der ist, welcher dem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung nützlich wäre, so werde ich sogleich wissen, was ich zu thun habe."

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener Strömer aus dem Cabinet des Kaisers und meldete mit einer tiefen Verbeugung gegen den Obersten der kaiserlichen Stallungen, daß Seine Majestät für den heutigen Rapport danken lassen.

Unterdessen hatte der Kaiser, statt seinen Obersten der kaiserlichen Stallungen zu empfangen, seinen Hofzahlmeister bei sich gesehen, welcher durch eine Hinterthür einzutreten pflegte, und eine etwas geheimnißvolle Geschichte angehört, die darin bestand, daß ein sehr edles Pferd, welches der Kaiser kaufen wollte, das ihm aber als unsicher bezeichnet

worden, hierauf zu einem billigen Preise für einen Neffen des Obersten der kaiserlichen Stallungen erhandelt worden sei. Dann war es Frühstückzeit geworden, und Seine Majestät begaben sich in die Gemächer der Kaiserin.

Allerhöchstdieselbe waren in sehr heiterer Laune; neben ihrem Fauteuil stand ihre Lieblingsdame, Fräulein von Birschow, und vor der Kaiserin der Baron Mittau, Hofmarschall der Prinzessin Henriette.

„Ich lasse mich von dem Baron Mittau in Coulissengeheimnisse einweihen," sagte die Kaiserin lächelnd, als der Kaiser eintrat, „du fandest ja auch neulich auf dem Balle meiner Tante die Arrangements des kleinen Pflanzengartens so überaus reizend, — ich kenne den beschränkten Raum und mußte erstaunen, was Mittau Alles daraus gemacht hat."

„Da werden wir wohl nächstens etwas Aehnliches bei uns wollen," meinte Seine Majestät, worauf die Kaiserin mit einem leichten Seufzer erwiederte: „Das ist leider unmöglich, denn der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung hängt zu sehr an den alten hergebrachten Regeln, um einen Saal, der nicht förmlich für einen Wintergarten gebaut ist, so deliciös mit Pflanzen zu dekoriren — ach, und wie erfrischend und allerliebst war der kleine Springbrunnen, das ließe sich allerdings bei uns ganz gut machen — man könnte den blauen Saal dazu nehmen, indem man ihn mit dem Marmorsaale dadurch in Verbindung brächte, daß man die großen Glaswände zwischen beiden entfernte — nicht wahr, lieber Mittau, das ginge ohne große Schwierigkeiten?"

„Auf allerhöchsten Befehl, gewiß."

„Und müßte charmant sein — meinst du nicht auch?" fragte die Kaiserin Seine Majestät.

„O gewiß, und Baron Mittau könnte ja so freundlich sein, dem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung seine Ideen anzugeben."

„Ach, geh' mir doch mit deinem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung," erwiederte Ihre Majestät in verdrießlichem Tone, „da würden wir von tausend Schwierigkeiten hören; nein, nein, in dem Falle wollen wir die Sache liegen lassen;

ich danke Ihnen, lieber Mittau," fuhr die Kaiserin nach einer Pause, während welcher sie sich erhoben hatte, fort, „ich danke Ihnen recht sehr, grüßen Sie meine Tante Henriette."

Der Hofmarschall der Prinzessin hatte sich nach mehreren tiefen Verbeugungen zurückgezogen, und Fräulein von Birschow wurde auf's allergnädigste entlassen, indem die Kaiserin sie auf die Stirne küßte; dann betraten Ihre Majestäten den anstoßenden kleinen Speisesalon, wo sie gewöhnlich zu frühstücken pflegten.

„Ich weiß nicht," sagte die Kaiserin nach einer Pause, welche den vortrefflichen frischen Austern gewidmet war, „ob du damals beim Balle meiner Tante das wirklich deliciöse Arrangement des kleinen Wintergartens bemerkt hast — ich kann dich versichern, ich sah nie etwas Schöneres; überhaupt muß man es dem Baron Mittau nachsagen, er hält das Haus der Prinzessin vortrefflich in Ordnung und nicht zu theuer; sie sagte mir neulich noch, sie spare jedes Jahr eine ganz hübsche Summe."

„Sparsamkeit ist eine gute Tugend für einen Oberhofmarschall," entgegnete der Kaiser — „ich weiß nicht, wie es kommt, wir bringen es nie so weit."

„Dafür wollte ich dem Oberst der Hofhaltung eigentlich keinen Vorwurf machen," meinte Ihre Majestät, wobei sie das Wort dafür sehr stark betonte, „wenn nur sonst Alles wäre, wie es sein sollte."

„Ja, ja, der Oberste der Hofhaltung wird alt und sehr vergeßlich, an seinem guten Willen fehlt es nicht."

„Aber warum sollen wir für die Vergeßlichkeit unserer Diener büßen? und ich kann dich versichern, der Marquis Saute-en-ville, den ich gestern empfing, machte mir nicht nur ein recht trockenes Gesicht, sondern ich mußte mich bemühen, ihn und seine höchst einfältige Frau zu unterhalten."

„Ja, ja, es ist sehr unangenehm, ich muß da eine Aenderung eintreten lassen, seine Vergeßlichkeit neulich in Betreff der Einladung war mir recht fatal; man erscheint da als rücksichtslos, ohne es sein zu wollen."

„Und er wird so ungefällig, der Oberst der Hofhaltung;

meine kleine Birschow, Niemand ist doch so bescheiden und anspruchslos wie sie, verlangt neulich ein unbedeutendes Kämmerchen für eine zweite Kammerjungfer, was ihr rund abgeschlagen wurde — c'est trop und ich mußte befehlen, daß man ihr das leerstehende Zimmer gab."

„Ich werde ihn mit allen Ehren in den Ruhestand versetzen — wenn ich nur schon über einen passenden Nachfolger mit mir im Reinen wäre — ich habe schon an den Grafen Diederstein gedacht."

Die Kaiserin lächelte kopfschüttelnd ihren Teller an.

„Bist du nicht meiner Ansicht?"

„Wenn ich offen sein darf, nein — Diederstein ist beinahe eben so alt und wir würden dabei wenig gewinnen — sieh' dich doch einmal unter den jüngern Leuten um — ich muß schon gestehen, daß meine Tante Henriette ganz Recht hat, wenn sie sagt, zwei Chargen bei Hofe solle man nicht mit so alten Leuten besetzen."

„Und wer ist die zweite Hofcharge?" fragte der Kaiser mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Nun der Oberste der kaiserlichen Stallungen — es hängt viel davon ab, wenn er nicht energisch und rüstig ist. — Denke doch nur, welches Unglück du vor ein paar Tagen hättest haben können."

„Wahr, sehr wahr; auch entwickelt der Oberst der Stallungen in letzterer Zeit ein recht verdrießliches Talent, unbedeutende Leute zu protegiren. Da hatte ich neulich eine ganz unangenehme Geschichte in dieser Richtung mit ihm: ich wollte einen meiner Leute zum Hofkutscher machen, er opponirte mir förmlich, und doch ist das ein ganz ausgezeichneter Kutscher."

„Auch ich hörte davon, der Mann heißt Bleibert und soll ein vortrefflicher Mensch sein; er ist derselbe, den meine Tante Henriette für sich gewünscht; ich habe mich natürlich nach ihm erkundigt und von der unverdächtigsten Seite wirklich ganz außerordentlich Gutes von ihm gehört; er soll einer der besten Leute des Stalls sein, dabei ein guter Sohn, der seine alte Mutter auf eine wirklich rührende Art unterstützt

— wie gesagt, ich habe es aus ganz unverdächtiger Quelle; meine Weißzeugverwalterin sagte es meiner Kammerfrau, und die gute Virschow, die es von ihrer neuen Kammerjungfer, einem ehemaligen ganz harmlosen Ladenmädchen wußte, hat es mir bestätigt."

„Das Gleiche sagte mir auch der Hofzahlmeister, wobei er mir eine andere, etwas anrüchige Geschichte erzählte, doch hat der Oberst der kaiserlichen Stallungen auch seine vortrefflichen Eigenschaften, er kennt seine Pferde wie Niemand."

„Aber er ist alt und unzuverlässig, wie du neulich selbst erfahren — o mein Gott, wenn der Sattelmeister das Pferd nicht noch zur rechten Zeit gehalten hätte — ich schaudere, wenn ich daran denke —"

„Ja, ja, aber ich möchte ihm um Alles in der Welt nicht wehe thun — ein so treuer, würdiger Mann."

„Gerade wie der Oberst der Hofhaltung und wenn ich nicht irre, so sind beide in gleichem Alter — die einzigen noch nicht in Ruhestand versetzten Oberhofchargen von der Zeit deines Vaters."

Der Kaiser nickte mit dem Kopfe.

„Alle übrigen Stellen hast du mit jüngeren Leuten besetzt, wie es Jedermann begreiflich findet, und du kannst mir glauben, auch diese Beiden werden sich nicht viel daraus machen, wenn du ihnen mit allen Ehren ihre Pension bewilligst."

Der Kaiser nickte wieder, sagte aber, „das ist alles wahr, aber ich habe mich so an den Obersten der kaiserlichen Stallungen gewöhnt."

„Man wird ihn nach wie vor bei Hofe sehen — davon bin ich überzeugt, und es wäre ein so günstiger Augenblick, ihn mit dem Obersten der Hofhaltung zu entlassen; es würde heißen, man will diesen beiden treuen Dienern ihre wohlverdiente Ruhe gönnen — wogegen es allerdings gehässig erscheinen würde, wenn du den Obersten der Hofhaltung allein entließest und den andern, der mit ihm in gleichem Alter ist, beibehieltest."

„Das hat allerdings etwas für sich, aber beide sind

nicht so leicht zu ersetzen — du hast Recht, Diederstein ist fast ebenso alt, und da ist nun mein Cabinetschef, der mir auf's Dringendste den Grafen Schleiden empfiehlt — was denkst du von diesem?"

„Wenn ich die Wahrheit sprechen soll, so halte ich Schleiden nicht für zuverlässig; seine großen Güter liegen in dem Staat des Kaisers von China, an dessen Hof er jeden Augenblick zu finden ist."

„Es sollen ihm gerade für die gleiche Stelle von dort große Anträge gemacht worden sein."

„Verzeihe mir, wenn ich dir sage, dein Cabinetschef ist ein Pfiffikus — diese vielleicht fingirten Anträge sollen große Anforderungen unterstützen."

„Vielleicht hast du Recht, aber du siehst, wie schwer es ist, solch wichtige Stelle mit tüchtigen Leuten zu besetzen — — oder hattest du vielleicht selbst Jemand im Vorschlag?" fuhr Seine Majestät nach einer Pause fort, als sie sahen, daß ihn die Kaiserin mit einem eigenthümlichen Lächeln anschaute.

„O ja, das hätte ich schon — aber zwei Rücksichten halten mich davon ab."

„Welche?"

„Eine kann ich dir schon sagen: ich weiß, daß du das Protegiren nicht leiden kannst."

„Ja, ja — und die andere Rücksicht, die dich abhält?"

„Wenn ich dir meine zweite Rücksicht nenne," sagte die Kaiserin in heiterem Tone, „so hebe ich die erste wieder auf, denn indem ich dadurch meinen Empfohlenen verrathen muß, protegire ich!"

„Immer zu, da wir einmal dabei sind," meinte Seine Majestät lächelnd, „so sage die zweite Rücksicht!"

Die Kaiserin, anstatt sogleich zu antworten, schälte eine feine Birne, und während sie Seiner Majestät die Hälfte davon überreichte, sagte sie: „Die Person, von der ich überzeugt bin, daß sie wie Niemand zu der betreffenden Stelle paßt, darf ich dir wahrhaftig nicht nennen, aus — Rücksicht — — — gegen meine Tante Henriette."

„Ah, Baron Mittau, ich habe es mir fast gedacht, das ist ja eine förmliche Verschwörung — nun in der That, es wäre nicht so übel, aber die Tante würde das allerdings rücksichtslos finden."

„So tausche mit ihr," entgegnete die Kaiserin mit einer ganz unbefangenen Miene, — „du gibst ihr deinen Kutscher für ihren Hofmarschall."

„Um des Himmels willen," rief der Kaiser, indem er mit einem komischen Erschrecken rings um sich her schaute, wenn das Jemand gehört hätte: welcher Tausch — nun ich will mir die Sache überlegen."

„Auch was den Obersten der Stallungen anbelangt?"

„Für ihn wüßte ich in der That augenblicklich keinen Ersatz."

„Es müßte ein junger Mann sein von sehr guter Familie —"

„Hm," machte der Kaiser.

„Ein vortrefflicher Reiter."

„Gewiß."

„Jemand, der schon bewiesen hat, daß er, wenn auch einen kleineren Stall vortrefflich zu leiten versteht."

„Allerdings."

„Dabei eine angenehme Persönlichkeit!"

„Wenn du nicht wieder Rücksichten zu nehmen hast," sagte der Kaiser, dessen Laune sich während des Frühstücks vollkommen aufgeheitert hatte, „so nenne mir ein solches Ideal eines Obersten der Stallungen."

„Durchaus kein Ideal, diese so vortrefflich passende Persönlichkeit liegt so nahe."

„Du meinst vielleicht den ersten Stallmeister?"

„Nein, das ist allerdings ein braver Mann und hätte auch die tüchtigsten Eigenschaften für die Stelle eines Chefs der Stallungen, aber er ist zu selbstständig, zu wenig pliant, durchaus nicht so biegsam und rücksichtsvoll, als man wohl verlangen kann."

Der Kaiser zuckte mit den Achseln, ehe er sagte: „nun da bin ich auf dein Ideal begierig."

„Nun, deinen Flügeladjutanten Graf Honeck."

„Uh — deinen Reisestallmeister — an den hätte ich wahrhaftig nicht sogleich gedacht."

„Aber du wirst mir zugeben, daß er alle die guten Eigenschaften vereinigt, deren ich vorhin erwähnte."

„Etwas davon — etwas davon — aber jung, sehr jung."

„Nicht jünger als Baron Mittau — ja sogar älter als dein Hofjägermeister — warum sollst du nicht das Recht haben, dich mit jüngeren, heiteren Leuten zu umgeben?"

„Das ist allerdings wahr."

„Mit jüngeren Leuten, die nicht starr, ja oft eigensinnig am Althergebrachten festhalten, die sich vielmehr ein Vergnügen daraus machen, deinen Wünschen zuvorzukommen, sich deinen Neigungen anzuschmiegen."

„Freilich, freilich —"

„Ich bin überzeugt, daß es bei Baron Mittau nur eines Winkes bedürfte, um beim nächsten Ballfeste den wunderbarsten Wintergarten hinzuzaubern, und daß Graf Honeck dir gewiß nicht Jemand zur Beförderung vorschlagen würde, von dem er nicht zum Voraus weiß, daß er dir angenehm ist — junge Leute kennen keine Schwierigkeiten, folgen unbedingt jedem Winke, den man ihnen gibt, gehen auf ein Augenblinzeln durch Dick und Dünn, ordnen ihre eigne Meinung vollkommen unter, widersprechen nie, und das Alles verlange ich von einem guten Diener."

„Ich will es mir überlegen," sagte Seine Majestät, und damit war das Frühstück beendigt.

Und der Kaiser hielt Wort und überlegte.

Während er aber überlegte, gab es am kaiserlichen Hofe von Japan und außerhalb desselben viel geheimnißvolles emsiges Getreibe. Da bemerkte man häufig die alte Obsthändlerin, welche ihren neuen Pachtvertrag glücklich durchgesetzt hatte, wie sie das linke Seitenportal des Schlosses verließ, nachdem sie vielleicht vorher mit dem Hofmarschall der Prinzessin Henriette ein paar geheimnißvolle Worte gesprochen,

und zu der alten Frau Bleibert eilte, worauf diese sich dann eilfertig in's Schloß begab und mit ihrer künftigen Schwiegertochter Rosa eine längere Conferenz hatte. Da kam die Jungfer Hildebrand auch ohne geschwollenen Backen häufig zum Kaffeetrinken in die Parterrewohnung und sagte eines Tages zur alten Frau Bleibert: „es war doch eine gute Idee von uns, den Obersten der kaiserlichen Hofhaltung abzusetzen und den Obersten der kaiserlichen Stallungen unmöglich zu machen, und soweit sind wir nächstens: meine Schwester, die Weißzeugverwalterin der Kaiserin wird erste Kamerfrau Ihrer Majestät, und meiner Schwester bei der Prinzessin Henriette hat es der Baron Mittau in die Hand versprochen, daß Ihr Sohn, der Jakob, Oberkutscher bei Ihrer kaiserlichen Hoheit werden soll."

Aber der Kaiser überlegte immer noch.

Die Prinzessin Henriette wollte ganz zufällig vernommen haben, Seine Kaiserliche Majestät habe halb und halb die Idee, ihren Hofmarschall Baron Mittau zum Chef der Allerhöchsten Hofhaltung zu ernennen, und sagte eines Tages mit einer vor Rührung zitternden Stimme halblaut zwar, aber doch so, daß es der Kaiser deutlich hörte: dieser Mittau ist eine unschätzbare Perle, ich verliere ihn sehr, sehr ungern, aber in dem Falle stehe ich natürlich gerne zurück. — Auch der Chef des Geheimen Cabinets, welcher von guter Hand erfahren halte, daß sein Protégé, der Graf Schleiden, nicht die geringste Spur einer Hoffnung habe, bequemte sich mit einer rasenden Schnelligkeit zur Allerhöchsten Anschauung, fand den Grafen Schleiden doch nicht für ganz geeignet, aber den Baron Mittau mit Allem dem auf's Glänzendste versehen, was man von einem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung verlangen könne.

Aber der Kaiser überlegte immer noch.

Da traf der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung an einem schönen Morgen den Obersten der kaiserlichen Stallungen in einem Seitenwege des kaiserlichen Parkes, worauf beide mit einander dahin gingen, dem Gesange der Vögel lauschend,

und bei dem Gemurmel des Wasserfalls am Fuße des großen Porzellantempels stehen blieben. Beide sprachen eine Zeitlang mit einander vom schönen Wetter, dann sagte plötzlich der Chef der kaiserlichen Hofhaltung: „à propos, Excellenz, neulich sprach der Chef des kaiserlichen Cabinets von Ihnen und meinte —"

„Ei, das trifft sich merkwürdig," entgegnete die andere Excellenz, „auch mit mir sprach er von Ihnen und meinte ebenfalls —

„In Betreff der kaiserlichen Ungnade?"

„In Betreff der kaiserlichen Ungnade!"

„Wir sollten vielleicht —?"

„Wir sollten vielleicht —!"

„Zuvorkommen?"

„Zuvorkommen!"

„A—a—ah, der tausend!"

Und der Kaiser überlegte immer noch, bis ihm der Chef des Geheimen Cabinets geschmeidig mit freundlich listigem Lächeln die beiden zuvorkommenden Gesuche der beiden alten Excellenzen überreichte, worauf Seine Majestät bedeutsam nickte, und am Hofe von Japan Alles so in Ordnung kam, wie es sich der geneigte Leser nur wünschen kann, und die beiden zuvorkommenden Excellenzen erhielten jeder den großen Sonnenorden mit faustdicken Brillanten, emaillirt mit Kometsternen und Krokodilschwänzen, letztere als ganz besondere Auszeichnung im Feuer vergoldet; Baron Mittau wurde Chef der kaiserlichen Hofhaltung, Graf Honeck Chef der kaiserlichen Stallungen, der Cabinets-Chef erhielt wegen seiner unparteiischen, aber getreuen Mitwirkung den Sonnenorden ohne Brillanten, ohne Sterne und Krokodilschwänze. — Jakob Bleibert wurde Leibkutscher der Prinzessin Henriette, und der Historiograph dieses wahrhaftigen Stückes japanesischer Hofgeschichte wurde zum Dank für richtige Aufzeichnung mit dem feinsten Panamahute begnadigt, der in und außerhalb der kaiserlichen Staaten nur aufzutreiben war.





